

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

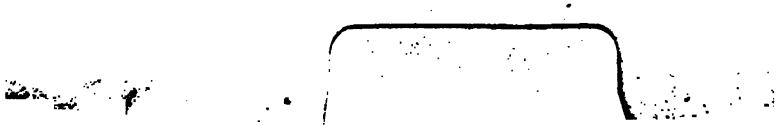
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT2301
.A1
BD.5




EXCELSIOR
Heinrich Heine's
sämmtliche Werke.
Fünfter Band:
Vermischte Schriften.
(Erste Abtheilung.)
Philadelphia.
John Weik.
1855.
B.C.BAXTER.

Amerikanische

Volks-Bibliothek

Deutscher Klassiker.

Fünfter Band.

Philadelphia.
Verlag von John Weik.
No. 195 Chesnutstraße.
1855.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Fünfter Band:

Vermischte Schriften.

Erste Abtheilung.

Notiz.

—

Im fünften und sechsten Bande geben wir sämmtliche politische, literarhistorische, biographische ꝛc. Arbeiten Heinrich Heine's so vollständig, als wir sie in den zerstreuten und vermischten Schriften des Verfassers auftreiben konnten.

Philadelphia, im Juli 1855.

Der Verleger.

Einleitende Bemerkung.

Herr Lumley, Direktor des Theaters Ihrer Majestät der Königin zu London, forderte mich auf, für seine Bühne ein Ballet zu schreiben, und diesem Wunsche willfahrend dichtete ich das nachfolgende Poem. Ich nannte es: Doktor Faust, ein Tanzpoem. Doch dieses Tanzpoem ist nicht zur Aufführung gekommen, theils weil in der Saison, für welche dasselbe angekündigt war, der beispiellose Succes der sogenannten schwedischen Nachtigall jede andere Exhibition im Theater der Königin überflüssig machte, theils auch weil der Balletmeister aus Esprit de Corps de Ballet, hemmend und säumend, alle möglichen Böswilligkeiten ausübte. Dieser Balletmeister hielt es nämlich für eine gefährliche Neuerung, daß einmal ein Dichter das Libretto eines Balletes gedichtet hatte, während doch solche Produkte bisher immer nur von Tanzaffen seiner Art, in Collaborazion mit irgend einer dürftigen Literatenseele, geliefert worden. Armer Faust! armer Hexenmeister! so mußtest du auf die Ehre verzichten, vor der großen Victoria von England deine Schwarzkünste zu produziren! Wird es dir in deiner Heimath besser gehn? Sollte gegen mein Erwarten irgend eine deutsche Bühne ihren guten Geschmack dadurch bekunden, daß sie mein Opus zur Aufführung brächte, so bitte ich die hochlöbliche Direktion bei dieser Gelegenheit auch nicht zu versäumen, das dem Autor gebührende Honorar, durch Vemittlung der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg, mir oder meinen Rechtsnachfolgern zukommen zu lassen. Ich halte es nicht für überflüssig zu bemerken, daß ich, um das Eigenthumsrecht meines Ballets in Frankreich zu sichern, bereits eine französische Uebersetzung drucken ließ und die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl Exemplare an gehörigem Orte deponirt habe.

Als ich das Vergnügen hatte dem Herrn Lumley mein Balletmanuskript einzuhändigen und wir, bei einer duftigen Tasse Thee, uns über den Geist der Faustsage und meine Behandlung derselben unterhielten, ersuchte mich der geistreiche Impressario das Wesentliche unseres Gespräches aufzuzeichnen, damit er späterhin das Libretto damit bereichern könne, welches er am Abend der Aufführung seinem Publikum zu übergeben gedachte. Auch solchem



Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Fünfter Band:

Vermischte Schriften.

(Erste Abtheilung.)

Philadelphia.
John Weik.
1855.

Notiz.

—

Im fünften und sechsten Bande geben wir sämmtliche politische, literarhistorische, biographische ꝛc. Arbeiten Heinrich Heine's so vollständig, als wir sie in den zerstreuten und vermischten Schriften des Verfassers auftreiben konnten.

Philadelphia, im Juli 1855.

Der Verleger.

Amerikanische

Volks-Bibliothek

Deutscher Klassiker.

Fünfter Band.

Philadelphia.
Verlag von John Weik.
No. 195 Chesnutstraße.
1855.



H. Heine's

Sämmtliche Werke.

Fünfter Band:

Vermischte Schriften.

Erste Abtheilung.

Amerikanische

Volks-Bibliothek

Deutscher Klassiker.

Fünfter Band.

Philadelphia.
Verlag von John Weik.
No. 195 Chesnutstraße.
1855.

phiſtophela aber reißt ihn fort von dem Spiegelbilde, das durch die Berührung des Zauberſtabes wieder verſchwindet, und fortgeſetzt wird der höhere Tanzunterricht der altclaſſiſchen Schule.

Zweiter Akt.

Großer Platz vor einem Schloſſe, welches zur rechten Seite ſichtbar. Auf der Rampe, umgeben von ihrem Hofgeſinde, Rittern und Damen, ſitzen in hohen Thronſeſſeln der Herzog und die Herzogin, erſterer ein ſteifältlicher Herr, letztere, ein junges, üppiges Weib, ganz das Konterfei des Frauenbilds, welches der Zauberſpiegel des erſten Akts dargeſtellt hat. Bemerklich iſt, daß ſie am linken Fuße einen güldenen Schuh trägt.

Die Scene iſt prachtvoll geſchmückt zu einem Hoffeſte. Es wird ein Schäferſpiel aufgeführt, im älteſten Roccocogeſchmacke: graziöſe Fadheit und galante Unſchuld. Dieſe ſüßlich gezierte Arkadien-Tänzelei wird plötzlich unterbrochen und verſcheucht durch die Ankunft des Fauſt und der Mephiſtophela, die in ihrem Tanzkoſtüm und mit ihrem Gefolge von dämoniſchen Ballettänzerinnen, unter jauchzenden Fanfaren, ihren Siegeseinzug halten. Fauſt und Mephiſtophela machen ihre ſpringenden Reverenzen vor dem Fürſtenpaar, doch erſterer und die Herzogin, indem ſie ſich näher betrachten, ſind betroffen wie von freudigſter Erinnerung: ſie erkennen ſich und wechſeln zärtliche Blicke. Der Herzog ſcheint mit beſonders gnädigem Wohlwollen die Huldigung Mephiſtophela's entgegen zu nehmen. In einem ungeſtümen Pas-de-deur, welches letztere jetzt mit Fauſt tanzt, haben beide fürnehmlich das Fürſtenpaar im Auge, und während die teufliſchen Tänzerinnen ſie ablöſen, koſ't Mephiſtophela mit dem Herzog und Fauſt mit der Herzogin; die überſchwängliche Paſſion der beiden Letztern wird gleichſam parodirt, indem Mephiſtophela den eckigen und ſteifleinenen Graziöſitäten des Herzogs eine ironiſche Zimperlichkeit entgegenſetzt.

Der Herzog wendet ſich endlich gegen Fauſt und verlangt, als eine Probe ſeiner Schwarzkunſt, den verſtorbenen König David zu ſehen, wie er vor der Bundeslade tanzte. Auf ſolches allerhöchſte Verlangen nimmt Fauſt den Zauberſtab aus den Händen Mephiſtophela's, ſchwingt ihn in beſchwörender Weiſe, und aus der Erde, welche ſich öffnet, tritt die begehrte Gruppe hervor: Auf einem Wagen, der von Leviten gezogen wird, ſteht die Bundeslade, vor ihr tanzt König David, poſſenhaft vergnügt und abenteuerlich geputzt gleich einem Kartenkönig, und hinter der heiligen Lade, mit Spießen in den Händen, hüpfen ſchaukelnd einher die königlichen Leibgarden, gekleidet wie polniſche Juden in lang herabſchlotternd ſchwarzſeidenen Kaftans und mit hohen Pelz-

mützen auf den spitzbärtigen Wackelköpfen. Nachdem diese Karrikaturen ihren Umzug gehalten, verschwinden sie wieder in den Boden unter rauschenden Beifallsbezeugungen.

Aufs Neue springen Faust und Mephistophela hervor zu einem glänzenden Pas-de-deur, wo der Eine wieder die Herzogin und die Andre wieder den Herzog mit verliebten Geberden anlockt, so daß das erlauchte Fürstenpaar endlich nicht mehr widersteht und seinen Sitz verlassend, sich den Tänzen jener beiden anschließt. Dramatische Quadrille, wo Faust die Herzogin noch inniger zu bestricken sucht. Er hat ein Teufelsmaal an ihrem Halse bemerkt, und indem er dadurch entdeckt, daß sie eine Zauberin sei, giebt er ihr ein Rendezvous für den nächsten Hexen-Sabbath. Sie ist erschrocken und will läugnen, doch Faust zeigt hin auf ihren güldenen Schuh, welcher das Wahrzeichen ist, woran man die Domina, die fürnehmste Satansbraut, erkennt. Verschämt gestattet sie das Rendez-vous. Parodistisch geberden sich wieder gleichzeitig der Herzog und Mephistophela, und die dämonischen Tänzerinnen setzen den Tanz fort, nachdem die vier Hauptpersonen sich in Zwiegesprächen zurückgezogen.

Auf ein erneutes Begehr des Herzogs ihm eine Probe seiner Zauberkunst zu geben, ergreift Faust den magischen Stab, und berührt damit die eben dahin wirbelnden Tänzerinnen. Diese verwandeln sich im Nu wieder in Ungethüme, wie wir sie im ersten Akte gesehen, und aus den graziösesten Ringelreihen in die täppischste und barockste Ronde überplumpsend, versinken sie zuletzt unter sprühenden Flammen in dem sich öffnenden Boden. — Rauschend enthusiastischer Beifall, und Faust und Mephistophela verbeugen sich dankbar vor den hohen Herrschaften und einem verehrungswürdigen Publiko.

Aber nach jedem Zauberstück steigert sich die tolle Lust; die vier Hauptpersonen stürzen rücksichtslos wieder auf den Tanzplatz, und in der Quadrille, die sich erneuet, geberdet sich die Leidenschaft immer dreister: Faust kniet nieder vor der Herzogin, die in nicht minder kompromittirenden Pantomimen ihre Gegenliebe kund giebt: vor der schäkernd hingerissenen Mephistophela kniet, wie ein lüsterner Faun, der alte Herzog; — doch indem er sich zufällig umwendet und seine Gattin nebst Faust in den erwähnten Posituren erblickt, springt er wüthend empor, zieht sein Schwert und will den frechen Schwarzkünstler erstechen. Dieser ergreift rasch seinen Zauberstab, berührt damit den Herzog und auf dem Haupte desselben schießt ein ungeheures Hirschgeweih empor, an dessen Enden ihn die Herzogin zurückhält. Allgemeine Bestürzung der Höflinge, die ihre Schwerter ergreifen und auf Faust und Mephistophela eindringen. Faust aber bewegt wieder seinen Stab, und im Hintergrunde der Scene erklingen plötzlich kriegerische Trompetenstöße, und man erblickt in Reih und Glied eine ganze Schaar von Kopf bis zu Füßen gehar-

niſchter Ritter. Indem die Höflinge ſich gegen dieſe zu ihrer Vertheidigung umwenden, fliegen Fauſt und Mephiſtophela durch die Luft davon, auf zwei ſchwarzen Roſſen, die aus dem Boden hervorgekommen. Im ſelben Augenblick zerrinnt, wie eine Phantasmagorie, auch die bewaffnete Ritterſchaar.

Dritter Akt.

Nächtlicher Schauplatz des Heren-Sabbaths: Eine breite Bergkoppe; zu beiden Seiten Bäume, an deren Zweigen ſeltſame Lampen hängen, welche die Scene erleuchten; in der Mitte ein ſteinernes Poſtament, wie ein Altar, und darauf ſteht ein großer ſchwarzer Bock mit einem ſchwarzen Menſchenantlitz und einer brennenden Kerze zwiſchen den Hörnern. Im Hintergrunde Gebirgshöhen, die einander überragend, gleichſam ein Amphitheater bilden, auf deſſen koloſſalen Stufen als Zuſchauer die Notabilitäten der Unterwelt ſitzen, nemlich jene Höllenfürſten, die wir in den vorigen Akten geſehen und die hier noch rieſenhafter erſcheinen. Auf den erwähnten Bäumen hocken Muſikanten mit Vogelgeſichtern und wunderlichen Saiten- und Blasinſtrumenten. Die Scene iſt bereits ziemlich belebt von tanzenden Gruppen, deren Trachten an die verſchiedenſten Länder und Zeitalter erinnern, ſo daß die ganze Verſammlung einem Maskenball gleicht, um ſo mehr, da wirklich viele darunter verlarvt und vermummt ſind. Wie barock, bizarr und abenteuerlich auch manche dieſer Geſtalten, ſo dürfen ſie dennoch den Schönheitsſinn nicht verletzen, und der häßliche Eindruck des Fratzenweſens wird gemildert oder verwiſcht durch mährchenhafte Pracht und poſitives Grauen. Vor dem Bocksaltar tritt ab und zu ein Paar, ein Mann und ein Weib, jeder mit einer ſchwarzen Fackel in der Hand, ſie verbeugen ſich vor der Rückſeite des Bocks, knieen davor nieder und leiſten das Homagium des Kuſſes. Unterdeſſen kommen neue Gäſte durch die Luft geritten, auf Beſenſtielen, Miſtgabeln, Kochlöffeln, auch auf Wölfen und Katzen. Dieſe Ankömmlinge finden hier die Buhlen, die bereits ihrer harrten. Nach freudigſter Willkomm-Begrüßung miſchen ſie ſich unter die tanzenden Gruppen. Auch Ihre Durchlaucht die Herzogin kommt auf einer ungeheuren Fledermaus herangeflogen; ſie iſt ſo entblößt als möglich gekleidet und trägt am rechten Fuß den güldenen Schuh. Sie ſcheint Jemanden mit Ungeduld zu ſuchen. Endlich erblickt ſie den Erſehnten, nämlich Fauſt, welcher mit Mephiſtophela auf ſchwarzen Roſſen zum Feſte heranfliegt; er trägt ein glänzendes Rittergewand und ſeine Gefährtin ſchmückt das züchtig enganliegende Amazonenkleid eines deutſchen Edelfräuleins. Fauſt und die Herzogin ſtürzen einander in die Arme und ihre überſchwellende Inbrunſt offenbart ſich in den verzückteſten Tänzen. Me-

phiſtophela hat unterdeſſen ebenfalls einen erwarteten Geſpons gefunden, einen dürren Junker in ſchwarzer, ſpaniſcher Manteltracht und mit einer blutrothen Hahnenfeder auf dem Barett; doch während Fauſt und die Herzogin die ganze Stufenleiter einer wahren Leidenſchaft, einer wilden Liebe, durchtanzen, iſt der Zweitanz der Mephiſtophela und ihres Partners, als Gegenſatz, nur der buhleriſche Ausdruck der Galanterie, der zärtlichen Lüge, der ſich ſelbſt perſifli-renden Lüſternheit. Alle vier ergreifen endlich ſchwarze Fackeln, bringen in der obenerwähnten Weiſe dem Bocke ihre Huldigung, und ſchließen ſich zuletzt der Ronde an, womit die ganze vermiſchte Geſellſchaft den Altar umwirbelt. Das Eigenthümliche dieſer Ronde beſteht darin, daß die Tänzer einander den Rücken zudrehen, und nicht das Geſicht, welches nach Außen gewendet bleibt.

Fauſt und die Herzogin, welche dem Ringelreihen entſchlüpfen, erreichen die Höhe ihres Liebetaumels und verlieren ſich hinter den Bäumen zur rechten Seite der Scene. Die Ronde iſt beendet und neue Gäſte treten vor den Altar und begehen dort die Adorazion des Bocks; es ſind gekrönte Häupter darunter, ſogar Großwürdenträger der Kirche in ihren geiſtlichen Ornaten.

Im Vordergrunde zeigen ſich mittlerweile viele Mönche und Nonnen, und an ihren extravaganten Polkaſprüngen erquicken ſich die dämoniſchen Zu-ſchauer auf den Bergſpitzen und ſie applaudiren mit lang hervorgeſtreckten Tatzen. Fauſt und die Herzogin kommen wieder zum Vorſchein, doch ſein Antlitz iſt verſtört, und verdroſſen wendet er ſich ab von dem Weibe, das ihn mit den wollüſtigſten Kareſſen verfolgt. Er giebt ihr ſeinen Ueberdruß und Widerwillen in unzweideutiger Weiſe zu erkennen. Vergebens ſtürzt flehent-lich die Herzogin vor ihm nieder; er ſtößt ſie mit Abſcheu zurück. In dieſem Augenblicke erſcheinen drei Mohren in goldnen Wappenröcken, worauf lauter ſchwarze Böcke geſtickt ſind; ſie bringen der Herzogin den Befehl ſich unver-züglich zu ihrem Herrn und Meiſter Satanas zu begeben, und die Zögernde wird mit Gewalt fortgeſchleppt. Man ſieht im Hintergrunde wie der Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigt und, nach einigen ſonderbaren Compli-mentirungen, mit der Herzogin ein Menuet tanzt. Langſam gemeſſene cere-moniöſe Pas. Auf dem Antlitz des Bockes liegt der Trübſinn eines gefalle-nen Engels und der tiefe Ennui eines blaſirten Fürſten; in allen Zügen der Herzogin verräth ſich die troſtloſeſte Verzweiflung. Nach Beendigung des Tanzes ſteigt der Bock wieder auf ſein Poſtament; die Damen, welche dieſem Schauſpiel zugeſehen, nahen ſich der Herzogin mit Knix und Huldigung und ziehen dieſelbe mit ſich fort. Fauſt iſt im Vordergrunde ſtehen geblieben, und während er jenem Menuet zugeſchaut, erſcheint wieder an ſeiner Seite Me-phiſtophela. Mit Widerwillen und Ekel zeigt Fauſt auf die Herzogin und ſcheint in Betreff derſelben etwas Entſetzliches zu erzählen; er bezeugt über-haupt ſeinen Ekel ob all dem Fratzentreiben, das er vor ſich ſehe, ob all dem

gothiſchen Wuſte, der nur eine plump ſchnöde Verhöhnung der kirchlichen Aſketik, ihm aber eben ſo unerquicklich ſei wie letztere. Er empfindet eine unendliche Sehnſucht nach dem Reinſchönen, nach griechiſcher Harmonie, nach den uneigennützig edlen Geſtalten der Homeriſchen Frühlingswelt! Mephiſtophela verſteht ihn, und mit ihrem Zauberſtab den Boden berührend, läßt ſie das Bild der berühmten Helena von Sparta daraus hervorſteigen und ſogleich wieder verſchwinden. Das iſt es, was das gelehrte, nach antikem Ideal dürſtende Herz des Doktors begehrte; er giebt ſeine volle Begeiſterung zu erkennen, und durch einen Wink der Mephiſtophela erſcheinen wieder die magiſchen Roſſe, worauf beide davon fliegen. In demſelben Momente erſcheint die Herzogin wieder auf der Scene; ſie bemerkt die Flucht des Geliebten, geräth in die unſinnigſte Verzweiflung und fällt ohnmächtig zu Boden. In dieſem Zuſtande wird ſie von einigen wüſten Geſtalten aufgehoben und mit Scherz und Poſſen, wie im Triumphe, umhergetragen. Wieder Heren-Ronde, die plötzlich unterbrochen wird von dem gellenden Klang eines Glöckchens und einem Orgel-Choral, der eine verruchte Parodie der Kirchenmuſik iſt. Alles drängt ſich zum Altar, wo der ſchwarze Bock in Flammen aufgeht und praſſelnd verbrennt. Nachdem der Vorhang ſchon gefallen, hört man noch die grauſenhaft burlesken Freveltöne der Satansmeſſe.

Vierter Akt.

Eine Inſel im Archipel. Ein Stück Meer, ſmaragdfarbig glänzend, iſt links ſichtbar und ſcheidet ſich lieblich ab von dem Turkoiſenblau des Himmels, deſſen ſonniges Tageslicht eine ideale Landſchaft überſtrahlt: Vegetazion und Architekturen ſind hier ſo griechiſch ſchön wie ſie der Dichter der Odyſſee einſt geträumt. Pinien, Lorbeerbüſche, in deren Schatten weiße Bilderwerke ruhen; große Marmorvaſen mit fabelhaften Pflanzen; die Bäume von Blumenguirlanden umwunden; kriſtallene Waſſerfälle; zur rechten Seite der Scene ein Tempel der Venus Aphrodite, deren Statue aus den Säulengängen hervorſchimmert; und das alles belebt von blühenden Menſchen, die Jünglinge in weißen Feſtgewanden, die Jungfrauen in leichtgeſchürzter Nymphentracht, ihre Häupter geſchmückt mit Roſen oder Myrthen, und theils in einzelnen Gruppen ſich erluſtigend, theils auch in ceremoniöſen Reigen vor dem Tempel der Göttin mit dem Freudendienſte derſelben beſchäftigt. Alles athmet hier griechiſche Heiterkeit, ambroſiſchen Götterfrieden, claſſiſche Ruhe. Nichts erinnert an ein neblichtes Jenſeits, an myſtiſche Wolluſt- und Angſtſchauer, an überirdiſche Extaſe eines Geiſtes, der ſich von der Körperlichkeit emanzipirt: hier iſt alles reale plaſtiſche Seligkeit ohne retroſpektive Wehmuth, ohne ah-

nende leere Sehnsucht. Die Königin dieser Insel ist Helena von Sparta, die schönste Frau der Poesie, und sie tanzt an der Spitze ihrer Hofmägde vor dem Venus-Tempel: Tanz und Posituren, im Einklang mit der Umgebung, gemessen, keusch und feierlich.

In diese Welt brechen plötzlich herein Faust und Mephistophela, auf ihren schwarzen Rossen durch die Lüfte herabfliegend. Sie sind wie befreit von einem düstern Alpdruck, von einer schnöden Krankheit, von einem tristen Wahnsinn, und erquicken sich beide an diesem Anblick des Urschönen und des wahrhaft Edlen. Die Königin und ihr Gefolge tanzen ihnen gastlich entgegen, bieten ihnen Speise und Trank in kostbar ciselirten Geräthen, und laden sie ein bei ihnen zu wohnen auf der stillen Insel des Glücks. Faust und seine Gefährtin antworten durch freudige Tänze, und Alle, einen Festzug bildend, begeben sich zuletzt nach dem Tempel der Venus, wo der Doktor und Mephistophela ihre mittelalterlich romantische Kleidung gegen einfach herrliche griechische Gewänder vertauschen; in solcher Umwandlung wieder mit der Helena auf die Vorderscene tretend, tragiren sie irgend einen mythologischen Dreitanz.

Faust und Helena lassen sich endlich nieder auf einen Thron, zur rechten Seite der Scene, während Mephistophela, einen Thyrsus und eine Handtrommel ergreifend, als Bachantin in den ausgelassensten Posituren einherspringt. Die Jungfrauen der Helena erfaßt das Beispiel dieser Lust, sie reißen die Rosen und Myrthen von ihren Häuptern, winden Weinlaub in die entfesselten Locken, und mit flatternden Haaren und geschwungenen Thyrsen taumeln sie ebenfalls dahin als Bachanten. Die Jünglinge bewaffnen sich alsbald mit Schild und Speer, vertreiben die göttlich rasenden Mädchen, und tanzen in Scheinkämpfen eine jener kriegerischen Pantomimen, welche von den alten Autoren so wohlgefällig beschrieben sind.

In dieser heroischen Pastorale mag auch eine antique Humoreske eingeschaltet werden, nämlich eine Schaar Amoretten, die auf Schwänen herangeritten kommen, und mit Spießen und Bogen ebenfalls einen Kampftanz beginnen. Dieses artige Spiel wird aber plötzlich gestört: die erschreckten Liebesbübchen werfen sich rasch auf ihre Reitschwäne und flattern von dannen bei der Ankunft der Herzogin, die auf einer ungeheuren Fledermaus durch die Luft herbeigeflogen kommt, und wie eine Furie vor den Thron tritt, wo Faust und Helena ruhig sitzen. Sie scheint jenem die wahnsinnigsten Vorwürfe zu machen und diese zu bedrohen. Mephistophela, die den ganzen Auftritt mit Schadenfreude betrachtet, beginnt wieder ihren Bacchantentanz, dem die Jungfrauen der Helena sich ebenfalls wieder tanzend beigesellen, so daß diese Freuden-Chöre mit dem Zorn der Herzogin gleichsam verhöhnend contrastiren. Letztere kann sich zuletzt vor Wuth nicht mehr lassen, sie schwingt den Zauberstab, den sie in der Hand hält, und scheint diese Bewegung mit den entsetzlichsten

Beschwörungssprüchen zu begleiten. Alsbald verfinstert sich der Himmel Blitz und Donnerschlag, das Meer fluthet stürmisch empor, und auf der ganzen Insel geschieht an Gegenständen und Personen die schauderhafteste Umwandlung. Alles ist wie getroffen von Wetter und Tod: die Bäume stehen laublos und verdorrt; der Tempel ist zu einer Ruine zusammengesunken; die Bildsäulen liegen gebrochen am Boden; die Königin Helena sitzt als eine fast zum Gerippe entfleischte Leiche in einem weißen Laken zur Seite des Faust; die tanzenden Frauenzimmer sind ebenfalls nur noch knöcherne Gespenster, gehüllt in weiße Tücher, die über den Kopf hängend nur bis auf die dürren Lenden reichen, wie man die Lamien darstellt, und in dieser Gestalt setzen sie ihre heitern Tanzposituren und Ronden fort, als wäre gar nichts passirt, und sie scheinen die ganze Umwandlung durchaus nicht bemerkt zu haben. Faust ist aber bei diesem Begebniß, wo all sein Glück zertrümmert ward durch die Rache einer eifersüchtigen Hexe, aufs höchste gegen dieselbe erbost; er springt vom Thron herab, mit gezogenem Schwerte, und bohrt es in die Brust der Herzogin.

Mephistophela hat die beiden Zaubertrappen wieder herbeigeführt, sie treibt den Faust angstvoll an, sich schnell aufzuschwingen und reitet mit ihm davon durch die Luft. Das Meer brandet unterdessen immer höher, es überschwemmt allmählig Menschen und Monumente, nur die tanzenden Lamien scheinen nichts davon zu merken, und bei heitern Tambourinklängen tanzen sie bis zum letzten Augenblick, wo die Wellen ihre Köpfe erreichen und die ganze Insel gleichsam im Wasser versinkt. Ueber das sturmgepeitschte Meer, hoch oben in der Luft, sieht man Faust und Mephistophela auf ihren schwarzen Gäulen dahin jagen.

Fünfter Akt.

Ein großer freier Platz vor einer Kathedrale, deren gothisches Portal im Hintergrunde sichtbar. Zu beiden Seiten zierlich geschnittene Lindenbäume; unter denselben links sitzen zechende und schmausende Bürgersleute, gekleidet in der niederländischen Tracht des sechzehnten Jahrhunderts. Unfern sieht man auch mit Armbrüsten bewaffnete Schützen, die nach einem auf einen hohen Pfahl gepflanzten Vogel schießen. Ueberall Kirmeßjubel: Schaubuden, Musikanten, Puppenspiel, umherspringende Pickelhäringe und fröhliche Gruppen. In der Mitte der Scene ein Rasenplatz, wo die Honoratioren tanzen. —

Der Vogel ist herabgeschossen und der Sieger hält als Schützenkönig seinen Triumphzug. Eine feiste Bierbrauerfigur, auf dem Haupte eine enorme Krone, woran eine Menge Glöckchen, Bauch und Rücken behängt mit großen Schilden von Goldblech; und solchermaßen mit Geklingel und Gerassel ein-

herstolzirend. Vor ihm marschiren Trommler und Pfeifer, auch der Fahnenträger, ein kurzbeinigter Knirps, der mit einer ungeheuern Fahne die drolligsten Schwenkungen verrichtet; die ganze Schützengilde folgt gravitätisch hinterher. Vor dem dicken Bürgermeister und seiner nicht minder korpulenten Gattin, die nebst ihrem Töchterlein unter den Linden sitzen, wird die Fahne geschwenkt und neigen sich respektvoll die Vorüberziehenden. Jene erwiedern die Salutazion, und ihr Töchterlein, ein blondlockiges Jungfrauenbild aus der niederländischen Schule, kredenzt dem Schützenkönig den Ehrenbecher.

Trompetenstöße ertönen und auf einem hohen mit Laubwerk geschmückten Karren, der von zwei schwarzen Gäulen gezogen wird, erscheint der hochgelahrte Doktor Faust in scharlachrothem und goldbetreßtem Quacksalberkostüme; dem Wagen voran, die Pferde lenkend, schreitet Mephistophela, ebenfalls in grell marktschreierischem Aufputz, reich bebändert und befiedert und in der Hand eine große Trompete, worauf sie zuweilen Fanfaren bläst, während sie eine das Volk heranlockende Reklame tanzt. Die Menge drängt sich alsbald um den Wagen, wo der fahrende Wunderdoktor allerlei Tränklein und Mixturen gegen baare Bezahlung austheilt. Einige Personen bringen ihm in großen Flaschen ihren Urin zur Besichtigung. Andern reißt er die Zähne aus. Er thut sichtbare Mirakelkuren an verkrüppelten Kranken, die ihn geheilt verlassen und vor Freude tanzen. Er steigt endlich herab vom Wagen, der davon fährt, und vertheilt unter die Menge seine Phiolen, aus welchen man nur einige Tropfen zu genießen braucht, um von jedem Leibesübel geheilt und von der unbändigsten Tanzlust ergriffen zu werden. Der Schützenkönig, welcher den Inhalt einer Phiole verschluckt, empfindet dessen Zaubermacht, er ergreift Mephistophela und hopst mit ihr ein Pas-de-deux. Auch auf den bejahrten Bürgermeister und seine Gattin übt der Trank seine beinbewegende Wirkung, und beide humpeln den alten Großvatertanz.

Während aber das sämmtliche Publikum im tollsten Wirbel sich umher dreht, hat Faust sich der Bürgermeisterstochter genaht, und bezaubert von ihrer reinen Natürlichkeit, Zucht und Schöne, erklärt er ihr seine Liebe, und mit wehmüthigen, fast schüchternen Geberden nach der Kirche deutend, wirbt er um ihre Hand. Auch bei den Aeltern, die sich keuchend wieder auf ihre Bank niederlassen, wiederholt er seine Werbung; jene sind mit dem Antrag zufrieden, und auch die naive Schöne giebt endlich ihre verschämte Zustimmung. Letztere und Faust werden jetzt mit Blumensträußen geschmückt und tanzen als Braut und Bräutigam ihre sittsam bürgerlichen Hymeneen. Der Doktor hat endlich im bescheiden süßen Stillleben das Hausglück gefunden, welches die Seele befriedigt. Vergessen sind die Zweifel und die schwärmerischen Schmerzgenüsse des Hochmuthsgeistes, und er strahlt vor innerer Beseligung, wie der vergoldete Hahn eines Kirchthurms.

Es bildet ſich der Brautzug mit hochzeitlichem Gepränge, und derſelbe iſt ſchon auf dem Wege zur Kirche, als Mephiſtophela plötzlich mit hohnlachenden Geberden vor den Bräutigam tritt und ihn ſeinen idylliſchen Gefühlen entreißt; ſie ſcheint ihm zu befehlen ihr unverzüglich von hinnen zu folgen. Fauſt widerſetzt ſich mit hervorbrechendem Zorn, und die Zuſchauer ſind beſtürzt über dieſe Scene. Doch noch größerer Schrecken erfaßt ſie, als plötzlich, auf Mephiſtophela's Beſchwörung, ein nächtliches Dunkel und das ſchrecklichſte Gewitter hereinbricht. Sie fliehen angſtvoll und flüchten ſich in die nahe Kirche, wo eine Glocke zu läuten und eine Orgel zu rauſchen beginnen, ein frommes Gedröhne, welches mit dem blitzenden und donnernden Höllenſpektakel auf der Scene contraſtirt. Auch Fauſt hat ſich wie die andern in den Schooß der Kirche flüchten wollen, aber eine große ſchwarze Hand, die aus dem Boden hervorgriff, hat ihn zurückgehalten, während Mephiſtophela, mit boshaft triumphirender Miene aus ihrem Mieder das Pergamentblatt hervorzieht, das der Doktor einſt mit ſeinem Blute unterzeichnet hat; ſie zeigt ihm, daß die Zeit des Kontraktes verfloſſen ſei und Leib und Seele jetzt der Hölle gehöre. Vergebens macht Fauſt allerlei Einwendungen, vergebens legt er ſich zuletzt aufs Jammern und Bitten — das Teufelsweib umtänzelt ihn mit allen Grimaſſen der Verhöhnung. Es öffnet ſich der Boden und es treten hervor die greuelhaften Höllenfürſten, die gekrönten und ſceptertragenden Ungethüme. In jubelnder Ronde verſpotten ſie ebenfalls den armen Doktor, den Mephiſtophela, die endlich ſich in eine gräßliche Schlange verwandelt hat, mit wilder Umſchlingung erdroſſelt. Die ganze Gruppe verſinkt unter Flammengepraſſel in die Erde, während das Glockengeläute und die Orgelklänge, die vom Dome her ertönen, zu frommen, chriſtlichen Gebeten aufforden.

Erläuterungen.

TO

LUMLEY, ESQ.,

Director of the Theatre of Her Majesty the Queen.

Dear Sir!

Eine leicht begreifliche Zagniß überfiel mich, als ich bedachte, daß ich zu meinem Ballete einen Stoff gewählt, den bereits unſer großer Wolfgang Goethe, und gar in ſeinem größten Meiſterwerke, behandelt hat. Wäre es aber ſchon gefährlich genug bei gleichen Mitteln der Darſtellung mit einem ſolchen Dichter zu wetteifern, wie viel halsbrechender müßte das Unternehmen ſein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der That, Wolfgang Goethe hatte, um ſeine Gedanken auszuſprechen, das ganze Arſenal der redenden Künſte zu ſeiner Verfügung, er gebot über alle Truhen des deutſchen Sprachſchatzes, der ſo reich iſt an ausgeprägten Denkworten des Tiefſinns und uralten Naturlauten der Gemüthswelt, Zauberſprüche, die im Leben längſt verhallt, gleichſam als Echo in den Reimen des Goethe'ſchen Gedichtes wiederklingen und des Leſers Phantaſie ſo wunderbar aufregen! Wie kümmerlich dagegen ſind die Mittel, womit ich Aermſter ausgerüſtet bin, um das, was ich denke und fühle, zur äußern Erſcheinung zu bringen! Ich wirke nur durch ein magres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute, wie Tänzer und Tänzerinnen ſich gehaben und geberden ſollen und wie ich mir dabei die Muſik und die Dekorazionen ungefähr denke. Und dennoch hab' ich es gewagt einen Doktor Fauſtus zu dichten in der Form eines Ballets, rivaliſirend mit dem großen Wolfgang Goethe, der mir ſogar die Jugendfriſche des Stoffes vorweggenommen, und zur Bearbeitung deſſelben ſein langes blühendes Götterleben anwenden konnte, — während mir, dem bekümmerten Kranken, von Ihnen, verehrter Freund, nur ein Termin von vier Wochen geſtellt ward, binnen welchen ich Ihnen mein Werk liefern mußte.

Die Grenzen meiner Darſtellungsmittel konnte ich leider nicht überſchreiten, aber innerhalb derſelben habe ich geleiſtet, was ein braver Mann zu leiſten

vermag, und ich habe wenigſtens einem Verdienſte nachgeſtrebt, deſſen ſich Goethe keineswegs rühmen darf: in ſeinem Fauſtgedichte nämlich vermiſſen wir durchgängig das treue Feſthalten an der wirklichen Sage, die Ehrfurcht vor ihrem wahrhaftigen Geiſte, die Pietät für ihre innere Seele, eine Pietät, die der Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts (und ein ſolcher blieb Goethe bis an ſein ſeliges Ende) weder empfinden noch begreifen konnte! Er hat ſich in dieſer Beziehung einer Willkür ſchuldig gemacht, die auch äſthetiſch verdammenswerth war und die ſich zuletzt an dem Dichter ſelbſt gerächt hat. Ja, die Mängel ſeines Gedichts entſprangen aus dieſer Verſündigung, denn, indem er von der frommen Symmetrie abwich, womit die Sage im deutſchen Volksbewußtſein lebte, konnte er das Werk nach dem neu erſonnenen ungläubigen Bauriß nie ganz ausführen, es ward nie fertig, wenn man nicht etwa jenen lendenlahmen zweiten Theil des Fauſtes, welcher vierzig Jahre ſpäter erſchien, als die Vollendung des ganzen Poems betrachten will. In dieſem zweiten Theile befreit Goethe den Nekromanten aus den Krallen des Teufels, er ſchickt ihn nicht zur Hölle, ſondern läßt ihn triumphirend einziehen in's Himmelreich, unter dem Geleite tanzender Englein, katholiſcher Amoretten, und das ſchauerliche Teufelsbündniß, das unſern Vätern ſo viel haarſträubendes Entſetzen einflößte, endigt wie eine frivole Farçe, — ich hätte faſt geſagt wie ein Ballet.

Mein Ballet enthält das Weſentlichſte der alten Sage vom Doktor Fauſtus, und indem ich ihre Hauptmomente zu einem dramatiſchen Ganzen verknüpfte, hielt ich mich auch in den Details ganz gewiſſenhaft an den vorhandenen Tradizionen, wie ich ſie zunächſt vorfand in den Volksbüchern, die bei uns auf den Märkten verkauft werden, und in den Puppenſpielen, die ich in meiner Kindheit tragiren ſah.

Die Volksbücher, die ich hier erwähne, ſind keineswegs gleichlautend. Die meiſten ſind willkürlich zuſammengeſtoppelt aus zwei ältern großen Werken über Fauſt, die, nebſt den ſogenannten Höllenzwängen, als die Hauptquellen für die Sage zu betrachten ſind. Dieſe Bücher ſind in ſolcher Beziehung zu wichtig als daß ich Ihnen nicht genauere Auskunft darüber geben müßte. Das älteſte dieſer Bücher über Fauſt iſt 1587 zu Frankfurt erſchienen bei Johann Spies, der es nicht blos gedruckt, ſondern abgefaßt zu haben ſcheint, obgleich er in einer Zueignung an ſeine Gönner ſagt, daß er das Manuſcript von einem Freunde aus Speyer erhalten. Dieſes alte Frankfurter Fauſtbuch iſt weit poetiſcher, weit tiefſinniger und weit ſymboliſcher abgefaßt, als das andere Fauſtbuch, welches Georg Rudolph Widman geſchrieben und 1599 zu Hamburg herausgegeben. Letzteres jedoch gelangte zu größerer Verbreitung, vielleicht weil es mit homiletiſchen Betrachtungen durchwäſſert und mit gravitätiſchen Gelehrſamkeiten geſpickt iſt. Das beſſere Buch ward dadurch ver-

drängt und versank schier in Vergessenheit. Beiden Büchern liegt die wohlgemeinteste Verwarnung gegen Teufelsbündnisse, ein frommer Zweck, zum Grunde. Die dritte Hauptquelle der Faustsage, die sogenannten Höllenzwänge, sind Geisterbeschwörungsbücher, die zum Theil in lateinischer, zum Theil in deutscher Sprache abgefaßt und dem Doktor Faust selbst zugeschrieben sind. Sie sind sehr wunderlich von einander abweichend und kursiren auch unter verschiedenen Titeln. Der famoseste der Höllenzwänge ist „der Meergeist" genannt: seinen Namen flüsterte man nur mit Zittern, und das Manuscript lag in den Klosterbibliotheken mit einer eisernen Kette angeschlossen. Dieses Buch ward jedoch durch frevelhafte Indiskrezion im Jahre 1692 zu Amsterdam bei Holbek in dem Kohlsteg gedruckt.

Die Volksbücher, welche aus den angegebenen Quellen entstanden sind, benutzten auch mitunter ein eben so merkwürdiges Opus über Doktor Faust's zauberkundigen Famulus, der Christoph Wagner geheißen und dessen Abenteuer und Schwänke nicht selten seinem berühmten Lehrer zugeschrieben werden. Der Verfasser, der sein Werk 1594, angeblich nach einem spanischen Originale, herausgab, nennt sich Tholeth Schotus. Wenn es wirklich aus dem Spanischen übersetzt, was ich aber bezweifle, so ist hier eine Spur, woraus sich die merkwürdige Uebereinstimmung der Faustsage mit der Sage vom Don Juan ermitteln ließe.

Hat es in der Wirklichkeit jemals einen Faust gegeben? Wie manchen andern Wunderthäter, hat man auch den Faust für einen bloßen Mythos erklärt. Ja, es ging ihm gewissermaßen noch schlimmer: die Polen, die unglücklichen Polen, haben ihn als ihren Landsmann reklamirt, und sie behaupten, er sei noch heutigen Tages bei ihnen bekannt unter dem Namen Twardowski. Es ist wahr, nach frühesten Nachrichten über Faust hat derselbe auf der Universität zu Krakau die Zauberkunst studirt, wo sie öffentlich gelehrt ward, als freie Wissenschaft, was sehr merkwürdig; es ist auch wahr, daß die Polen damals große Hexenmeister gewesen, was sie heut zu Tage nicht sind: aber unser Doktor Johannes Faustus ist eine so grundehrliche, wahrheitliche, tiefsinnig naive, nach dem Wesen der Dinge lechzende, und selbst in der Sinnlichkeit so gelehrte Natur, daß er nur eine Fabel oder ein Deutscher sein konnte. Es ist aber an seiner Existenz gar nicht zu zweifeln, die glaubwürdigsten Personen geben davon Kunde, z. B. Johannes Wierus, der das berühmte Buch über das Hexenwesen geschrieben, dann Philipp Melanchthon, der Waffenbruder Luther's, so wie auch der Abt Tritheim, ein großer Gelehrter, welcher ebenfalls mit Geheimnissen sich abgab und daher, beiläufig gesagt, vielleicht aus Handwerksneid den Faust herabzuwürdigen und ihn als einen unwissenden Marktschreier darzustellen suchte. Nach den eben erwähnten Zeugnissen von Wierus und Me-

lanchthon war Faust gebürtig aus Kundlingen, einem kleinen Städtchen in Schwaben. Beiläufig muß ich hier bemerken, daß die oben erwähnten Hauptbücher über Faust von einander abweichen in der Angabe seines Geburtsorts. Nach der älteren Frankfurter Version ist er als eines Bauern Sohn zu Rod bei Weimar geboren. In der Hamburger Version von Widman heißt es hingegen: „Faustus ist gebürtig gewesen aus der Grafschaft Anhalt und haben seine Aeltern gewohnt in der Mark Soltwedel, die waren fromme Bauersleute."

In einer Denkschrift über den fürtrefflichen und ehrenvesten Bandwurmdoktor Calmonius, womit ich mich jetzt beschäftige, finde ich Gelegenheit bis zur Evidenz zu beweisen, daß der wahre historische Faust kein anderer ist, als jener Sabellicus, den der Abt Tritheim als einen Marktschreier und Erzschelm schilderte, welcher Gott und die Welt besefelt habe. Der Umstand, daß derselbe auf einer Visitenkarte, die er an Tritheim schickte, sich Faustus junior nannte, verleitete viele Schriftsteller zu der irrigen Annahme, als habe es einen älteren Zauberer dieses Namens gegeben. Das Beiwort „junior" soll aber hier nur bedeuten, daß der Faust einen Vater oder älteren Bruder besaß, der noch am Leben gewesen; was für uns von keiner Bedeutung ist. Ganz anders wäre z. B. wenn ich unserm heutigen Calmonius das Epithet „junior" beilegen wollte, indem ich dadurch auf einen ältern Calmonius hindeuten würde, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt und ebenfalls ein großer Prahlhans und Lügner gewesen sein mochte; er rühmte sich z. B. der vertrauten Freundschaft Friedrich's des Großen, und erzählte oft, wie der König eines Morgens mit der ganzen Armee seinem Hause vorbeimarschirt sei, und vor seinem Fenster stille haltend, zu ihm hinaufgerufen habe: „Adies, Calmonius, ich gehe jetzt in den siebenjährigen Krieg und ich hoffe Ihn einst gesund wieder zu sehen!"

Viel verbreitet im Volke ist der Irrthum, unser Zauberer sei auch derselbe Faust, welcher die Buchdruckerkunst erfunden. Dieser Irrthum ist bedeutungsvoll und tiefsinnig. Das Volk identificirte die Personen, weil es ahnte, daß die Denkweise, die der Schwarzkünstler repräsentirt, in der Erfindung des Buchdruckers das furchtbarste Werkzeug der Verbreitung gefunden, und dadurch eine Solidarität zwischen beiden entstanden. Jene Denkweise ist aber das Denken selbst in seinem Gegensatze zum blinden Credo des Mittelalters, zum Glauben an alle Autoritäten des Himmels und der Erde, einem Glauben an Entschädigung dort oben für die Entsagungen hienieden, wie die Kirche ihn dem knieenden Köhler vorbetete. Faust fängt an zu denken, seine gottlose Vernunft empört sich gegen den heiligen Glauben seiner Väter, er will nicht länger im Dunkeln tappen und dürftig lungern, er verlangt nach Wissenschaft, nach weltlicher Macht, nach irdischer Lust, er will wissen, können und genie-

ßen, — und, um die symbolische Sprache des Mittelalters zu reden, er fällt ab von Gott, verzichtet auf seine himmlische Seligkeit und huldigt dem Satan und dessen irdischen Herrlichkeiten. Diese Revolte und ihre Doktrin ward nun eben durch die Buchdruckerkunst so zauberhaft gewaltig gefördert, daß sie im Laufe der Zeit nicht blos hochgebildete Individuen, sondern sogar ganze Volksmassen ergriffen. Vielleicht hat die Legende von Johannes Faustus deshalb einen so geheimnißvollen Reiz für unsre Zeitgenossen, weil sie hier so naiv faßlich den Kampf dargestellt sehen, den sie selber jetzt kämpfen, den modernen Kampf zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Autorität und Vernunft, zwischen Glauben und Denken, zwischen demüthigem Entsagen und frecher Genußsucht — ein Todeskampf, wo uns am Ende vielleicht ebenfalls der Teufel holt wie den armen Doctor aus der Grafschaft Anhalt oder Kundlingen in Schwaben.

Ja, unser Schwarzkünstler wird in der Sage nicht selten mit dem ersten Buchdrucker identifizirt. Dies geschieht namentlich in den Puppenspielen, wo wir den Faust immer in Mainz finden, während die Volksbücher Wittenberg als sein Domizil bezeichnen. Es ist tief bedeutsam, daß hier der Wohnort des Faustes, Wittenberg, auch zugleich die Geburtsstätte und das Laboratorium des Protestantismus ist.

Die Puppenspiele, deren ich abermals erwähne, sind nie im Druck erschienen und erst jüngst hat einer meiner Freunde nach den handschriftlichen Texten ein solches Opus herausgegeben. Dieser Freund ist Herr Karl Simrock, welcher mit mir auf der Universität zu Bonn die Schlegel'schen Collegien über deutsche Alterthumskunde und Metrik hörte, auch manchen guten Schoppen Rheinwein mit mir ausstach und sich solchermaßen in den Hülfswissenschaften perfekzionirte, die ihm später zu statten kamen bei der Herausgabe des alten Puppenspiels. Mit Geist und Takt restaurirte er die verlorenen Stellen, wählte er die vorhandenen Varianten, und die Behandlung der komischen Person bezeugt, daß er auch über deutsche Hanswürste, wahrscheinlich ebenfalls im Collegium A. W. Schlegel's zu Bonn, die besten Studien gemacht hat. Wie köstlich ist der Anfang des Stücks, wo Faust allein im Studirzimmer bei seinen Büchern sitzt und folgenden Monolog hält:

So weit hab' ich's nun mit Gelehrsamkeit gebracht,
Daß ich aller Orten werd' ausgelacht.
Alle Bücher durchstöbert von vorne bis hinten
Und kann doch den Stein der Weisen nicht finden.
Jurisprudenz, Medizin, Alles umsunst,
Kein Heil als in der nekromantischen Kunst.

Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?
Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe
Und weiß vor Schulden nicht wo ich bleibe.
Ich muß mich mit der Hölle verbünden
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen.
Aber um die Geister zu citiren,
Muß ich mich in der Magie informiren.

Die hierauf folgende Scene enthält hoch poetische und tief ergreifende Motive, die einer großen Tragödie würdig wären und auch wirklich größern dramatischen Dichtungen entlehnt sind. Diese Dichtungen sind zunächst der Faust von Marlow, ein geniales Meisterwerk, dem augenscheinlich die Puppenspiele nicht blos in Bezug auf den Inhalt, sondern auch in Betreff der Form nachgeahmt sind. Marlow's Faust mag auch andern englischen Dichtern seiner Zeit bei der Behandlung desselben Stoffes zum Vorbild gedient haben, und Stellen aus solchen Stücken sind dann wieder in die Puppenspiele übergegangen. Solche englische Faustkomödien sind wahrscheinlich später in's Deutsche übersetzt und von den sogenannten englischen Komödianten gespielt worden, die auch schon die besten Shakespear'schen Werke auf deutschen Brettern tragirten. Nur das Repertoire jener englischen Komödianten-Gesellschaft ist uns nothdürftig überliefert, die Stücke selbst, die nie gedruckt wurden, sind jedoch verschollen und erhielten sich vielleicht auf Winkeltheatern oder bei herumziehenden Truppen niedrigsten Ranges. So erinnere ich mich selbst, daß ich zweimal von solchen Kunstwagabonden das Leben des Faust's spielen sah und zwar nicht in der Bearbeitung neuerer Dichter, sondern wahrscheinlich nach Fragmenten alter, längst verschollener Schauspiele. Das erste dieser Stücke sah ich vor fünfundzwanzig Jahren in einem Winkeltheater auf dem sogenannten Hamburger Berge zwischen Hamburg und Altona. Ich erinnere mich, die citirten Teufel erschienen alle tief vermummt in grauen Laken. Auf die Anrede Faust's: „Seid Ihr Männer oder Weiber?" antworteten sie: „Wir haben kein Geschlecht." Faust fragt ferner, wie sie eigentlich aussähen unter ihrer grauen Hülle? und sie erwiedern: „Wir haben keine Gestalt, die uns eigen wäre, wir entlehnen nach deinem Belieben jede Gestalt, worin du uns zu erblicken wünschest: wir werden immer aussehen wie deine Gedanken." Nach abgeschlossenem Vertrag, worin ihm Kenntniß und Genuß aller Dinge versprochen wird, erkundigt sich Faust zunächst nach der Beschaffenheit des Himmels und der Hölle, und hierüber belehrt, bemerkt er: daß es im Himmel zu kühl und in der Hölle zu heiß sein müsse; am leidlichsten sei das Clima wohl auf unserer lieben Erde. Die köstlichsten Frauen dieser lieben Erde

gewinnt er durch den magischen Ring, der ihm die blühendste Jugendgestalt, Schönheit und Anmuth, auch die brillanteste Ritterkleidung verleiht. Nach vielen durchschlemmten und verluderten Jahren hat er noch ein Liebesverhältniß mit der Signora Lukrezia, der berühmtesten Courtisane von Venedig: er verläßt sie aber verrätherisch und schifft nach Athen, wo sich die Tochter des Herzogs in ihn verliebt und ihn heirathen will. Die verzweifelnde Lukrezia sucht Rath bei den Mächten der Unterwelt um sich an dem Ungetreuen zu rächen, und der Teufel vertraut ihr, daß alle Herrlichkeit des Faust mit dem Ringe schwinde, den er am Zeigefinger trage. Signora Lukrezia reist nun in Pilgertracht nach Athen und gelangt dort an den Hof, als eben Faust, hochzeitlich geschmückt, der schönen Herzogstochter die Hand reichen will um sie zum Altar zu führen. Aber der vermummte Pilger, das rachsüchtige Weib, reißt dem Bräutigam hastig den Ring vom Finger und plötzlich verwandeln sich die jugendlichen Gesichtszüge des Faust in ein runzlichtes Greisenantlitz mit zahnlosem Munde; statt der goldnen Lockenfülle umflattert nur noch spärliches Silberhaar den armen Schädel; die funkelnde, purpurne Pracht fällt wie dürres Laub von dem gebückten, schlottrigen Leib, den jetzt nur noch schäbige Lumpen bedecken. Aber der entzauberte Zauberer merkt nicht, daß er sich solcherweise verändert oder vielmehr, daß Körper und Kleider jetzt die wahre Zerstörniß offenbaren, die sie seit zwanzig Jahren erlitten, während höllisches Blendwerk dieselbe unter erlogener Herrlichkeit den Augen der Menschen verbarg; er begreift nicht, warum das Hofgesinde mit Ekel von ihm zurückweicht, warum die Prinzessin ausruft: schafft mir den alten Bettler aus den Augen! da hält ihm die vermummte Lukrezia schadenfroh einen Spiegel vor, er sieht darin mit Beschämung seine wirkliche Gestalt und wird von der frechen Dienerschaft zur Thür hinausgetreten, wie ein räudiger Hund. —

Das andre Faust-Drama, dessen ich oben erwähnt, sah ich zur Zeit eines Pferdemarktes in einem hannöverschen Flecken. Auf freier Wiese war ein kleines Theater aufgezimmert, und trotzdem daß am hellen Tage gespielt ward, wirkte die Beschwörungs-Scene hinlänglich schauervoll. Der Dämon, welcher erschien, nannte sich nicht Mephistopheles, sondern Astaroth, ein Name, welcher ursprünglich vielleicht identisch ist mit dem Namen der Astarte, obgleich letztere in den Geheimschriften der Magiker für die Gattin des Astaroths gehalten wird. Diese Astarte wird in jenen Schriften dargestellt mit zwei Hörnern auf dem Haupte, die einen Halbmond bilden, wie sie denn wirklich einst in Phönizien als eine Mondgöttin verehrt und deshalb von den Juden, gleich allen anderen Gottheiten ihrer Nachbaren, für einen Teufel gehalten ward. König Salomon, der Weise, hat sie jedoch heimlich angebetet und Byron hat in seinem Faust, den er Manfred nannte, sie gefeiert. In dem

Puppenspiele, das Simrock herausgegeben, heißt das Buch, wodurch Faust verführt wird: Clavis Astarti de magica.

In dem Stücke, wovon ich reden wollte, bevorwortet Faust seine Beschwörung mit der Klage, er sei so arm, daß er immer zu Fuße laufen müsse und nicht einmal von der Kuhmagd geküßt werde; er wolle sich dem Teufel verschreiben, um ein Pferd und eine schöne Prinzessin zu bekommen. Der beschworene Teufel erscheint zuerst in der Gestalt verschiedener Thiere, eines Schweins, eines Ochsen, eines Affen, doch Faust weist ihn zurück mit dem Bedeuten: du mußt bösartiger aussehen, um mir Schrecken einzuflößen. Der Teufel erscheint alsdann wie ein Löwe, brüllend, quaerens quem devorat — auch jetzt ist er dem kecken Nekromanten nicht furchtar genug, er muß sich mit eingekniffenem Schweife in die Coulissen zurückziehen und kehrt wieder als eine riesige Schlange. Du bist noch nicht entsetzlich und grauenhaft genug, sagt Faust. Der Teufel muß nochmals beschämt von dannen trollen, und jetzt sehen wir ihn hervortreten in der Gestalt eines Menschen von schönster Leibesbildung und gehüllt in einen rothen Mantel. Faust giebt ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen, und der Rothmantel antwortet: es ist nichts entsetzlicheres und grauenhafteres als der Mensch, in ihm grunzt und brüllt und meckert und zischt die Natur aller andern Thiere, er ist so unflätig wie ein Schwein, so brutal wie ein Ochse, so lächerlich wie ein Affe, so zornig wie ein Löwe, so giftig wie eine Schlange, er ist ein Compositum der ganzen Animalität.

Die sonderbare Uebereinstimmung dieser alten Komödiantentirade mit einer der Hauptlehren der neuern Naturphilosophie, wie sie besonders Oken entwickelt, frappirte mich nicht wenig. Nachdem der Teufelsbund geschlossen, bringt Astaroth mehrere schöne Weiber in Vorschlag, die er dem Faust anpreist, z. B. die Judith. Ich will keine Kopfabschneiderin, antwortet jener. Willst du die Cleopatra? fragt alsdann der Geist. Auch diese nicht, erwiedert Faust, sie ist zu verschwenderisch, zu kostspielig und hat sogar den reichen Antonius ruiniren können; sie säuft Perlen. So rekommandire ich dir die schöne Helena von Sparta, spricht lächelnd der Geist und setzt ironisch hinzu: mit dieser Person kannst du Griechisch sprechen. Der gelehrte Doktor ist entzückt über diese Proposizion und fordert jetzt, daß der Geist ihm körperliche Schönheit und ein prächtiges Kleid verleihe, damit er erfolgreich mit dem Ritter Paris wetteifern könne; außerdem verlangt er ein Pferd, um gleich nach Troja zu reiten. Nach erlangter Zusage geht er ab mit dem Geiste, und beide kommen alsbald außerhalb der Theaterbude zum Vorschein, und zwar auf zwei hohen Rossen. Sie werfen ihre Mäntel von sich, und Faust sowohl als Astaroth sehen wir jetzt im glänzendsten Flitterstaate englischer Reiter die erstaunlichsten Reitkunststücke verrichten, angestaunt von den versammelten

Roßkämmen, die mit hannöverisch rothen Gesichtern im Kreise umherstanden und vor Entzücken auf ihre gelbledernen Hosen schlugen, daß es klatschte, wie ich noch nie bei einer dramatischen Vorstellung klatschen hörte. Astaroth ritt aber wirklich allerliebst und war ein schlankes, hübsches Mädchen mit den größten, schwarzen Augen der Hölle. Auch Faust war ein schmucker Bursche in seinem brillanten Reiterkostüme und er ritt besser als alle anderen deutschen Doktoren, die ich jemals zu Pferde gesehen. Er jagte mit Astaroth um die Schaubühne herum, wo man jetzt die Stadt Troja und auf den Zinnen derselben die schöne Helena erblickte.

Unendlich bedeutungsvoll ist die Erscheinung der schönen Helena in der Sage vom Doktor Faust. Sie charakterisirt zunächst die Epoche, in welcher dieselbe entstanden und giebt uns wohl den geheimsten Aufschluß über die Sage selbst. Jenes ewig blühende Ideal von Anmuth und Schönheit, jene Helena von Griechenland, die eines Morgens zu Wittenberg als Frau Doktorin Faust ihre Aufwartung macht, ist eben Griechenland und das Helenenthum selbst, welches plötzlich im Herzen Deutschlands emportaucht, wie beschworen durch Zauberssprüche. Das magische Buch aber, welches die stärksten jener Zauberssprüche enthielt, hieß Homeros, und dieses war der wahre, große Höllenzwang, welcher den Faust und so viele seiner Zeitgenossen köderte und verführte. Faust, sowohl der historische als der sagenhafte, war einer jener Humanisten, welche das Griechenthum, griechische Wissenschaft und Kunst, in Deutschland mit Enthusiasmus verbreiteten. Der Sitz jener Propaganda war damals Rom, wo die vornehmsten Prälaten dem Cultus der alten Götter anhingen, und sogar der Papst, wie einst sein Reichsvorgänger Constantinus, das Amt eines Pontifex Maximus des Heidenthums mit der Würde eines Oberhauptes der christlichen Kirche cumulirte. Es war die sogenannte Zeit der Wiederauferstehung oder besser gesagt der Wiedergeburt der antiken Weltanschauung, wie sie auch ganz richtig mit dem Namen Renaissance bezeichnet wird. In Italien konnte sie leichter zur Blüthe und Herrschaft gelangen, als in Deutschland, wo ihr durch die gleichzeitige neue Bibelübersetzung auch die Wiedergeburt des judäischen Geistes, die wir die evangelische Renaissance nennen möchten, so bilderstürmend fanatisch entgegentrat. Sonderbar! die beiden großen Bücher der Menschheit, die sich vor einem Jahrtausend so feindlich befehdet und wie kampfmüde während dem ganzen Mittelalter vom Schauplatz zurückgezogen hatten, der Homer und die Bibel, treten zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts wieder öffentlich in die Schranken. Wenn ich oben aussprach, daß die Revolte der realistischen, sensualistischen Lebenslust gegen die spiritualistisch-altkatholische Askese, die eigentliche Idee der Faustsage ist: so will ich hier darauf hindeuten, wie jene sensualistische, realistische Lebenslust selbst im Gemüthe der Denker zunächst dadurch entstanden ist, daß dieselben

plötzlich mit den Denkmalen griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft bekannt wurden, daß ſie den Homer laſen, ſo wie auch die Originalwerke von Plato und Ariſtoteles. In dieſe beiden hat Fauſt, wie die Tradizion ausdrücklich erzählt, ſich ſo ſehr vertieft, daß er ſich einſt vermaß: gingen jene Werke verloren, ſo würde er ſie aus dem Gedächtniſſe wieder herſtellen können, wie weiland Esra mit dem alten Teſtamente gethan. Wie tief Fauſt in den Homer eingedrungen, merken wir durch die Sage, daß er den Studenten, die bei ihm ein Collegium über dieſen Dichter hörten, die Helden des trojaniſchen Krieges in Perſon vorzuzaubern wußte. In derſelben Weiſe beſchwor er ein andermal, zur Unterhaltung ſeiner Gäſte, eben die ſchöne Helena, die er ſpäter für ſich ſelber vom Teufel begehrte und bis zu ſeinem unſeligen Ende beſaß, wie das ältere Fauſtbuch berichtet. Das Buch von Widman übergeht dieſe Geſchichten und der Verfaſſer äußert ſich mit den Worten:

„Ich mag dem chriſtlichen Leſer nicht fürenthalten, daß ich an dieſem Orte etliche Hiſtorien von D. Johanne Fauſto gefunden, welche ich aus hochbedenklichen chriſtlichen Urſachen nicht habe hierher ſetzen wollen, als, daß ihn der Teufel noch fortan vom Eheſtand abgehalten, und in ſein hölliſches, abſcheuliches Hurennetz gejagt, ihm auch Helenam aus der Hölle zur Beiſchläferin zugeordnet hat, die ihm auch für's erſte ein erſchreckliches Monſtrum, und darnach einen Sohn mit Namen Juſtum geboren."

Die zwei Stellen im älteren Fauſtbuch, welche ſich auf die ſchöne Helena beziehen, lauten wie folgt:

„Am weißen Sonntag kamen oftgemeldete Studenten unverſehens wieder in D. Fauſti Behauſung zum Nachteſſen, brachten ihr Eſſen und Trank mit ſich, welches angenehme Gäſte waren. Als nun der Wein einging, wurde am Tiſch von ſchönen Weibsbildern geredet, da einer unter ihnen anfing, daß er kein Weibsbild lieber ſehen wollte, als die ſchöne Helenam aus Graecia, derowegen die ſchöne Stadt Troja zu Grund gegangen wäre, ſie müßte ſchön geweſen ſein, weil ſie ſo oft geraubet worden, und wodurch ſolche Empörung entſtanden wäre. Weil ihr denn ſo begierig ſeid, die ſchöne Geſtalt der Königin Helenae, Menelai Hausfrau, oder Tochter Tyndari und Laedae, Caſtoris und Pollucis Schweſter (welche die ſchönſte in Graecia geweſen ſein ſoll) zu ſehen, will ich euch dieſelbe fürſtellen, damit ihr perſönlich ihren Geiſt in Form und Geſtalt, wie ſie im Leben geweſen, ſehen ſollt, dergleichen ich auch Kaiſer Carolo Quinto auf ſein Begehren, mit Fürſtellung Kaiſer Alexandri Magni und ſeiner Gemahlin, willfahren habe. Darauf verbot D. Fauſtus, daß keiner nichts reden ſollte, noch vom Tiſche aufſtehen, oder ſie zu empfahen ſich anmaßen, und geht zur Stube hinaus. Als er wieder hineingeht, folgte ihm die Königin Helena auf dem Fuße nach, ſo wunderſchön, daß die Studenten nicht wußten, ob ſie bei ſich ſelbſt wären oder nicht, ſo verwirrt

und inbrünstig waren sie. Diese Helena erschien in einem köstlichen schwarzen Purpurkleid, ihr Haar hatte sie herabhangen, das so schön und herrlich als Goldfarbe schien, auch so lang, daß es ihr bis in die Kniebiegen hinabging, mit schönen kohlschwarzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit einem runden Köpflein, ihre Lefzen roth wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einen Hals wie ein weißer Schwan, rothe Bäcklein wie ein Röslein, ein überaus schön gleißend Angesicht, eine länglichte aufgerichtete gerade Person. In Summa, es war an ihr kein Untädlein zu finden, sie sahe sich allenthalben in der Stube um, mit gar frechem und bübischem Gesicht, daß die Studenten gegen sie in Liebe entzündet wurden, weil sie es aber für einen Geist achteten, verginge ihnen solche Brunst leichtlich, und ging also Helena mit D. Fausto wiederum zur Stube hinaus. Als die Studenten solches alles gesehen, baten sie D. Faustum, er solle ihnen so viel zu Gefallen thun, und sie morgen wiederum fürstellen, so wollten sie einen Maler mit sich bringen, der sollte sie abconterfeien, welches ihnen aber D. Faustus abschlug und sagte, daß er ihren Geist nicht alle Zeit erwecken könnte. Er wollte ihnen aber ein Conterfei davon zukommen lassen, welches sie, die Studenten, abreißen lassen möchten, was dann auch geschah, und welches die Maler hernach weit hin und wieder schickten, denn es war eine sehr herrliche Gestalt eines Weibsbildes. Wer aber solches Gemälde dem Fausto abgerissen, hat man nicht erfahren können. Die Studenten aber, als sie zu Bett gekommen, haben wegen der Gestalt und Form, so sie sichtbarlich gesehen, nicht schlafen können. Hieraus ist dann zu sehen, daß der Teufel oft die Menschen in Liebe entzündet und verblendet, daß man in's Hurenleben geräth, und hernach nicht leicht wieder herauszubringen ist."

Später heißt es in dem alten Buche:

„Damit nun der elende Faustus seines Fleisches Lüsten genugsam Raum gebe, fällt ihm um Mitternacht, als er erwachte, die Helena aus Graecia, die er vormals den Studenten am weißen Sonntag erweckt hat, in den Sinn, derhalben er Morgens seinen Geist anmahnt, er sollte ihm die Helenam darstellen, die seine Concubine sein möchte, was auch geschah, und diese Helena war ebenmäßiger Gestalt, wie er sie den Studenten erweckt hat, mit lieblichem und holdseligem Anblicken. Als nun D. Faustus solches sah, hat sie ihm sein Herz dermaßen gefangen, daß er mit ihr anfing zu buhlen, und sie für sein Schlafweib bei sich behielt, die er so lieb gewann, daß er schier keinen Augenblick von ihr sein konnte, wurde also im letzten Jahre schwangeres Leibs von ihm, gebar ihm einen Sohn, dessen sich Faustus heftig freute, und ihn Justum Faustum nannte. Dies Kind erzählet D. Fausto viel zukünftige Dinge, die in allen Ländern sollten geschehen. Als er aber hernach um sein Leben kam, verschwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind."

Da die meisten Volksbücher über Faust aus dem Widman'schen Werke entstanden, so geschieht darin von der schönen Helena nur kärgliche Erwähnung und ihre Bedeutsamkeit konnte leicht übersehen werden. Auch Goethe übersah sie anfänglich, wenn er überhaupt, als er den ersten Theil des Faust schrieb, jene Volksbücher kannte und nicht blos in den Puppenspielen schöpfte. Erst vier Dezennien später, als er den zweiten Theil zum Faust dichtete, läßt er darin auch die Helena auftreten, und in der That, er behandelte sie con amore. Es ist das Beste oder vielmehr das einzig Gute in besagtem zweiten Theile, in dieser allegorischen und labyrinthischen Wildniß, wo jedoch plötzlich, auf erhabenem Postamente, ein wunderbar vollendetes griechisches Marmorbild sich erhebt und uns mit den weißen Augen so heidengöttlich liebreizend anblickt, daß uns fast wehmüthig zu Sinne wird. Es ist die kostbarste Statue welche jemals das Goethe'sche Atelier verlassen und man sollte kaum glauben, daß eine Greisenhand sie gemeißelt. Sie ist aber auch viel mehr ein Werk des ruhig besonnenen Bildens, als eine Geburt der begeisterten Phantasie, welche letztere bei Goethe nie mit besonderer Stärke hervorbrach, bei ihm ebenso wenig wie bei seinen Lehrmeistern und Wahlverwandten, ich möchte fast sagen bei seinen Landsleuten, den Griechen. Auch diese besaßen mehr harmonischen Formensinn als überschwellende Schöpfungsfülle, mehr gestaltende Begabniß als Einbildungskraft, ja, ich will die Ketzerei aussprechen, mehr Kunst als Poesie.

Sie werden, theuerster Freund, nach obigen Andeutungen leicht begreifen, warum ich der schönen Helena einen ganzen Akt in meinem Ballete gewidmet habe. Die Insel, wohin ich sie versetzt, ist übrigens nicht von meiner eigenen Erfindung. Die Griechen hatten sie schon längst entdeckt, und nach der Behauptung der alten Autoren, besonders des Pausanias und des Plinius, lag sie im Pontus Euxinus, ungefähr bei der Mündung der Donau, und sie führte den Namen Achillea, wegen des Tempels des Achilles, der sich darauf befand. Er selbst, hieß es, der aus dem Grab erstandene Pelide, wandle dort umher in Gesellschaft der andern Berühmtheiten des Trojanischen Krieges, worunter auch die ewig blühende Helena von Sparta. Heldenthum und Schönheit müssen zwar frühzeitig untergehen, zur Freude des Pöbels und der Mittelmäßigkeit, aber großmüthige Dichter entreißen sie der Gruft und bringen sie rettend nach irgend einer glückseligen Insel, wo weder Blumen noch Herzen welken.

Ich habe über den zweiten Theil des Goethe'schen Faustes etwas mürrisch abgeurtheilt, aber ich kann wirklich nicht Worte finden um meine ganze Bewunderung auszusprechen über die Art und Weise, wie die schöne Helena darin behandelt ist. Hier blieb Goethe auch dem Geiste der Sage getreu, was leider, wie ich schon bemerkt, so selten bei ihm der Fall, ein Tadel, den ich nicht

oft genug wiederholen kann. In dieser Beziehung hat sich am meisten der Teufel über Goethe zu beklagen. Sein Mephistopheles hat nicht die mindeste innere Verwandtschaft mit dem wahren „Mephostophiles," wie ihn die älteren Volksbücher nennen. Auch hier bestärkt sich meine Vermuthung, daß Goethe letztere nicht kannte, als er den ersten Theil des Faustes schrieb. Er hätte sonst in keiner so säuisch spaßhaften, so cynisch skurilen Maske den Mephistopheles erscheinen lassen. Dieser ist kein gewöhnlicher Höllenlump, er ist ein „subtiler Geist," wie er sich selbst nennt, sehr vornehm und nobel und hochgestellt in der unterweltlichen Hierarchie, im hölliſchen Gouvernemente, wo er einer jener Staatsmänner ist, woraus man einen Reichskanzler machen kann. Ich verlieh ihm daher eine Gestalt, die seiner Würde angemessen. Verwandelte sich doch der Teufel immer am liebsten in ein schönes Frauenzimmer, und im älteren Faustbuche weiß auch Mephistopheles den armen Doktor in dieser Gestalt zu kirren, wenn den Aermsten manchmal fromme Skrupel überschlichen. Das alte Faustbuch erzählt ganz naiv:

„Wenn der Faust allein war, und dem Wort Gottes nachdenken wollte, schmücket sich der Teuffel in Gestalt einer schönen Frauwen für ihn, hälset ihn, und trieb mit ihm alle Unzucht, also daß er des Göttlichen Worts bald vergaß, und in Wind schlug, und in seinem bösen Fürhaben fortfuhr."

Indem ich den Teufel und seine Gesellen als Tänzerinnen erscheinen lasse, bin ich der Tradizion treuer geblieben als Sie vermuthen. Daß es zur Zeit des Doktor Faust schon Corps-de-ballets von Teufeln gegeben hat, ist keine Fixion Ihres Freundes, sondern es ist eine Thatsache, die ich mit Stellen aus dem Leben des Christoph Wagner, welcher Faust's Schüler war, beweisen kann. In dem sechzehnten Capitel dieses alten Buches lesen wir, daß der arge Sünder ein Gastgelag in Wien gab, wo die Teufel in Frauenzimmergestalt, mit Saitenspielen die schönste und lieblichste Musik machten und andre Teufel „allerlei seltsame und unzüchtige Tänze tanzten." Auch in Affengestalt tanzten sie bei dieser Gelegenheit und da heißt es: „Bald kamen zwölf Affen, die machten einen Reigen, tanzten französische Ballete, wie jetzt die Leute in Welschland, Frankreich und Deutschland zu thun pflegen, sprungen und hüpften sehr wohl, daß sich männiglich verwunderte." Der Teufel Auerhahn, der dem Wagner als dienender Geist angehörte, zeigte sich gewöhnlich in der Gestalt eines Affen. Er debütirt ganz eigentlich als Tanzaffe. Als Wagner ihn beschwur, ward er ein Affe, erzählt das alte Buch und da heißt es: „der sprang auf und nieder, tanzte Gaillard und andere üppige Tänze, schlug bisweilen auf dem Hackebrett, pfiff auf der Querpfeife, blies auf der Trompete, als wären ihrer hundert."

Ich kann hier, liebster Freund, der Versuchung nicht widerstehen Ihnen zu erklären, was der Biograph des Nekromanten unter dem Namen „Gaillard-

tanzen" versteht. Ich finde nämlich in einem noch ältern Buche von Johann Prätorius, welches 1668 zu Leipzig gedruckt ist und Nachrichten über den Blocksberg enthält, die merkwürdige Belehrung, daß oberwähnter Tanz vom Teufel erfunden worden; der ehrbare Autor sagt dabei ausdrücklich:

„Von der neuen Gaillardischen Volta, einem welschen Tanze, wo man einander an schamigen Orten fasset und wie ein getriebener Topf herumhaspelt und wirbelt, und welcher durch die Zauberer aus Italien nach Frankreich ist gebracht worden, mag man auch wohl sagen, daß zu dem, daß solcher Wirbeltanz voller schändlicher unflätiger Geberden und unzüchtiger Bewegungen ist, er auch das Unglück auf sich trage, daß unzählig viel Morde und Mißgeburten daraus entstehen. Welches wahrlich bei einer wohlbestellten Polizei ist wahrzunehmen und auf's allerschärfste zu verbieten. Und dieweil die Stadt Genf fürnehmlich das Tanzen hasset, so hat der Satan eine junge Tochter von Genf gelehret, alle die tanzend und springend zu machen, die sie mit einer eisernen Gerte oder Ruthe, welche der Teufel ihr gegeben gehabt, möchte berühren. Auch hat sie der Richter gespottet, und gesagt, sie werden sie nicht mögen umbringen; hat deßhalb der Uebelthat nie keine Reue gehabt."

Sie sehen aus dieser Citazion, liebster Freund, erstens, was die Gaillarde ist, und zweitens, daß der Teufel die Tanzkunst aus dem Grunde fördert, um den Frommen ein Aergerniß zu geben. Daß er gar die fromme Stadt Genf, das calvinistische Jerusalem, mit seiner Zaubergerte zum Tanzen zwang, das war der Gipfel seiner Frevelhaftigkeit! Denken Sie sich alle diese kleinen Genfer Heiligen, alle diese gottesfürchtigen Uhrmacher, alle diese Auserwählten des Herren, alle diese tugendhaften Erzieherinnen, diese steifen, eckigen Prediger- und Schulmeisterfiguren, welche auf einmal die Gaillarde zu tanzen beginnen! Die Geschichte muß wahr sein, denn ich erinnere mich sie auch in der Daemonomania des Bodinus gelesen zu haben, und ich hätte nicht übel Lust, sie zu einem Ballete zu bearbeiten, betitelt: das tanzende Genf!

Der Teufel ist ein großer Tanzkünstler, wie Sie sehen, und es darf wahrlich niemanden wundern, wenn er in der Gestalt einer Tänzerin sich einem verehrungswerthen Publico präsentirt. Eine minder natürliche, aber sehr tiefsinnige Metamorphose ist es, daß sich, im älteren Faustbuche, der Mephistopheles in ein geflügeltes Roß verwandelt und auf seinem Rücken den Faust nach allen Ländern und Orten brachte, wohin dessen Sinn oder Sinnlichkeit begehrte. Der Geist hat hier nicht blos die Geschwindigkeit des Gedankens, sondern auch die Macht der Poesie; er ist hier ganz eigentlich der Pegasus, der den Faust zu allen Herrlichkeiten und Genüssen dieser Erde hinträgt in der kürzesten Frist. Er bringt ihn im Nu nach Constantinopel und zwar direkt in den Harem des Großtürken, wo Faust unter den erstaunten Odalisken, die ihn für den Gott Mahomet hielten, sich göttlich ergötzt. Auch trägt er ihn

nach Rom und hier direkt in den Vatikan, wo Faust, unsichtbar allen Augen, dem Papste seine besten Gerichte und Getränke vor der Nase wegstibitzt und sich selber zu Gemüthe führt; manchmal lacht er laut auf, so daß der Papst, der sich im Zimmer allein glaubte, innerlich erschrak. Eine Animosität gegen Papstthum und katholische Kirche überhaupt tritt überall grell hervor in der Faustsage. In dieser Beziehung ist es auch charakteristisch, daß Faust, nach den ersten Beschwörungen, dem Mephistopheles ausdrücklich befiehlt, ihm hinführo, wenn er ihn rufe, in der Kutte eines Franziskaners zu erscheinen. In dieser Mönchstracht zeigen ihn uns die alten Volksbücher, (nicht die Puppenspiele) zumal, wenn er mit Faust über Religionsthemata disputirt. Hier weht der Athem der Reformazionszeit.

Mephistopheles hat nicht blos keine wirkliche Gestalt, sondern er ist auch unter keiner bestimmten Gestalt populär geworden, wie andere Helden der Volksbücher, z. B. wie Till Eulenspiegel, dieses personifizirte Gelächter in der derben Figur eines deutschen Handwerksburschen, oder gar wie der ewige Jude mit dem langen achtzehnhundertjährigen Barte, dessen weiße Haare an der Spitze wie verjüngt wieder schwarz geworden. Mephistopheles hat auch in den Büchern der Magie keine determinirte Bildung wie andre Geister, wie z. B. Aziabel, der immer als ein kleines Kind erscheint, oder wie der Teufel Marbuel, der sich ausdrücklich in der Gestalt eines zehnjährigen Knaben präsentirt.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung einfließen zu lassen, daß ich es ganz dem Belieben Ihres Maschinisten überlasse, ob er den Faust nebst seinen höllischen Gesellen auf zwei Pferden oder beide in einen großen Zaubermantel gehüllt, durch die Lüfte reisen lassen will. Der Zaubermantel ist volksthümlicher.

Die Hexen, die zum Sabbath fahren, müssen wir jedoch reiten lassen, gleichviel auf welchem Haushaltungsgeräthe oder Unthier. Die deutsche Hexe bedient sich gewöhnlich des Besenstiels, den sie mit derselben Zauberſalbe bestreicht, womit sie auch ihren eigenen nackten Leib vorher eingerieben hat. Kommt ihr höllischer Galan etwa in Person sie abzuholen, so sitzt er vorne und sie hinter ihm bei der Luftfahrt. Die französischen Hexen sagen: "Emen-Hetan, Emen-Hetan!" während sie sich einsalben. „Oben hinaus und nirgends an!" ist der Spruch der deutschen Besenreuterinnen, wenn sie zum Schornstein hinausfliegen. Sie wissen es so einzurichten, daß sie sich in den Lüften begegnen, und rottenweis zum Sabbath anlangen. Da die Hexen, ebenso wie die Feen, das christliche Glockengeläute aus tiefstem Herzen hassen, so pflegen sie auch wohl auf ihrem Fluge, wenn sie einem Kirchthurm vorbeikommen, die Glocke mitzunehmen und dann in irgend einen Sumpf hinabzu-

werfen, mit fürchterlichem Gelächter. Auch dieſe Anklage kommt vor in den Hexenprozeſſen, und das franzöſiſche Sprüchwort ſagt mit Recht, daß man nur gleich die Flucht ergreifen ſolle, wenn man angeklagt ſei, eine Glocke vom Kirchthurm Notre-Dame geſtohlen zu haben.

Ueber den Schauplatz ihrer Verſammlung, den die Hexen ihren Convent, auch ihren Reichstag, nennen, herrſchen im Volksglauben ſehr abweichende Anſichten. Doch nach übereinſtimmenden Ausſagen ſehr vieler Hexen, die auf der Folter gewiß die Wahrheit bekannt, ſowie auch nach den Autoritäten eines Remigius, eines Godelmanus, eines Wierus, eines Bodinus, und gar eines de Lancre, habe ich mich für eine mit Bäumen umpflanzte Bergkoppe entſchieden, wie ich ſolches im dritten Akte meines Balletes vorgezeichnet. In Deutſchland ſoll der Hexenconvent gewöhnlich auf dem Blocksberge, welcher den Mittelpunkt des Harzgebirges bildet, ſtattgefunden haben oder noch ſtattfinden. Aber es ſind nicht blos deutſche Nationalhexen, welche ſich dort verſammeln, ſondern auch viele ausländiſche, und nicht blos lebende, ſondern auch längſt verſtorbene Sünderinnen, die im Grabe keine Ruhe haben und wie die Willis auch nach dem Tode von üppiger Tanzluſt gepeinigt werden. Deshalb ſehen wir beim Sabbath eine Miſchung von Trachten aus allen Ländern und Zeitaltern. Vornehme Damen erſcheinen meiſtens verlarvt, um ganz ungenirt zu ſein. Die Hexenmeiſter, die in großer Menge ſich hier einfinden, ſind oft Leute, die im gewöhnlichen Leben den ehrbarſten, chriſtlichſten Wandel erheucheln. Was die Teufel anbelangt, die als Liebhaber der Hexen fungiren, ſo ſind ſie von ſehr verſchiedenem Range, ſo daß eine alte Köchin oder Kuhmagd ſich mit einem ſehr untergeordneten armen Teufel begnügen muß, während vornehmere Patrizierfrauen und große Damen auch ſtandesgemäß ſich mit ſehr gebildeten und feingeſchwänzten Teufeln, mit den galanteſten Junkern der Hölle, erluſtigen können. Letztere tragen gewöhnlich die altſpaniſch burgundiſche Hoftracht, doch entweder von ganz ſchwarzer oder gar zu ſchreiend heller Farbe, und auf ihrem Barette ſchwankt die unerläßliche blutrothe Hahnenfeder. So wohlgeſtaltet und ſchöngekleidet dieſe Cavaliere beim erſten Anblick erſcheinen, ſo iſt es doch auffallend, daß ihnen immer ein gewiſſes "finished" fehlt, und ſich bei näherer Betrachtung in ihrem ganzen Weſen eine Disharmonie verräth, welche Auge und Ohr beleidigt: ſie ſind entweder etwas zu mager oder etwas zu korpulent, ihr Geſicht iſt entweder zu blaß oder zu roth, die Naſe zu kurz oder ein bischen zu lang, und dabei kommen manchmal Finger wie Vogelkrallen, wo nicht gar ein Pferdefuß, zum Vorſchein. Nach Schwefel riechen ſie nicht, wie die Liebhaber der armen Volksweiber, die ſich, wie geſagt, mit allerlei ordinären Kobolden, mit Ofenheizern der Hölle, abgeben müſſen. Aber gemein iſt allen Teufeln eine fatale Infirmität, worüber die Hexen jeden Ranges in den gerichtlichen Verhand-

lungen Klage führten, nämlich die Eiskälte ihrer Umarmungen und Liebesergüſſe.

Luzifer, von Gottes Ungnaden König der Finſterniß, präſidirt dem Hexenconvente in Geſtalt eines ſchwarzen Bocks mit einem ſchwarzen Menſchengeſichte und einem Lichte zwiſchen den zwei Hörnern. Inmitten des Schauplatzes der Verſammlung ſteht Seine Majeſtät auf einem hohen Poſtamente, oder einem ſteinernen Tiſche, und ſieht ſehr ernſthaft und melancholiſch aus, wie einer, der ſich ſchmählich ennüyirt. Ihm, dem Oberherrn, huldigen alle verſammelten Hexen, Zauberer, Teufel und ſonſtige Vaſallen, indem ſie mit brennenden Kerzen in der Hand, paarweiſe vor ihm das Knie beugen und nachher andächtig ſein Hintertheil küſſen. Auch dieſes Homagium ſcheint ihn wenig zu erheitern, er bleibt melancholiſch und ernſthaft, während jubelnd die ganze vermiſchte Geſellſchaft um ihn herum tanzt. Dieſe Ronde iſt nun jener berühmte Hexentanz, deſſen charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß die Tänzer ihre Geſichter alle nach Außen kehren, ſo daß ſie ſich einander nur den Rücken zeigen und keiner des Andern Antlitz ſchaut. Dies iſt gewiß eine Vorſichtsmaßregel und geſchieht damit die Hexen, die ſpäter gerichtlich eingezogen werden möchten, bei der peinlichen Frage nicht ſo leicht die Gefährtinnen angeben können mit welchen ſie den Sabbath begangen. Aus Furcht vor ſolcher Angeberei beſuchen vornehme Damen den Ball mit verlarvtem Geſichte. Viele tanzen im bloßen Hemde, viele entäußern ſich auch dieſes Gewandes. Manche verſchränken im Tanzen ihre Hände, einen Kreis mit den Armen bildend, oder ſie ſtrecken einen Arm weit aus; manche ſchwingen ihren Beſenſtiel und jauchzen: „Har! Har! Sabbath! Sabbath!“ Es iſt ein böſes Vorzeichen, wenn man während des Tanzes zur Erde fällt. Verliert die Hexe gar im Tanztumult einen Schuh, ſo bedeutet dieſer Umſtand, daß ſie noch in demſelben Jahre den Scheiterhaufen beſteigen müſſe.

Die Muſikanten, welche zum Tanze aufſpielen, ſind entweder hölliſche Geiſter in fabelhafter Fratzenbildung oder vagabundirende Virtuoſen, die von der Landſtraße aufgegriffen worden. Am liebſten nimmt man dazu Fiedler oder Flötenſpieler, welche blind ſind, damit ſie nicht vor Entſetzen im Muſiziren geſtört werden, wenn ſie die Greuel der Sabbathfeier ſähen. Zu dieſen Greueln gehört namentlich die Aufnahme neuer Hexen in den ſchwarzen Bund, wo die Novize eingeweiht wird in die grauſenhafteſten Myſterien. Sie wird gleichſam offiziell mit der Hölle vermählt, und der Teufel, ihr finſterer Gatte, giebt ihr bei dieſer Gelegenheit auch einen neuen Namen, einen nom d'amour, und brennt ihr ein geheimes Merkmal ein, als ein Andenken ſeiner Zärtlichkeit. Beſagtes Merkmal iſt ſo verborgen, daß der Unterſuchungsrichter bei den Hexenprozeſſen oft ſeine liebe Noth hatte, daſſelbe aufzu-

finden und deshalb der Inquiſitin von der Hand des Büttels alle Haare vom Leibe abſchneiden ließ.

Der Fürſt der Hölle beſitzt aber unter den Hexen der Verſammlung noch eine Auserwählte, welche den Titel Oberſte Braut "Archi-sposa" führt und gleichſam ſeine Leibmätreſſe iſt. Ihr Ballkoſtüm iſt ſehr einfach, mehr als einfach, denn es beſteht aus einem einzigen goldnen Schuh, weshalb ſie auch die Domina mit dem güldenen Schuh genannt wird. Sie iſt ein ſchönes, großes, beinahe koloſſales Weib, denn der Teufel iſt nicht blos ein Kenner ſchöner Formen, ein Artiſt, ſondern auch ein Liebhaber von Fleiſch und er denkt, je mehr Fleiſch, deſto größer die Sünde. Ja, in ſeinem Raffinement der Frevelhaftigkeit ſucht er die Sünde noch dadurch zu ſteigern, daß er nie eine unverheurathete Perſon, ſondern immer eine Vermählte zu ſeiner Oberbraut wählt, den Ehebruch cumulirend mit der einfachen Unzucht. Auch eine gute Tänzerin muß ſie ſein, und bei einer außerordentlichen Sabbathfeier ſah man wohl den erlauchten Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigen und höchſtſelbſt, mit ſeiner nackten Schönen, einen ſonderbaren Tanz aufführen, den ich nicht beſchreiben will, „aus hochbedenklichen chriſtlichen Urſachen," wie der alte Widman ſagen würde. Nur ſo viel darf ich andeuten, daß es ein alter Nazionaltanz Sodomas iſt, deſſen Tradizionen, nachdem dieſe Stadt unterging, von den Töchtern Loth's gerettet wurden und ſich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, wie ich denn ſelber jenen Tanz ſehr oft tanzen ſah zu Paris, rue Saint-Honoré No. 359, neben der Kirche der heiligen Aſſomption. Erwägt man nun, daß es auf dem Tanzplatz der Hexen keine bewaffnete Moral giebt, die in der Uniform von Munizipalgardiſten die bachantiſche Luſt zu hemmen weiß, ſo läßt ſich leicht errathen, welche Bockſprünge bei oberwähntem Pas-de-deux zum Vorſchein kommen mochten.

Nach manchen Ausſagen pflegt auch der große Bock und ſeine Oberbraut dem Banquette zu präſidiren, welches nach dem Tanze gehalten wird. Das Tafelgeſchirr und die Speiſen bei jenem Gaſtmahl ſind von außerordentlicher Koſtbarkeit und Köſtlichkeit; doch wer etwas davon einſteckt, findet den andern Tag, daß der goldne Becher nur ein irdenes Töpfchen und der ſchöne Kuchen nur ein Miſtfladen war. Charakteriſtiſch bei dem Mahle iſt der gänzliche Mangel an Salz. Die Lieder, welche die Gäſte ſingen, ſind eitel Gotteslästerungen und ſie plärren ſie nach der Melodie frommer Cantiken. Die ehrwürdigſten Ceremonien der Religion werden dann durch ſchändliche Poſſenreißerei nachgeäfft. So wird z. B. unſere heilige Taufe verhöhnt, indem man Kröten, Igel oder Ratten tauft, ganz nach dem Ritus der Kirche, und während dieſer ſcheußlichen Handlung geberden ſich Pathe und Pathin wie devote Chriſten und ſchneiden die ſcheinheiligſten Geſichter. Das Weihwaſſer, womit ſie jene Taufe verrichten, iſt eine ſehr frevelhafte Flüſſigkeit, nämlich

der Urin des Teufels. Auch das Zeichen des Kreuzes machen die Hexen, aber ganz verkehrt und mit der linken Hand; die von der romanischen Zunge sprechen dabei die Worte: "In nomine patrica aragueaco petrica, agora, agora, valentia, jouando goure gaits goustia" welches so viel heißt wie: „Im Namen des Patrike, des Petrike, von Aragonien, zu dieser Stunde, zu dieser Stunde, Valencia, all' unser Elend ist vorbei!" Zur Verhöhnung der göttlichen Lehre von der Liebe und Vergebung erhebt der höllische Bock zuletzt seine furchtbarste Donnerstimme und ruft: „Rächt Euch, rächt Euch, sonst müßt Ihr sterben!" Dieses sind die sacramentalen Worte, womit er den Hexenconvent aufhebt, und um den erhabensten Akt der Passion zu parodiren, will auch der Antichrist sich selbst zum Opfer bringen, aber nicht zum Heil, sondern zum Unheil der Menschheit: der Bock verbrennt sich endlich selbst, er lodert auf mit großem Flammengeprassel, und von seiner Asche sucht jede Hexe eine Handvoll zu erhaschen, um sie zu späteren Malefizien zu gebrauchen. Der Ball und der Schmaus sind alsdann zu Ende, der Hahn kräht, die Damen fangen an sehr zu frieren, und wie sie gekommen, so fahren sie von dannen, aber noch schneller, und manche Frau Hexe legt sich wieder zu Bette zu ihrem schnarchenden Gemahle, der es nicht bemerkt hatte, daß nur ein Scheit Holz, welches die Gestalt seiner Ehehälfte angenommen, in ihrer Abwesenheit an seiner Seite lag.

Auch ich will mich jetzt zu Bette begeben, denn ich habe, theurer Freund, bis tief in die Nacht hinein geschrieben, um die Notizen zusammenzustellen, die Sie aufgezeichnet zu sehen wünschten. Ich habe weniger dabei an einen Theaterdirektor gedacht, der mein Ballet auf die Bühne bringen soll, als vielmehr an den Gentleman von hoher Bildung, den alles interessirt, was Kunst und Gedanken ist. Ja, mein Freund, Sie verstehen den flüchtigsten Wink des Dichters, und jedes Wort von Ihnen ist wieder befruchtend für diesen. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie, der erprobt praktische Geschäftsmann, doch zugleich mit jenem außerordentlichen Sinn für das Schöne begabt sein konnten, und noch mehr erstaune ich darüber, wie Sie unter allen Tribulazionen Ihrer Berufsthätigkeit sich so viel Liebe und Begeisterung für Poesie zu erhalten wußten!

Die Götter im Exil.

Schon in meinen früheſten Schriften beſprach ich die Idee, welcher die nachfolgenden Mittheilungen entſproſſen. Ich rede nämlich hier wieder von der Umwandlung in Dämonen, welche die griechiſch-römiſchen Gottheiten erlitten haben, als das Chriſtenthum zur Oberherrſchaft in der Welt gelangte. Der Volksglaube ſchrieb jenen Göttern jetzt eine zwar wirkliche, aber vermaledeite Exiſtenz zu, in dieſer Anſicht ganz übereinſtimmend mit der Lehre der Kirche. Letztere erklärte die alten Götter keineswegs, wie es die Philoſophen gethan, für Chimären, für Ausgeburten des Lugs und des Irrthums, ſondern ſie hielt ſie vielmehr für böſe Geiſter, welche durch den Sieg Chriſti vom Lichtgipfel ihrer Macht geſtürzt, jetzt auf Erden, im Dunkel alter Tempeltrümmer oder Zauberwälder, ihr Weſen trieben und die ſchwachen Chriſtenmenſchen, die ſich hierhin verirrt, durch ihre verführeriſchen Teufelskünſte, durch Wolluſt und Schönheit, beſonders durch Tänze und Geſang, zum Abfall verlockten. Alles was auf dieſes Thema Bezug hat, die Umgeſtaltung der alten Naturculte in Satansdienſt und des heidniſchen Prieſterthums in Hexerei, dieſe Verteufelung der Götter, habe ich ſowohl im zweiten wie im dritten Theile des „Salon" unumwunden beſprochen, und ich glaube mich jetzt um ſo mehr jeder weitern Beſprechung überheben zu können, da ſeitdem viele andre Schriftſteller, ſowohl der Spur meiner Andeutungen folgend, als auch angeregt durch die Winke, welche ich über die Wichtigkeit des Gegenſtandes ertheilt, jenes Thema viel weitläufiger, umfaſſender und gründlicher als ich behandelt haben. Wenn ſie bei dieſer Gelegenheit nicht den Namen des Autors erwähnt, der ſich das Verdienſt der Initiative erworben, ſo war dieſes gewiß eine Vergeßlichkeit von geringem Belange. Ich ſelbſt will einen ſolchen Anſpruch nicht ſehr hoch anſchlagen. In der That, es iſt wahr, das Thema, das ich aufs Tapet brachte, war keine Neuigkeit; aber es hat mit ſolchem Bulgariſiren alter Ideen immer dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem Ei des Columbus. Jeder hat die Sache gewußt, aber keiner hat ſie geſagt. Ja, was ich ſagte, war keine Novität, und befand ſich längſt gedruckt in den ehrwürdigen Folianten und Quartanten der Compilatoren und Antiquare, in dieſen Katakomben der Gelehrſamkeit, wo zuweilen mit einer grauenhaften Symmetrie, die noch weit ſchrecklicher iſt als wüſte Willkür, die heterogenſten Gedankenknochen aufgeſchichtet — Auch geſtehe ich, daß ebenfalls moderne

Gelehrte das erwähnte Thema behandelt; aber ſie haben es ſozuſagen eingeſargt in die hölzernen Mumienkaſten ihrer confuſen und abſtracten Wiſſenſchaftsſprache, die das große Publikum nicht entziffern kann und für ägyptiſche Hieroglyphen halten dürfte. Aus ſolchen Grüften und Beinhäuſern habe ich den Gedanken wieder zum wirklichen Leben heraufbeſchworen, durch die Zaubermacht des allgemein verſtändlichen Wortes, durch die Schwarzkunſt eines geſunden, klaren, volksthümlichen Stiles!

Doch ich kehre zurück zu meinem Thema, deſſen Grundidee, wie oben angedeutet, hier nicht weiter erörtert werden ſoll. Nur mit wenigen Worten will ich den Leſer darauf aufmerkſam machen, wie die armen alten Götter, von welchen oben die Rede, zur Zeit des definitiven Sieges des Chriſtenthums, alſo im dritten Jahrhundert, in Verlegenheiten geriethen, die mit älteren traurigen Zuſtänden ihres Götterlebens die größte Analogie boten. Sie befanden ſich nämlich jetzt in dieſelben betrübſamen Nothwendigkeiten verſetzt, worin ſie ſich ſchon weiland befanden, in jener uralten Zeit, in jener revolutionairen Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrſam des Orcus heraufbrachen und, den Pelion auf den Oſſa thürmend, den Olymp erkletterten. Sie mußten damals ſchmählich flüchten, die armen Götter, und unter allerlei Vermummungen verbargen ſie ſich bei uns auf Erden. Die meiſten begaben ſich nach Aegypten, wo ſie zu größerer Sicherheit Thiergeſtalt annahmen, wie männiglich bekannt. In derſelben Weiſe mußten die armen Heidengötter wieder die Flucht ergreifen und unter allerlei Vermummungen in abgelegenen Verſtecken ein Unterkommen ſuchen, als der wahre Herr der Welt ſein Kreuzbanner auf die Himmelsburg pflanzte, und die ikonoklaſtiſchen Zeloten, die ſchwarze Bande der Mönche, alle Tempel brachen und die verjagten Götter mit Feuer und Fluch verfolgten. Viele dieſer armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambroſia waren, mußten jetzt zu einem bürgerlichen Handwerke greifen, um wenigſtens das liebe Brod zu erwerben. Unter ſolchen Umſtänden mußte mancher, deſſen heilige Haine confiſcirt waren, bei uns in Deutſchland als Holzhacker taglöhnern und Bier trinken ſtatt Nektar. Apollo ſcheint ſich in dieſer Noth dazu bequemt zu haben, bei Viehzüchtern Dienſte zu nehmen, und wie er einſt die Kühe des Admetos weidete, ſo lebte er jetzt als Hirt in Niederöſterreich, wo er aber, verdächtig geworden durch ſein ſchönes Singen, von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberiſcher Heidengott erkannt, den geiſtlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter geſtand er, daß er der Gott Apollo ſei. Vor ſeiner Hinrichtung bat er auch, man möchte ihm nur noch einmal erlauben, auf der Zither zu ſpielen und ein Lied zu ſingen. Er ſpielte aber ſo herzrührend und ſang ſo bezaubernd, und war dabei ſo ſchön von Angeſicht und Leibesgeſtalt, daß alle Frauen weinten, ja viele durch ſolche Rührung ſpäter erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man

ihn aus ſeiner Gruft wieder hervorziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu ſtoßen, in der Meinung, er müſſe ein Vampyr geweſen ſein, und die erkrankten Frauen würden durch ſolches probate Hausmittel geneſen; aber man fand das Grab leer.

Ueber die Schickſale des alten Kriegsgottes Mars, ſeit dem Siege der Chriſten, weiß ich nicht viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit das Fauſtrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münſter, begegnet ihm zu Bologna, wo ſie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher diente er unter Frondsberg in der Eigenſchaft eines Landsknechtes, und war zugegen bei der Erſtürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zu Muthe war, als er ſeine alte Lieblingsſtadt und die Tempel, worin er ſelbſt verehrt worden, ſo wie auch die Tempel ſeiner Verwandten ſo ſchmählich verwüſten ſah.

Beſſer als dem Mars und dem Apollo war es, nach der großen Retirade, dem Gotte Bacchus ergangen, und die Legende erzählt Folgendes:

In Tyrol giebt es ſehr große Seen, die von Waldungen umgeben, deren himmelhohe Bäume ſich prachtvoll in der blauen Fluth abſpiegeln. Baum und Waſſer rauſchen ſo geheimnißvoll, daß einem wunderlich zu Sinne wird, wenn man dort einſam wandelt. An dem Ufer eines ſolchen Sees ſtand die Hütte eines jungen Fiſchers, der ſich mit dem Fiſchfang ernährte und auch wohl das Geſchäft eines Fährmanns beſorgte, wenn irgend ein Reiſender über den See geſetzt zu werden begehrte. Er hatte eine große Barke, die an alten Baumſtämmen angebunden unfern von ſeiner Wohnung lag. In dieſer letztern lebte er ganz allein. Einſt, zur Zeit der herbſtlichen Tagesgleiche, gegen Mitternacht, hörte er an ſein Fenſter klopfen, und als er vor die Thüre trat, ſah er drei Mönche, die ihre Köpfe in den Kutten tief vermummt hielten und ſehr eilig zu ſein ſchienen. Einer von ihnen bat ihn haſtig, ihnen ſeinen Kahn zu leihen, und verſprach, denſelben in wenigen Stunden an dieſelbe Stelle zurückzubringen. Die Mönche waren ihrer drei, und der Fiſcher, welcher unter ſolchen Umſtänden nicht lange zögern konnte, band den Kahn los, und während jene einſtiegen und über den See fortfuhren, ging er nach ſeiner Hütte zurück, und legte ſich aufs Ohr. Jung wie er war, ſchlief er bald ein, aber nach einigen Stunden ward er von den zurückkehrenden Mönchen aufgeweckt; als er zu ihnen hinaustrat, drückte ihm einer von ihnen ein Silberſtück als Fahrgeld in die Hand, und alle drei eilten raſch von dannen. Der Fiſcher ging, nach ſeinem Kahne zu ſchauen, den er feſt angebunden fand. Dann ſchüttelte er ſich, doch nicht wegen der Nachtluft. Es war ihm nämlich ſonderbar fröſtelnd durch die Glieder gefahren und es hatte ihm faſt das Herz er-

kältet, als der Mönch, der ihm das Fährgeld gereicht, seine Hand berührte; die Finger des Mönches waren eiskalt. Diesen Umstand konnte der Fischer einige Tage lang gar nicht vergessen. Doch die Jugend schlägt sich endlich alles Unheimliche aus dem Sinn, und der Fischer dachte nicht mehr an jenes Ereigniß, als im folgenden Jahre, gleichfalls um die Zeit der Tagesgleiche, gegen Mitternacht, an das Fenster der Fischerhütte geklopft wurde und wieder mit großer Hast die drei vermummten Mönche erschienen, welche wieder den Kahn verlangten. Der Fischer überließ ihnen denselben diesmal mit weniger Besorgniß, und als sie nach einigen Stunden zurückkehrten, und ihm einer der Mönche eilig das Fahrgeld in die Hand drückte, fühlte er wieder mit Schaudern die eiskalten Finger. Dasselbe Ereigniß wiederholte sich jedes Jahr um dieselbe Zeit in derselben Weise, und endlich, als der siebente Jahrestag herannahte, ergriff den Fischer eine große Begier, das Geheimniß, das sich unter jenen drei Kutten verbarg, um jeden Preis zu erfahren. Er legte eine Menge Netzwerke in den Kahn, daß dieselben ein Versteck bildeten, wo er hineinschlüpfen konnte, während die Mönche das Fahrzeug besteigen würden. Die erwarteten dunklen Kunden kamen wirklich um die bestimmte Zeit, und es gelang dem Fischer, sich unversehens unter die Netze zu verstecken und an der Ueberfahrt Theil zu nehmen. Zu seiner Verwunderung dauerte diese nur kurze Zeit, während er sonst mehr als eine Stunde brauchte, ehe er an's entgegengesetzte Ufer gelangen konnte, und noch größer war sein Erstaunen, als er hier, wo die Gegend ihm so gut bekannt war, jetzt einen weiten offnen Waldesplatz sah, den er früher noch nie erblickt, und der mit Bäumen umgeben war, die einer ihm ganz fremden Vegetation angehörten. Die Bäume waren behängt mit unzähligen Lampen, auch Vasen mit loderndem Waldharz standen auf hohen Postamenten, und dabei schien der Mond so hell, daß der Fischer die dort versammelte Menschenmenge so genau betrachten konnte, wie am hellen Tage. Es waren viele hundert Personen, junge Männer und junge Frauen, meistens bildschön, obgleich ihre Gesichter alle so weiß wie Marmor waren, und dieser Umstand, verbunden mit der Kleidung, die in weißen, fehr weit aufgeschürzten Tuniken mit Purpursaum bestand, gab ihnen das Aussehn von wandelnden Statuen. Die Frauen trugen auf den Häuptern Kränze von natürlichem oder auch aus Gold- und Silberdraht verfertigtem Weinlaub, und das Haar war zum Theil auf dem Scheitel in eine Krone geflochten, zum Theil auch ringelte dasselbe aus dieser Krone wildlockig hinab in den Nacken. Die jungen Männer trugen ebenfalls auf den Häuptern Kränze von Weinlaub. Männer und Weiber aber, in den Händen goldne Stäbe schwingend, die mit Weinlaub umrangt, kamen jubelnd herangeflogen, um die drei Ankömmlinge zu begrüßen. Einer derselben warf jetzt seine Kutte von sich, und zum Vorschein kam ein impertinenter Geselle von gewöhnlichem Mannesalter,

der ein widerwärtig lüsternes, ja unzüchtiges Gesicht hatte, mit spitzen Bocksohren begabt war, und eine lächerlich übertriebene Geschlechtlichkeit, eine höchst anstößige Hyperbel, zur Schau trug. Der andere Mönch warf ebenfalls seine Kutte von sich, und man sah einen nicht minder nackten Dickwanst, auf dessen kahlen Glatzkopf die muthwilligen Weiber einen Rosenkranz pflanzten. Beider Mönche Antlitz war schneeweiß, wie das der übrigen Versammlung. Schneeweiß war auch das Gesicht des dritten Mönchs, der schier lachend die Kapuze vom Haupte streifte. Als er den Gürtelstrick seiner Kutte losband, und das fromme schmutzige Gewand nebst Kreuz und Rosenkranz mit Ekel von sich warf, erblickte man in einer von Diamanten glänzenden Tunica eine wunderschöne Jünglingsgestalt vom edelsten Ebenmaß, nur daß die runden Hüften und die schmächtige Taille etwas Weibisches hatten. Auch die zärtlich gewölbten Lippen und die verschwimmend weichen Züge verliehen dem Jüngling ein etwas weibisches Aussehen; doch sein Gesicht trug gleichwohl einen gewissen kühnen, fast übermüthig heroischen Ausdruck. Die Weiber liebkosten ihn mit wilder Begeisterung, setzten ihm einen Epheukranz auf's Haupt, und warfen auf seine Schulter ein prachtvolles Leopardenfell. In demselben Augenblick kam, bespannt mit zwei Löwen, ein goldner zweirädriger Siegeswagen herangerollt, auf den sich der junge Mensch mit Herrscherwürde, aber doch heitern Blickes hinaufschwang. Er leitete an purpurnen Zügeln das wilde Gespann. An der rechten Seite seines Wagens schritt der eine seiner entkutteten Gefährten, dessen geile Geberden und oben erwähnte unanständige Uebertriebenheit das Publicum ergötzte, während sein Genosse, der kahlköpfige Dickwanst, den die lustigen Frauen auf einen Esel gehoben hatten, an der linken Seite des Wagen einherritt, in der Hand einen goldnen Pocal haltend, der ihm beständig mit Wein gefüllt wurde. Langsam bewegte sich der Wagen, und hinter ihm wirbelte die tanzende Ausgelassenheit der weinlaubgekrönten Männer und Weiber. Dem Wagen voran ging die Hofcapelle des Triumphators: der hübsche backbäckige Junge mit der Doppelflöte im Maule; dann die hochgeschürzte Tamburinschlägerin, die mit den Knöcheln der umgekehrten Hand auf das klirrende Fell lostrommelte; dann die eben so holdselige Schöne mit dem Triangel; dann die Horniſten, bocksfüßige Gesellen mit schönen aber lasciven Gesichtern, welche auf wunderlich geschwungenen Thierhörnern oder Seemuscheln ihre Fanfaren bliesen; dann die Lautenspieler. —

Doch, lieber Leser, ich vergesse, daß du ein sehr gebildeter und wohlunterrichteter Leser bist, der schon lange gemerkt hat, daß hier von einem Bacchanale die Rede ist, von einem Feste des Dionysus. Du hast oft genug auf alten Basreliefen oder Kupferstichen archäologischer Werke die Triumphzüge gesehen, die jenen Gott verherrlichen, und wahrlich bei deinem classisch gebildeten Sinn würdest du nimmermehr erschrecken wenn dir einmal plötzlich in der mitter-

nächtlichen Abgeſchiedenheit eines Waldes der ſchöne Spuk eines ſolchen Bacchuszuges nebſt dem dazu gehörigen betrunkenen Perſonale leiblich vor Augen träte — Höchſtens würdeſt du einen leiſen lüſternen Schauer, ein äſthetiſches Grüſeln empfinden beim Anblick dieſer bleichen Verſammlung, dieſer anmuthigen Phantome, die den Sarkophagen ihrer Grabmäler oder den Verſtecken ihrer Tempelruinen entſtiegen ſind, um den alten fröhlichen Gottesdienſt noch einmal zu begehen, um noch einmal mit Spiel und Reigen die Siegesfahrt des göttlichen Befreiers, des Heilandes der Sinnenluſt, zu feiern, um noch einmal den Freudentanz des Heidenthums, den Cancan der antiken Welt, zu tanzen, ganz ohne hypokritiſche Verhüllung, ganz ohne Dazwiſchenkunft der Sergents-de-ville einer ſpiritualiſtiſchen Moral, ganz mit dem ungebundenen Wahnſinn der alten Tage, jauchzend, tobend, jubelnd: Evoe Bacche! Aber ach! lieber Leſer, der arme Fiſcher, von welchem wir berichten, war keineswegs wie du in der Mythologie bewandert, er hatte gar keine archäologiſchen Studien gemacht, und er war von Schrecken und Angſt ergriffen bei dem Anblick jenes ſchönen Triumphators mit ſeinen zwei wunderlichen Acoluthen, als ſie ihrer Mönchstracht entſprungen; er ſchauderte ob der unzüchtigen Geberden und Sprünge der Bacchanten, der Faunen, der Satyre, die ihm durch ihre Bocksfüße und Hörner ganz beſonders diaboliſch erſchienen, und die geſammte Societät hielt er für einen Congreß von Geſpenſtern und Dämonen, welche durch ihre Maleficien allen Chriſtenmenſchen Verderben zu bereiten ſuche. Das Haar ſträubte ſich auf ſeinem Haupte, als er die halsbrechend unmögliche Poſitur einer Menade ſah, die mit flatterndem Haar das Haupt zurückwarf und ſich nur durch den Thyrſus im Gleichgewicht erhielt. Ihm ſelber, dem armen Schiffer, ward es wirr im Hirn, als er hier Coribanten erblickte, die mit den kurzen Schwertern ihrem eigenen Leibe Wunden beibrachten, tobſüchtig die Wolluſt ſuchend in dem Schmerze ſelbſt. Die weichen, zärtlichen und doch zugleich grauſamen Töne der Muſik, die er vernahm, drangen in ſein Gemüth wie Flammen, lodernd, verzehrend, grauenhaft. Aber als der arme Menſch jenes verrufene ägyptiſche Symbol erblickte, das in übertriebener Größe und bekränzt mit Blumen von einem ſchamloſen Weibe auf einer hohen Stange herumgetragen wurde: da verging ihm Hören und Sehen — und er ſtürzte nach ſeinem Kahne zurück und verkroch ſich unter die Netze, zähneklappernd und zitternd, als hielte ihn Satan bereits an einem Fuße feſt. Nicht lange darauf kamen die drei Mönche ebenfalls nach dem Kahne zurück und ſtießen ab. Als ſie endlich am andern See-Ufer landeten und ausſtiegen, wußte der Fiſcher ſo geſchickt ſeinem Verſteck zu entſchlüpfen, daß die Mönche meinten, er habe hinter den Weiden ihrer geharrt, und indem ihm einer von ihnen wieder mit eiskalten Fingern den Fährlohn in die Hand drückte, eilten ſie ſtracks von hinnen.

Sowohl seines eigenen Seelenheils wegen, das er gefährdet glaubte, als auch um andere Christenmenschen vor Verderben zu bewahren, hielt sich der Fischer für verpflichtet, das unheimliche Begebniß dem geistlichen Gerichte anzuzeigen, und da der Superior eines nahegelegenen Franciscanerklosters als Vorsitzer eines solchen Gerichtes und ganz besonders als gelahrter Exorcist in großem Ansehen stand, beschloß er, sich unverzüglich zu ihm zu begeben. Die Frühsonne fand daher den Fischer schon auf dem Wege nach dem Kloster, und demüthigen Blickes stand er bald vor Seiner Hochwürden, dem Superior, der in seiner Bücherei, die Kapuze weit über's Gesicht gezogen, in einem Lehnsessel saß, und in dieser nachdenklichen Positur sitzen blieb, während ihm der Fischer die grausenhafte Historie erzählte. Als derselbe mit dieser Relation zu Ende war, erhob der Superior sein Haupt, und indem die Kapuze zurückfiel, sah der Fischer mit Bestürzung, daß Seine Hochwürden einer von den drei Mönchen war, die jährlich über den See fuhren, und er erkannte in ihm eben denjenigen, den er diese Nacht als heidnischen Dämon auf dem Siegeswagen mit dem Löwengespann gesehen: es war dasselbe marmorblasse Gesicht, dieselben regelmäßig schönen Züge, derselbe Mund mit den zärtlich gewölbten Lippen — Und um diese Lippen schwebte ein wohlwollendes Lächeln, und diesem Munde entquollen jetzt die sanftklingenden salbungsreichen Worte: Geliebter Sohn in Christo! wir glauben herzlich gern, daß Ihr diese Nacht in der Gesellschaft des Gottes Bacchus zugebracht habt, und Eure phantastische Spukgeschichte giebt dessen hinlänglich Kunde. Wir wollen bei Leibe nichts Unliebiges von diesem Gotte sagen, er ist gewiß manchmal ein Sorgenbrecher und erfreut des Menschen Herz, aber er ist sehr gefährlich für diejenigen, die nicht viel vertragen können, und zu diesen scheint Ihr zu gehören. Wir rathen Euch daher hinfüro nur mit Maß des goldenen Rebensaftes zu genießen, und mit den Hirngeburten der Trunkenheit die geistlichen Obrigkeiten nicht mehr zu behelligen, und auch von Eurer letzten Vision zu schweigen, ganz das Maul zu halten, widrigenfalls Euch der weltliche Arm des Büttels fünfundzwanzig Peitschenhiebe aufzählen soll. Jetzt aber, geliebter Sohn in Christo, geht in die Klosterküche, wo Euch der Bruder Kellermeister und der Bruder Küchenmeister einen Imbiß vorsetzen sollen.

Hiermit gab der geistliche Herr dem Fischer seinen Segen, und als sich dieser verblüfft nach der Küche trollte und den Frater Küchenmeister und den Frater Kellermeister erblickte, fiel er fast zu Boden vor Schrecken — denn diese Beiden waren die zwei nächtlichen Gefährten des Superiors, die zwei Mönche, die mit demselben über den See gefahren, und der Fischer erkannte den Dickwanst und die Glatze des Einen, ebenso wie die grinsend geilen Gesichtszüge nebst den Bocksohren des Andern. Doch hielt er reinen Mund, und erst in spätern Jahren erzählte er die Geschichte seinen Angehörigen.

Alte Chroniken, welche ähnliche Sagen erzählen, verlegen den Schauplatz nach Speyer am Rhein.

An der oſtfrieſiſchen Küſte herrſcht eine analoge Tradition, worin die altheidniſchen Vorſtellungen von der Ueberfahrt der Todten nach dem Schattenreiche, welche allen jenen Sagen zu Grunde liegen, am deutlichſten hervortreten. Von einem Charon, der die Barke lenkt, iſt zwar nirgend darin die Rede, wie denn überhaupt dieſer alte Kauz ſich nicht in der Volksſage, ſondern nur im Puppenſpiele erhalten hat; aber eine weit wichtigere mythologiſche Perſonnage erkennen wir in dem ſogenannten Spediteur, der die Ueberfahrt der Todten beſorgt, und der dem Fährmann, welcher des Charons Amt verrichtet und ein gewöhnlicher Fiſcher iſt, das herkömmliche Fährgeld auszahlt. Trotz ihrer barocken Vermummung werden wir den wahren Namen jener Perſon bald errathen, und ich will daher die Tradition ſelbſt ſo getreu als möglich hier mittheilen:

In Oſtfriesland, an der Küſte der Nordſee, giebt es Buchten, die gleichſam kleine Hafen bilden und Siehle heißen. An den äußerſten Vorſprüngen derſelben ſteht das einſame Haus irgend eines Fiſchers, der hier mit ſeiner Familie ruhig und genügſam lebt. Die Natur iſt dort traurig, kein Vogel pfeift, außer den Seemöven, welche manchmal mit einem fatalen Gekreiſche aus den Sandneſtern der Dünen hervorfliegen und Sturm verkünden. Das monotone Geplätſcher der brandenden See paßt ſehr gut zu den düſtern Wolkenzügen. Auch die Menſchen ſingen hier nicht, und an dieſer melancholiſchen Küſte hört man nie die Strophe eines Volksliedes. Die Menſchen hier zu Lande ſind ernſt, ehrlich, mehr vernünftig als religiös, und ſtolz auf den kühnen Sinn und auf die Freiheit ihrer Altvordern. Solche Leute ſind nicht phantaſtiſch aufregbar, und grübeln nicht viel. Die Hauptſache für den Fiſcher, der auf ſeinem einſamen Siehl wohnt, iſt der Fiſchfang, und dann und wann das Fährgeld der Reiſenden, die nach einer der umliegenden Inſeln der Nordſee übergeſetzt ſein wollen. Zu einer beſtimmten Zeit des Jahres, heißt es, juſt um die Mittagsſtunde, wo eben der Fiſcher mit ſeiner Familie, das Mittagsmahl verzehrend, zu Tiſche ſitzt, tritt ein Reiſender in die große Wohnſtube, und bittet den Hausherrn, ihm einige Augenblicke zu vergönnen, um ein Geſchäft mit ihm zu beſprechen. Der Fiſcher, nachdem er den Gaſt vergeblich gebeten, vorher an der Mahlzeit Theil zu nehmen, erfüllt am Ende deſſen Begehr, und Beide treten bei Seite an ein Erkertiſchchen. Ich will das Ausſehen des Fremden nicht lange beſchreiben in müßiger Novelliſtenweiſe; bei der Aufgabe, die ich mir geſtellt, genügt ein genaues Signalement. Ich bemerke alſo Folgendes: Der Fremde iſt ein ſchon befahrtes, aber doch wohlconſervirtes Männchen, ein jugendlicher Greis, gehäbig aber nicht fett, die Wänglein roth wie Borſtorfer Aepfel, die Aeuglein luſtig nach allen Sei-

ten blinzelnd, und auf dem gepuderten Köpfchen ſitzt ein dreieckiges Hütlein. Unter einer hellgelben Houppelande mit unzähligen Krägelchen trägt der Mann die altmodiſche Kleidung, die wir auf Portraiten holländiſcher Kaufleute finden, und welche eine gewiſſe Wohlhabenheit verräth: ein ſeidenes papageigrünes Röckchen, blumengeſtickte Weſte, kurze ſchwarze Höschen, geſtreifte Strümpfe und Schnallenſchuhe; letztere ſind ſo blank, daß man nicht begreift, wie Jemand durch den Schlamm der Siehlwege zu Fuße ſo unbeſchmutzt hergelangen konnte. Seine Stimme iſt aſthmatiſch, feindräthig und manchmal ins Greinende überſchlagend, doch der Vortrag und die Haltung des Männleins iſt gravitätiſch gemeſſen, wie es einem holländiſchen Kaufmann ziemt. Dieſe Gravität ſcheint jedoch mehr erkünſtelt als natürlich zu ſein, und ſie contraſtirt manchmal mit dem forſchſamen Hin- und Herlugen der Aeuglein, ſo wie auch mit der ſchlecht unterdrückten flatterhaften Beweglichkeit der Beine und Arme. Daß der Fremde ein holländiſcher Kaufmann iſt, bezeugt nicht blos ſeine Kleidung, ſondern auch die merkantiliſche Genauigkeit und Umſicht, mit der er das Geſchäft ſo vortheilhaft als möglich für ſeine Committenten abzuſchließen weiß. Er iſt nämlich, wie er ſagt, Spediteur und hat von einem ſeiner Handelsfreunde den Auftrag erhalten, eine beſtimmte Anzahl Seelen, ſo viel in einer gewöhnlichen Barke Raum fänden, von der oſtfrieſiſchen Küſte nach der weißen Inſel zu fördern; zu dieſem Behufe nun, fährt er fort, möchte er wiſſen, ob der Schiffer dieſe Nacht die erwähnte Ladung mit ſeiner Barke nach der erwähnten Inſel überſetzen wolle, und für dieſen Fall ſei er erbötig, ihm das Fährgeld gleich vorauszuzahlen, zuverſichtlich hoffend, daß er aus chriſtlicher Beſcheidenheit ſeine Forderung recht billig ſtellen werde. Der holländiſche Kaufmann (dieſes iſt eigentlich ein Pleonasmus, da jeder Holländer Kaufmann iſt) macht dieſen Antrag mit der größten Unbefangenheit, als handle es ſich von einer Ladung Käſe, und nicht von Seelen der Verſtorbenen. Der Fiſcher ſtutzt einigermaßen bei dem Wort Seelen, und es rieſelt ihm ein Bischen kalt über den Rücken, da er gleich merkt, daß von den Seelen der Verſtorbenen die Rede ſei, und daß er den geſpenſtiſchen Holländer vor ſich habe, der ſo manchen ſeiner Collegen die Ueberfahrt der verſtorbenen Seelen anvertraute und gut dafür bezahlte. Wie ich jedoch oben bemerkt, dieſe oſtfrieſiſchen Küſtenbewohner ſind muthig und geſund und nüchtern, und es fehlt ihnen jene Kränklichkeit der Einbildungskraft, welche uns für das Geſpenſtiſche und Ueberſinnliche empfänglich macht: unſres Fiſchers geheimes Grauen dauert daher nur einen Augenblick; ſeine unheimliche Empfindung unterdrückend, gewinnt er bald ſeine Faſſung, und mit dem Anſchein des größten Gleichmuths iſt er nur darauf bedacht, das Fährgeld ſo hoch als möglich zu ſteigern. Doch nach einigem Feilſchen und Dingen verſtändigen ſich beide Contrahenten über den Fahrlohn, ſie geben einander den Handſchlag zur

Bekräftigung der Uebereinkunft, und der Holländer, welcher einen ſchmutzigen ledernen Beutel hervorzieht, angefüllt mit lauter ganz kleinen Silberpfenningen, den kleinſten, die je in Holland geſchlagen worden, zahlt die ganze Summe des Fahrgelds in dieſer putzigen Münzſorte. Indem er dem Fiſcher noch die Inſtruction giebt, gegen Mitternacht, zur Zeit wo der Mond aus den Wolken hervortreten würde, ſich an einer beſtimmten Stelle der Küſte mit ſeiner Barke einzufinden, um die Ladung in Empfang zu nehmen, verabſchiedet er ſich bei der ganzen Familie, welche vergebens ihre Einladung zum Mitſpeiſen wiederholte, und die eben noch ſo gravitätiſche Figur trippelt mit leichtfüßigen Schritten von dannen.

Um die beſtimmte Zeit befindet ſich der Schiffer an dem beſtimmten Orte mit ſeiner Barke, die anfangs von den Wellen hin und her geſchaukelt wird; aber nachdem der Vollmond ſich gezeigt, bemerkt der Schiffer, daß ſein Fahrzeug ſich minder leicht bewegt und immer tiefer in die Fluth einſinkt, ſo daß am Ende das Waſſer nur noch eine Hand breit vom Rand entfernt bleibt. Dieſer Umſtand belehrt ihn, daß ſeine Paſſagiere, die Seelen, jetzt an Bord ſein müſſen, und er ſtößt ab mit ſeiner Ladung. Er mag noch ſo ſehr ſeine Augen anſtrengen, doch bemerkt er im Kahne nichts als einige Nebelſtreifen, die ſich hin und her bewegen, aber keine beſtimmte Geſtalt annehmen und in einander verquirlen. Er mag auch noch ſo ſehr horchen, ſo hört er doch nichts als ein unſäglich leiſes Zirpen und Kniſtern. Nur dann und wann ſchießt ſchrillend eine Möve über ſein Haupt, oder es taucht neben ihm aus der Fluth ein Fiſch hervor, der ihn blöde anglotzt. Es gähnt die Nacht, und froſtiger weht die Seeluft. Ueberall nur Waſſer, Mondſchein und Stille; und ſchweigſam, wie ſeine Umgebung, iſt der Schiffer, der endlich an der weißen Inſel anlangt und mit ſeinem Kahne ſtillhält. Auf dem Strande ſieht er niemand, aber er hört eine ſchrille, aſthmatiſch keuchende und greinende Stimme, worin er die des Holländers erkennt; derſelbe ſcheint ein Verzeichniß von lauter Eigennamen abzuleſen, in einer gewiſſen verificirenden, monotonen Weiſe; unter dieſen Namen ſind dem Fiſcher manche bekannt und gehören Perſonen, die in demſelben Jahr verſtorben. Während dem Ableſen dieſes Namensverzeichniſſes wird der Kahn immer leichter, und lag er eben noch ſo ſchwer im Sande des Ufers, ſo hebt er ſich jetzt plötzlich leicht empor, ſobald die Ableſung zu Ende iſt; und der Schiffer, welcher daran merkt, daß ſeine Ladung richtig in Empfang genommen iſt, fährt wieder ruhig zurück zu Weib und Kind, nach ſeinem lieben Hauſe am Siehl.

So geht es jedesmal mit dem Ueberſchiffen der Seelen nach der weißen Inſel. Als einen beſondern Umſtand bemerkte einſt der Schiffer, daß der unſichtbare Controleur im Ableſen des Namenverzeichniſſes plötzlich inne hielt und ausrief: „Wo iſt aber Pitter Janſen? Das iſt nicht Pitter Janſen.“

Worauf ein feines, wimmerndes Stimmchen antwortete: „Ik bin Pitter Janſen's Mieke, un häb mi op mines Manns Noame inſcreberen laten.“ (Ich bin Pitter Janſen's Mieke, und habe mich auf meines Mannes Namen einſchreiben laſſen.)

Ich habe mich oben vermeſſen, trotz der pfiffigen Vermummung die wichtige mythologiſche Perſon zu errathen, die in obiger Tradition zum Vorſchein kommt. Dieſes iſt keine geringere als der Gott Mercurius, der ehemalige Seelenführer, Hermes Pſychopompos. Ja, unter jener ſchäbigen Houppelande und in jener nüchternen Krämergeſtalt verbirgt ſich der brillanteſte jugendliche Heldengott, der kluge Sohn der Maja. Auf jenem dreieckigen Hütchen ſteckt auch nicht der geringſte Federwiſch, der an die Fittige der göttlichen Kopfbedeckung erinnern könnte, und die plumpen Schuhe mit den ſtählernen Schnallen mahnen nicht im Mindeſten an beflügelte Sandalen; dieſes holländiſch ſchwerfällige Blei iſt ſo ganz verſchieden von dem beweglichen Queckſilber, dem der Gott ſogar ſeinen Namen verliehen: aber eben der Contraſt verräth die Abſicht, und der Gott wählte dieſe Maske, um ſich deſto ſicherer verſtellt zu halten. Vielleicht aber wählte er ſie keineswegs aus willkürlicher Laune: Mercur war, wie Ihr wißt, zu gleicher Zeit der Gott der Diebe und der Kaufleute, und es lag nahe, daß er bei der Wahl einer Maske, die ihn verbergen, und eines Gewerbes, das ihn ernähren könnte, auf ſeine Antecedentien und Talente Rückſicht nahm. Letztere waren erprobt: er war der erfindungsreichſte der Olympier, er hatte die Schildkrötenlyra und das Sonnengas erfunden, er beſtahl Menſchen und Götter, und ſchon als Kind war er ein kleiner Calmonius, der ſeiner Wiege entſchlüpfte, um ein Paar Rinder zu ſtibitzen. Er hatte zu wählen zwiſchen den zwei Induſtrien, die im Weſentlichen nicht ſehr verſchieden, da bei beiden die Aufgabe geſtellt iſt, das fremde Eigenthum ſo wohlfeil als möglich zu erlangen: aber der pfiffige Gott bedachte, daß der Diebesſtand in der öffentlichen Meinung keine ſo hohe Achtung genießt, wie der Handelsſtand, daß jener von der Polizei verpönt, während dieſer von den Geſetzen ſogar privilegirt iſt, daß die Kaufleute jetzt auf der Leiter der Ehre die höchſte Staffel erklimmen, während die vom Diebsſtand manchmal eine minder angenehme Leiter beſteigen müſſen, daß ſie Freiheit und Leben auf's Spiel ſetzen, während der Kaufmann nur ſeine Capitalien oder nur die ſeiner Freunde einbüßen kann, und der pfiffigſte der Götter ward Kaufmann, und um es vollſtändig zu ſein, ward er ſogar Holländer. Seine lange Praxis als ehemaliger Pſychopompos, als Schattenführer, machte ihn beſonders geeignet für die Spedition der Seelen, deren Transport nach der weißen Inſel, wie wir ſahen, durch ihn betrieben wird.

Die weiße Inſel wird zuweilen auch Brea oder Britinia genannt. Denkt man vielleicht an das weiße Albion, an die Kalkfelſen der engliſchen Küſte?

Es wäre eine humoriſtiſche Idee, wenn man England als ein Todtenland, als das plutoniſche Reich, als die Hölle bezeichnen wollte. England mag in der That manchem Fremden in ſolcher Geſtalt erſcheinen.

In einem Verſuche über die Fauſt-Legende habe ich den Volksglauben in Bezug auf das Reich des Pluto und dieſen ſelbſt hinlänglich beſprochen. Ich habe dort gezeigt, wie das alte Schattenreich eine ausgebildete Hölle und der alte finſtre Beherrſcher deſſelben ganz diaboliſirt wurde. Aber nur durch den Kanzeleiſtil der Kirche klingen die Dinge ſo grell; trotz dem chriſtlichen Anathema blieb die Poſition des Pluto weſentlich dieſelbe. Er, der Gott der Unterwelt, und ſein Bruder Neptunus, der Gott des Meeres, dieſe Beiden ſind nicht emigrirt wie andre Götter, und auch nach dem Siege des Chriſtenthums blieben ſie in ihren Domainen, in ihrem Elemente. Mochte man hier oben auf Erden das Tollſte von ihm fabeln, der alte Pluto ſaß unten warm bei ſeiner Proſerpina. Weit weniger Verunglimpfungen, als ſein Bruder Pluto, hatte Neptunus zu erdulden, und weder Glockengeläute noch Orgelklänge konnten ſein Ohr verletzen da unten in ſeinem Ocean, wo er ruhig ſaß bei ſeiner weißbuſigen Frau Amphitrite und ſeinem feuchten Hofſtaat von Nereiden und Tritonen. Nur zuweilen, wenn irgend ein junger Seemann zum erſten Male die Linie paſſirte, tauchte er empor aus ſeiner Fluth, in der Hand den Dreizack ſchwingend, das Haupt mit Schilf bekränzt, und der ſilberne Wellenbart herabwallend bis zum Nabel. Er ertheilte alsdann dem Neophiten die ſchreckliche Seewaſſertaufe, und hielt dabei eine lange, ſalbungsreiche Rede, voll von derben Seemannswitzen, die er nebſt der gelben Lauge des gekauten Tabaks mehr ausſpuckte als ſprach, zum Ergötzen ſeiner betheerten Zuhörer. Ein Freund, welcher mir ausführlich beſchrieb, wie ein ſolches Waſſer-Myſterium von den Seeleuten auf den Schiffen tragirt wird, verſicherte daß eben jene Matroſen, welche am tollſten über die drollige Faſtnachtsfratze des Neptuns lachten, dennoch keinen Augenblick an der Exiſtenz eines ſolchen Meergottes zweifelten und manchmal in großen Gefahren zu ihm beteten.

Neptunus blieb alſo der Beherrſcher des Waſſerreichs, wie Pluto trotz ſeiner Diaboliſirung der Fürſt der Unterwelt blieb. Ihnen ging es beſſer als ihrem Bruder Jupiter, dem dritten Sohn des Saturn, welcher nach dem Sturz ſeines Vaters die Herrſchaft des Himmels erlangt hatte, und ſorglos als König der Welt im Olymp mit ſeinem glänzenden Troß von lachenden Göttern, Göttinnen und Ehrennymphen ſein ambroſiſches Freudenregiment führte. Als die unſelige Kataſtrophe hereinbrach, als das Regiment des Kreuzes, des Leidens, proclamirt ward, emigrirte auch der große Kronide, und er verſchwand im Tumulte der Völkerwanderung. Seine Spur ging verloren, und ich habe vergebens alte Chroniken und alte Weiber befragt, niemand

wußte mir Auskunft zu geben über ſein Schickſal. Ich habe in derſelben Abſicht viele Bibliotheken durchſtöbert, wo ich mir die prachtvollſten Codices, geſchmückt mit Gold und Edelſteinen, wahre Odalisken im Harem der Wiſſenſchaft, zeigen ließ, und ich ſage den gelehrten Eunuchen für die Unbrummigkeit und ſogar Affabilität, womit ſie mir jene leuchtenden Schätze erſchloſſen, hier öffentlich den üblichen Dank. Es ſcheint als hätten ſich keine volksthümlichen Traditionen über einen mittelalterlichen Jupiter erhalten, und alles was ich aufgegabelt, beſteht in einer Geſchichte, welche mir einſt mein Freund Niels Anderſen erzählte.

Ich habe ſoeben Niels Anderſen genannt, und die liebe drollige Figur ſteigt wieder lebendig in meiner Erinnerung herauf. Ich will ihm hier einige Zeilen widmen. Ich gebe gern meine Quellen an, und ich erörtere ihre Eigenſchaften, damit der geneigte Leſer ſelbſt beurtheile, in wie weit ſie ſein Vertrauen verdienen. Alſo einige Worte über meine Quelle.

Niels Anderſen, geboren zu Drontheim in Norwegen, war einer der größten Wallfiſchjäger, die ich kennen lernte. Ich bin ihm ſehr verpflichtet. Ihm verdanke ich alle meine Kenntniſſe in Bezug auf den Wallfiſchfang. Er machte mich bekannt mit allen Finten, die das kluge Thier anwendet, um dem Jäger zu entrinnen; er vertraute mir die Kriegsliſten, womit man ſeine Finten vereitelt. Er lehrte mich die Handgriffe beim Schwingen der Harpune, zeigte mir wie man mit dem Knie des rechten Beines ſich gegen den Vorderrand des Kahnes ſtemmen muß, wenn man die Harpune nach dem Wallfiſch wirft, und wie man mit dem linken Bein einen geſalzenen Fußtritt dem Matroſen verſetzt, der das Seil, das an der Harpune befeſtigt iſt, nicht ſchnell genug nachſchießen ließ. Ihm verdanke ich Alles, und wenn ich kein großer Wallfiſchjäger geworden, ſo liegt die Schuld weder an Niels Anderſen noch an mir, ſondern an meinem böſen Schickſal, das mir nicht vergönnte, auf meinen Lebensfahrten irgend einen Wallfiſch anzutreffen, mit welchem ich einen würdigen Kampf beſtehen konnte. Ich begegnete nur gewöhnlichen Stockfiſchen und lauſigen Häringen. Was hilft die beſte Harpune gegen einen Häring? Jetzt muß ich allen Jagdhoffnungen entſagen, meiner geſteiften Beine wegen. Als ich Niels Anderſen zu Ritzebüttel bei Cuxhaven kennen lernte, war er ebenfalls nicht mehr gut auf den Füßen, da am Senegal ein junger Haifiſch, der vielleicht ſein rechtes Bein für ein Zuckerſtängelchen anſah, ihm daſſelbe abbiß, und der arme Niels ſeitdem auf einem Stelzfuß herumhumpeln mußte. Sein größtes Vergnügen war damals, auf einer hohen Tonne zu ſitzen, und auf dem Bauche derſelben mit ſeinem hölzernen Beine zu trommeln. Ich half ihm oft die Tonne erklettern, aber ich wollte ihm manchmal nicht wieder hinunterhelfen, ehe er mir eine ſeiner wunderlichen Fiſcherſagen erzä[illegible]e.

Wie Muhamet Eben Manſur ſeine Lieder immer mit einem Lob des Pferdes anfing, ſo begann Niels Anderſen alle ſeine Geſchichten mit einer Apologie des Wallfiſches. Auch die Legende, die wir ihm hier nacherzählen, ermangelt nicht einer ſolchen Lobſpende. Der Wallfiſch, ſagte Niels Anderſen, ſei nicht blos das größte, ſondern auch das ſchönſte Thier. Aus den zwei Naslöchern auf ſeinem Kopfe ſprängen zwei coloſſale Waſſerſtrahlen, die ihm das Anſehen eines wunderbaren Springbrunnens gäben, und gar beſonders des Nachts im Mondſchein einen magiſchen Effect hervorbrächten. Dabei ſei er gutmüthig, friedliebig, und habe viel Sinn für ſtilles Familienleben. Es gewähre einen rührenden Anblick, wenn Vater Wallfiſch mit den Seinen auf einer ungeheuern Eisſcholle ſich hingelagert, und Jung und Alt ſich um ihn her in Liebesſpielen und harmloſen Neckereien überböten. Manchmal ſpringen ſie alle auf einmal ins Waſſer, um zwiſchen den großen Eisblöcken Blindekuh zu ſpielen. Die Sittenreinheit und die Keuſchheit der Wallfiſche wird weit mehr gefördert durch das Eiswaſſer, worin ſie beſtändig mit den Floſſen herumſchwänzeln, als durch moraliſche Principien. Es ſei auch leider nicht zu läugnen, daß ſie keinen religiöſen Sinn haben, daß ſie ganz ohne Religion ſind —

Ich glaube, das iſt ein Irrthum — unterbrach ich meinen Freund — ich habe jüngſt den Bericht eines holländiſchen Miſſionairs geleſen, worin dieſer die Herrlichkeit der Schöpfung beſchreibt, die ſich in den hohen Polargegenden offenbare, wenn des Morgens die Sonne aufgegangen, und das Tageslicht die abenteuerlichen, rieſenhaften Eismaſſen beſtrahlt. Dieſe, ſagte er, welche alsdann an diamantne Mährchenſchlöſſer erinnern, geben von Gottes Allmacht ein ſo impoſantes Zeugniß, daß nicht blos der Menſch, ſondern ſogar die rohe Fiſchcreatur, von ſolchem Anblick ergriffen, den Schöpfer anbete — mit ſeinen eigenen Augen, verſichert der Domine, habe er mehre Wallfiſche geſehen, die an einer Eiswand gelehnt, dort aufrecht ſtanden und ſich mit dem Obertheil auf und nieder bewegten, wie Betende.

Niels Anderſen ſchüttelte ſonderbar den Kopf; er läugnete nicht, daß er ſelber zuweilen geſehen, wie die Wallfiſche, an einer Eiswand ſtehend, ſolche Bewegungen machten, nicht unähnlich denjenigen, die wir in den Betſtuben mancher Glaubensſecten bemerken; aber er wollte ſolches keineswegs irgend einer religiöſen Andacht zuſchreiben. Er erklärte die Sache phyſiologiſch: er bemerkte daß der Wallfiſch, der Chimboraſſo der Thiere, unter ſeiner Haut eine ſo ungeheuer tiefe Schichte von Fett beſitze, daß oft ein einziger Wallfiſch hundert bis hundertundfunfzig Fäſſer Talg und Thran gebe. Jene Fettſchichte ſei ſo dick, daß ſich viele hundert Waſſerratten darin einniſten können, während das große Thier auf einer Eisſcholle ſchliefe, und dieſe Gäſte, unendlich größer und biſſiger als unſre Landratten, führen dann ein fröhliches

Leben unter der Haut des Wallfiſches, wo ſie Tag und Nacht das beſte Fett verſchmauſen können, ohne das Neſt zu verlaſſen. Dieſe Schmauſereien mögen wohl am Ende dem unfreiwilligen Wirthe etwas überläſtig, ja unendlich ſchmerzhaft werden; da er nun keine Hände hat, wie der Menſch, der ſich gottlob kratzen kann, wenn es ihn juckt, ſo ſucht er die innere Qual dadurch zu lindern, daß er ſich an die ſcharfen Kanten einer Eiswand ſtellt und daran den Rücken durch Auf- und Niederbewegungen recht inbrünſtiglich reibt, ganz wie bei uns die Hunde ſich an einer Bettſtelle zu ſcheuern pflegen, wenn ſie mit zu viel Flöhen behaftet ſind. Dieſe Bewegungen hat nun der ehrliche Domine für die eines Beters gehalten und ſie der religiöſen Andacht zugeſchrieben, während ſie doch nur durch die Ratten-Orgien hervorgebracht wurden. Der Wallfiſch, ſo viel Thran er auch enthält, ſchloß Niels Anderſen, iſt doch ohne den mindeſten religiöſen Sinn. Er ehrt weder die Heiligen noch die Propheten, und ſogar den kleinen Propheten Jonas, den ſolch ein Wallfiſch einmal aus Verſehen verſchluckte, konnte er nimmermehr verdauen, und nach dreien Tagen ſpuckte er ihn wieder aus. Das vortreffliche Ungeheuer hat leider keine Religion, und ſo ein Wallfiſch verehrt unſern wahren Herrgott, der droben im Himmel wohnt, eben ſo wenig wie den falſchen Heidengott, der fern am Nordpol auf der Kaninchen-Inſel ſitzt, wo er denſelben zuweilen beſucht.

Was iſt das für ein Ort, die Kaninchen-Inſel? fragte ich unſern Niels Anderſen. Dieſer aber trommelte mit ſeinem Holzbein auf der Tonne und erwiederte: Das iſt eben die Inſel, wo die Geſchichte paſſirt, die ich zu erzählen habe. Die eigentliche Lage der Inſel kann ich nicht genau angeben. Niemand konnte, ſeit ſie entdeckt worden, wieder zu ihr gelangen; ſolches verhinderten die ungeheuern Eisberge, die ſich um die Inſel thürmen und vielleicht nur ſelten eine Annäherung erlauben. Nur die Schiffsleute eines ruſſiſchen Wallfiſchjägers, welche einſt die Nordſtürme ſo hoch hinauf verſchlugen, betraten den Boden der Inſel, und ſeitdem ſind ſchon hundert Jahre verfloſſen. Als jene Schiffsleute mit einem Kahn dort landeten, fanden ſie die Inſel ganz wüſt und öde. Traurig bewegten ſich die Halme des Ginſters über dem Flugſand; nur hie und da ſtanden einige Zwergtannen, oder es krüppelte am Boden das unfruchtbarſte Buſchwerk. Eine Menge Kaninchen ſahen ſie umherſpringen, weshalb ſie dem Orte den Namen Kaninchen-Inſel ertheilten. Nur eine einzige ärmliche Hütte gab Kunde, daß ein menſchliches Weſen dort wohnte. Als die Schiffer hineintraten, erblickten ſie einen uralten Greis, der kümmerlich bekleidet mit zuſammengeflickten Kaninchenfellen, auf einem Steinſtuhl vor dem Herde ſaß, und an dem flackernden Reiſig ſeine magern Hände und ſchlotternden Kniee wärmte. Neben ihm zur Rechten ſtand ein ungeheuer großer Vogel, d[illegible]n Adler zu ſein ſchien, den aber die Zeit ſo unwirſch ge-

mauſert hatte, daß er nur noch die langen ſtruppigen Federkiele ſeiner Flügel behalten, was dem nackten Thiere ein höchſt närriſches und zugleich grauſenhaft häßliches Ausſehen verlieh. Zur linken Seite des Alten kauerte am Boden eine außerordentlich große haarloſe Ziege, die ſehr alt zu ſein ſchien, obgleich noch viele Milcheutern mit roſig friſchen Zitzen an ihrem Bauche hingen.

Unter den ruſſiſchen Seeleuten, welche auf der Kaninchen-Inſel landeten, befanden ſich mehrere Griechen, und einer derſelben glaubte, nicht von dem Hausherrn der Hütte verſtanden zu werden, als er in griechiſcher Sprache zu einem Cameraden ſagte: Dieſer alte Kauz iſt entweder ein Geſpenſt oder ein böſer Dämon. Aber bei dieſen Worten erhub ſich der Alte plötzlich von ſeinem Steinſitz, und mit großer Verwunderung ſahen die Schiffer eine hohe ſtattliche Geſtalt, die ſich trotz dem hohen Alter mit gebietender, ſchier königlicher Würde aufrecht hielt und beinahe die Balken des Geſimſes mit dem Haupte berührte: auch die Züge deſſelben, obgleich verwüſtet und verwittert, zeugten von urſprünglicher Schönheit, ſie waren edel und ſtreng gemeſſen, ſehr ſpärlich fielen einige Silberhaare auf die von Stolz und Alter gefurchte Stirn, die Augen blickten bleich und ſtier, aber doch ſtechend, und dem hoch aufgeſchürzten Munde entquollen in alterthümlich griechiſchem Dialect die wohllautenden und klangvollen Laute: „Ihr irrt Euch, junger Menſch, ich bin weder ein Geſpenſt noch ein böſer Dämon; ich bin ein Unglücklicher, welcher einſt beſſere Tage geſehen. Wer aber ſeid Ihr?“

Die Schiffer erzählten nun dem Manne das Mißgeſchick ihrer Fahrt, und verlangten Auskunft über alles was die Inſel beträfe. Die Mittheilungen fielen aber ſehr dürftig aus. Seit undenklicher Zeit, ſagte der Alte, bewohne er die Inſel, deren Bollwerke von Eis ihm gegen ſeine unerbittlichen Feinde eine ſichere Zuflucht gewährten. Er lebe hauptſächlich vom Kaninchenfange, und alle Jahr, wenn die treibenden Eismaſſen ſich geſetzt, kämen auf Schlitten einige Haufen Wilde, denen er ſeine Kaninchenfelle verkaufe, und die ihm als Zahlung allerlei Gegenſtände des unmittelbarſten Bedürfniſſes überließen. Die Wallfiſche, welche manchmal an die Inſel heranſchwämmen, ſeien ſeine liebſte Geſellſchaft. Dennoch mache es ihm Vergnügen, jetzt wieder ſeine Mutterſprache zu reden, denn er ſei ein Grieche; er bat auch ſeine Landsleute, ihm einige Nachrichten über die jetzigen Zuſtände Griechenlands zu ertheilen. Daß von den Zinnen der Thürme der griechiſchen Städte das Kreuz abgebrochen worden, verurſachte dem Alten augenſcheinlich eine boshafte Freude; doch war es ihm nicht ganz recht, als er hörte, daß an ſeiner Stelle der Halbmond jetzt aufgepflanzt ſteht. Sonderbar war es, daß keiner der Schiffer die Namen der Städte kannte, nach welchen der Alte ſich erkundigte, und die nach ſeiner Verſicherung zu ſeiner Zeit blühend geweſen; in welcher Weiſe waren

ihm die Namen fremd, die den heutigen Städten und Dörfern Griechenlands von den Seeleuten ertheilt wurden. Der Greis schüttelte deshalb oft wehmüthig das Haupt, und die Schiffer sahen sich verwundert an. Sie merkten, daß er alle Oertlichkeiten Griechenlands ganz genau kannte, und in der That er wußte die Buchten, die Erdzungen, die Vorsprünge der Berge, oft sogar den geringsten Hügel und die kleinsten Felsengruppen, so bestimmt und anschaulich zu beschreiben, daß seine Unkenntniß der gewöhnlichsten Ortsnamen die Schiffer in das größte Erstaunen setzte. So befrug er sie mit besonderem Interesse, ja mit einer gewissen Aengstlichkeit, nach einem alten Tempel, der, wie er versicherte, zu seiner Zeit der schönste in ganz Griechenland gewesen sei. Doch keiner der Zuhörer kannte den Namen, den er mit Zärtlichkeit aussprach, bis endlich, nachdem der Alte die Lage des Tempels wieder ganz genau geschildert hatte, ein junger Matrose nach der Beschreibung den Ort erkannte, wovon die Rede war.

Das Dorf, wo er geboren, sagte der junge Mensch, sei eben an jenem Orte gelegen, und als Knabe habe er auf dem beschriebenen Platze lange Zeit die Schweine seines Vaters gehütet. Auf jener Stelle, sagt er, fänden sich wirklich die Trümmer uralter Bauwerke, welche von untergegangener Pracht zeugten; nur hie und da ständen noch aufrecht einige große Marmorsäulen, entweder einzeln oder oben verbunden durch die Quadern eines Giebels, aus dessen Brüchen blühende Ranken von Geißblatt und rothen Glockenblumen, wie Haarflechten, herabfielen. Andre Säulen, darunter manche von rosigem Marmor, lägen gebrochen auf dem Boden, und das Gras wuchere über die kostbaren Knäufe, die aus schön gemeiseltem Blätter- und Blumenwerk beständen. Auch große Marmorplatten, viereckige Wand- oder dreieckige Dachstücke steckten dort halbversunken in der Erde, überragt von einem ungeheuer großen wilden Feigenbaum, der aus dem Schutte hervorgewachsen. Unter dem Schatten dieses Baumes, fuhr der Bursche fort, habe er oft ganze Stunden zugebracht, um die sonderbaren Figuren zu betrachten, die auf den großen Steinen in runder Bildhauerarbeit conterfeit waren, und allerlei Spiele und Kämpfe vorstellten, gar lieblich und lustig anzusehen, aber leider auch vielfach zerstört von der Witterung oder überwachsen von Moos und Epheu. Sein Vater, den er um die geheimnißvolle Bedeutung jener Säulen und Bildwerke befragte, sagte ihm einst, daß dieses die Trümmer eines alten Tempels wären, worin ehemals ein verruchter Heidengott gehaust, der nicht blos die nackteste Liederlichkeit, sondern auch unnatürliche Laster und Blutschande getrieben; die blinden Heiden hätten aber dennoch, ihm zu Ehren, vor seinem Altar manchmal hundert Ochsen auf einmal geschlachtet; der ausgehöhlte Marmorblock, worin das Blut der Opfer geflossen, sei dort noch vorhanden, und es sei eben jener Steintrog [illegible] er, sein Sohn, zuweilen dazu benutze, mit dem darin ge-

ſammelten Regenwaſſer ſeine Schweine zu tränken, oder darin allerlei Abfall für ihre Atzung aufzubewahren.

So ſprach der junge Menſch. Aber der Greis ſtieß jetzt einen Seufzer aus, der den ungeheuerſten Schmerz verrieth; gebrochen ſank er nieder auf ſeinen Steinſtuhl, bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. Der große Vogel kreiſchte entſetzlich, ſpreizte weit aus ſeine ungeheuern Flügel, und bedrohte die Fremden mit Krallen und Schnabel. Die alte Ziege jedoch leckte ihres Herrn Hände, und meckerte traurig und wie beſänftigend.

Ein unheimliches Mißbehagen ergriff die Schiffer bei dieſem Anblick, ſie verließen ſchleunig die Hütte, und waren froh, als ſie das Geſchluchze des Greiſes, das Gekreiſch des Vogels und das Ziegengemecker nicht mehr vernahmen. Zurückgekehrt an Bord des Schiffes, erzählten ſie dort ihr Abenteuer. Aber unter der Schiffsmannſchaft befand ſich ein ruſſiſcher Gelehrter, Profeſſor bei der philoſophiſchen Facultät der Univerſität zu Kaſan, und dieſer erklärte die Begebenheit für höchſt wichtig; den Zeigefinger pfiffig an die Naſe legend, verſicherte er den Schiffern: Der Greis auf der Kaninchen-Inſel ſei unſtreitig der alte Gott Jupiter, Sohn des Saturn und der Rhea, der ehemalige König der Götter. Der Vogel an ſeiner Seite ſei augenſcheinlich der Adler, der einſt die fürchterlichen Blitze in ſeinen Krallen trug. Und die alte Ziege könne, aller Wahrſcheinlichkeit nach, keine andere Perſon ſein, als die Althea, die alte Amme, die den Gott bereits auf Creta ſäugte und jetzt im Exil wieder mit ihrer Milch ernähre.

So erzählte Niels Anderſen, und ich geſtehe, dieſe Mittheilung erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Schon die Aufſchlüſſe über das geheime Leid der Wallfiſche erregten mein Mitgefühl. Arme große Beſtie! Gegen das ſchnöde Rattengeſindel, das ſich bei dir eingeniſtet, und unaufhörlich an dir nagt, giebt es keine Hülfe, und du mußt es lebenslang mit dir ſchleppen; und rennſt du auch verzweiflungsvoll vom Nordpol zum Südpol und reibſt dich an ſeinen Eiskanten — es hilft dir nichts, du wirſt ſie nicht los, die ſchnöden Ratten, und dabei fehlt dir der Troſt der Religion! An jeder Größe auf dieſer Erde nagen die heimlichen Ratten, und die Götter ſelbſt müſſen am Ende ſchmächlich zu Grunde gehen. So will es das eiſerne Geſetz des Fatums, und ſelbſt der Höchſte der Unſterblichen muß demſelben ſchmachvoll ſein Haupt beugen. Er, den Homer beſungen und Phidias abconterfeit in Gold und Elfenbein; er, der nur mit den Augen zu zwinkern brauchte, um den Erdkreis zu erſchüttern; er, der Liebhaber von Leda, Alkmene, Semele, Danae, Kaliſto, Jo, Leto, Europa ꝛc. — er muß am Ende am Nordpol ſich hinter Eisbergen verſtecken, und um ſein elendes Leben zu friſten mit Kaninchenfellen handeln wie ein ſchäbiger Savoyarde!

Ich zweifle nicht, daß es Leute giebt, die ſich ſchadenfroh an ſolchem Schauſpiel laben. Dieſe Leute ſind vielleicht die Nachkommen jener unglücklichen Ochſen, die als Hekatomben auf den Altären Jupiters geſchlachtet wurden — Freut Euch, gerächt iſt das Blut Eurer Vorfahren, jener armen Schlachtopfer des Aberglaubens! Uns aber, die wir von keinem Erbgroll befangen ſind, uns erſchüttert der Anblick gefallener Größe, und wir widmen ihr unſer frömmigſtes Mitleid. Dieſe Empfindſamkeit verhinderte uns vielleicht, unſrer Erzählung jenen kalten Ernſt zu verleihen, der eine Zierde des Geſchichtsſchreibers iſt; nur einigermaßen vermochten wir uns jener Gravität zu befleißen, die man nur in Frankreich erlangen kann. Beſcheidentlich empfehlen wir uns der Nachſicht des Leſers, für welchen wir immer die höchſte Ehrfurcht bezeugten, und ſomit ſchließen wir hier die erſte Abtheilung unſerer Geſchichte der Götter im Exil.

Die Göttin Diana.

(Nachtrag zu den Göttern im Exil.)

Vorbemerkung.

Die nachstehende Pantomime entstand in derselben Weise wie mein Tanzpoem „Faust.“ In einer Unterhaltung mit Lumley, dem Director des Londoner Theaters der Königin, wünschte derselbe, daß ich ihm einige Balletsujets vorschlüge, die zu einer großen Entfaltung von Pracht in Decorationen und Costümen Gelegenheit bieten könnten, und als ich Mancherlei der Art improvisirte, worunter auch die Diana-Legende, schien letztere den Zwecken des geistreichen Impresarios zu entsprechen, und er bat mich sogleich ein Scenarium davon zu entwerfen. Dieses geschah in der folgenden flüchtigen Skizze, der ich keine weitere Ausführung widmete, da doch späterhin für die Bühne kein Gebrauch davon gemacht werden konnte. Ich veröffentliche sie hier, nicht um meinen Ruhm zu fördern, sondern um Krähen, die mir überall nachschnüffeln, zu verhindern, sich allzustolz mit fremden Pfauenfedern zu schmücken. Die Fabel meiner Pantomime ist nämlich im Wesentlichen bereits im dritten Theile meines „Salon“ enthalten, aus welchem auch mancher Maestro Barthel schon manchen Schoppen Most geholt hat. Diese Dianen-Legende veröffentliche ich übrigens hier an der geeignetsten Stelle, da sie sich unmittelbar dem Sagenkreise der „Götter im Exil“ anschließt, und ich mich also hier jeder besonderen Bevorwortung überheben kann.

Paris den 1. März 1854.

Erſtes Tableau.

Ein uralter verfallener Tempel der Diana. Dieſe Ruine iſt noch ziemlich gut erhalten, nur hie und da iſt eine Säule gebrochen und eine Lücke im Dach; durch letztere ſieht man ein Stück Abendhimmel mit dem Halbmonde. Rechts die Ausſicht in einen Wald. Links der Altar mit einer Statue der Göttin Diana. Die Nymphen derſelben kauern hie und da auf dem Boden, in nachläſſigen Gruppen. Sie ſcheinen verdrießlich und gelangweilt. Manchmal ſpringt eine derſelben in die Höhe, tanzt einige Pas und ſcheint in heiteren Erinnerungen verloren. Andere geſellen ſich zu ihr und vollbringen antike Tänze. Zuletzt tanzen ſie um die Statue der Göttin, halb ſcherzhaft, halb feierlich, als wollten ſie Probe halten zu einem Tempelfeſte. Sie zünden die Lampen an und winden Kränze.

Plötzlich, von der Seite des Waldes, ſtürzt herein die Göttin Diana, im bekannten Jagdcoſtume, wie ſie auch hier als Statue conterfeit iſt. Sie ſcheint erſchrocken, wie ein flüchtiges Reh. Sie erzählt ihren beſtürzten Nymphen, daß jemand ſie verfolgt. Sie iſt in der höchſten Aufregung der Angſt, aber nicht blos der Angſt. Durch ihren ſpröden Unmuth ſchimmern zärtlichere Gefühle. Sie ſchaut immer nach dem Wald, ſcheint endlich ihren Verfolger zu erblicken und verſteckt ſich hinter ihre eigne Statue.

Ein junger deutſcher Ritter tritt auf. Er ſucht die Göttin. Ihre Nymphen umtanzen ihn, um ihn fern zu halten von der Bildſäule ihrer Gebieterin. Sie koſen, ſie drohen. Sie ringen mit ihm, er vertheidigt ſich neckend. Endlich reißt er ſich von ihnen los, erblickt die Statue, hebt flehend ſeine Arme zu ihr empor, ſtürzt zu ihren Füßen, umfaßt verzweiflungsvoll ihr Pideſtal und erbietet ſich ihr ewig dienſtbar zu ſein mit Leib und Leben. Er ſieht auf dem Altar ein Meſſer und eine Opferſchale, ein ſchauerlicher Gedanke durchdringt ihn, er erinnert ſich, daß die Göttin einſt Menſchenopfer liebte, und in der Trunkenheit ſeiner Leidenſchaft ergreift er Meſſer und Schale — Er iſt im Begriff, dieſelbe als Libation mit ſeinem Herzblut zu füllen, ſchon kehrt er den Stahl nach ſeiner Bruſt: da ſpringt die wirkliche leibliche Göttin aus ihrem Verſteck hervor, ergreift ſeinen Arm, entwindet ſeiner Hand das Meſſer — und beide ſchauen ſich an, während einer langen Pauſe, mit wechſelſeitiger Verwunderung, ſchauerlich entzückt, ſehnſüchtig, zitternd, todesmuthig, voll

Liebe. In ihrem Zweitanz fliehen und ſuchen ſie ſich, aber diesmal nur, um ſich wiederzufinden, ſich immer wieder einander in die Arme zu ſinken. Endlich ſetzen ſie ſich koſend nieder, wie glückliche Kinder, auf dem Piedeſtal der Statue, während die Nymphen ſie als Chorus umtanzen und durch ihre Pantomimen den Commentar bilden von dem, was ſich die Liebenden erzählen —

(Diana erzählt ihrem Ritter, daß die alten Götter nicht todt ſind, ſondern ſich nur verſteckt halten in Berghöhlen und Tempelruinen, wo ſie ſich nächtlich beſuchen und ihre Freudenfeſte feiern.)

Man hört plötzlich die lieblich ſanfteſte Muſik und es treten herein Apollo und die Muſen. Jener ſpielt den Liebenden ein Lied vor, und ſeine Gefährtinnen tanzen einen ſchönen, gemeſſenen Reigen um Diana und den Ritter. Die Muſik wird brauſender, es erklingen von draußen üppige Weiſen, Zimbel und Paukenklänge, und das iſt Bachus, welcher ſeinen fröhlichen Einzug hält mit ſeinen Satyren und Bacchanten. Er reitet auf einem gezähmten Löwen, zu ſeiner Rechten reitet der dickbäuchige Silen auf einem Eſel. Tolle ausgelaſſene Tänze der Satyren und Bacchanten. Letztere mit Weinlaub, oder auch mit Schlangen in den flatternden Haaren, oder auch mit goldenen Kronen geſchmückt, ſchwingen ihre Thyrſen und zeigen jene übermüthigen, unglaublichen, ja unmöglichen Poſituren, welche wir auf alten Vaſen und ſonſtigen Basreliefs ſehen. Bacchus ſteigt zu den Liebenden herab und ladet ſie ein, Theil zu nehmen an ſeinem Freudendienſte. Jene erheben ſich und tanzen einen Zweitanz der trunkenſten Lebensluſt, dem ſich Apollo und Bacchus nebſt beider Gefolge, ſo wie auch die Nymphen Diana's anſchließen.

Zweites Tableau.

Großer Saal in einer gothiſchen Ritterburg. Bediente in buntſcheckigen Wappenröcken ſind beſchäftigt mit Vorbereitungen zu einem Balle. Links eine Eſtrade, wo Muſiker zu ſehen, die ihre Inſtrumente probiren. Rechts ein hoher Lehnſeſſel, worauf der Ritter ſitzt, brütend und melancholiſch. Neben ihm ſtehen ſeine Gattin im enganliegenden, ſpitzkrägigen Chatelaine-Coſtum, und ſein Schalksnarr mit Narrenkappe und Pritſche; ſie bemühen ſich beide vergeblich den Ritter aufzuheitern durch ihre Tänze. Die Chatelaine drückt durch ehrſam gemeſſene Pas ihre eheliche Zärtlichkeit aus und geräth faſt in Sentimentalität; der Narr ſcheint dieſelbe übertreibend zu parodiren und macht die barockſten Sprünge. Die Muſikanten präludiren ebenfalls allerlei Zerr-Melodien. Draußen Trompetenſtöße und bald erſcheinen die Ballgäſte, Ritter und Fräulein, ziemlich ſteife, bunte Figuren im überladenſten Mittel-

alter-Putz; die Männer kriegerisch roh und blöde, die Frauen affectirt, sittsam und zimperlich. Bei ihrem Eintritt erhebt sich der Burgherr, der Ritter, und es giebt die ceremonieusesten Verbeugungen und Knixe. Der Ritter und seine Gemahlin eröffnen den Ball. Gravitätisch germanischer Walzer. Es erscheinen der Kanzler und seine Schreiber in schwarzer Amtstracht, die Brust beladen mit goldnen Ketten, und brennende Wachskerzen in der Hand; sie tanzen den bekannten Fackeltanz, während der Narr auf's Orchester hinaufspringt und dasselbe dirigirt; er schlägt verhöhnend den Tact. Wieder hört man draußen Trompetenstöße.

Ein Diener kündigt an, daß unbekannte Masken Einlaß begehren. Der Ritter winkt Erlaubniß; es öffnet sich im Hintergrunde die Pforte und herein treten drei Züge vermummter Gestalten, worunter einige in ihren Händen musikalische Instrumente tragen. Der Führer des ersten Zuges spielt auf einer Leier. Diese Töne scheinen in dem Ritter süße Erinnerungen zu erregen, und alle Zuhörer horchen verwundert — Während der erste Zugführer auf der Leier spielt, umtanzt ihn feierlich sein Gefolge. Aus dem zweiten Zuge treten einige hervor mit Zymbal und Handpauke — Bei diesen Tönen scheinen den Ritter die Gefühle der höchsten Wonne zu durchschauern; er entreißt einer der Masken die Handpauke und spielt selbst und tanzt dabei, gleichsam ergänzend, die rasend lustigsten Tänze.— Mit eben so wildem, ausschweifendem Jubel umspringen ihn die Gestalten des zweiten Zugs, welche Thyrsusstäbe in den Händen tragen. Noch größere Verwunderung ergreift die Ritter und Damen, und gar die Hausfrau weiß sich vor züchtigem Erstaunen nicht zu fassen. Nur der Narr, welcher vom Orchester herabspringt, giebt seinen behaglichsten Beifall zu erkennen und macht wollüstige Capriolen. Plötzlich aber tritt die Maske, welche den dritten Zug anführt, vor den Ritter und befiehlt ihm, mit gebieterischer Geberde, ihr zu folgen. Entsetzt und empört schreitet die Hausfrau auf jene Maske los, und scheint sie zu fragen: wer sie sei? Jene aber tritt ihr stolz entgegen, wirft die Larve und den vermummenden Mantel von sich, und zeigt sich als Diana im bekannten Jagdcostume. Auch die andern Masken entlarven sich und werfen die verhüllenden Mäntel von sich: es sind Apollo und die Musen, welche den ersten Zug bilden, den zweiten bilden Bacchus und seine Genossen, der dritte besteht aus Diana und ihren Nymphen. Bei dem Anblick der enthüllten Göttin stürzt der Ritter flehend zu ihren Füßen und scheint sie zu beschwören, ihn nicht wieder zu verlassen. Auch der Narr stürzt ihr entzückt zu Füßen und beschwört sie, ihn mitzunehmen. Diana gebietet allgemeine Stille, tanzt ihren göttlich edelsten Tanz, und giebt dem Ritter durch Geberden zu erkennen, daß sie nach dem Venusberge fahre, wo er sie später wiederfinden könne. Die Burgfrau läßt endlich in den tollsten Sprüngen ihrem Zorn und ihrer Entrüstung freien

Lauf, und wir ſehen ein Pas-de-deux, wo griechiſch heidniſche Götterluſt mit der germaniſch ſpiritualiſtiſchen Haustugend einen Zweikampf tanzt.

Diana, des Streites ſatt, wirft der ganzen Verſammlung verachtende Blicke zu, und nebſt ihren Begleitern entfernt ſie ſich endlich durch die Mittelpforte. Der Ritter will ihnen verzweiflungsvoll folgen, wird aber von ſeiner Gattin, ihren Zofen und ſeiner übrigen Dienerſchaft zurückgehalten — Draußen bacchantiſche Jubelmuſik, im Saale aber dreht ſich wieder der unterbrochene ſteife Fackeltanz.

Drittes Tableau.

Wilde Gebirgsgegend. Rechts: phantaſtiſche Baumgruppen und ein Stück von einem See. Links: eine hervorſpringend ſteile Felswand, worin ein großes Portal ſichtbar. — Der Ritter irrt wie ein Wahnſinniger umher. Er ſcheint Himmel und Erde, die ganze Natur zu beſchwören, ihm ſeine Geliebte wiederzugeben. Aus dem See ſteigen die Undinen und umtanzen ihn in feierlich lockender Weiſe. Sie tragen lange weiße Schleier und ſind geſchmückt mit Perlen und Korallen. Sie wollen den Ritter in ihr Waſſerreich hinabziehen, aber aus dem Laub der Bäume ſpringen die Luftgeiſter, die Sylphen, herab, welche ihn zurückhalten, mit heiterer, ja ausgelaſſener Luſt. Die Undinen entweichen und ſtürzen ſich wieder in den See.

Die Sylphen ſind in helle Farben gekleidet und tragen grüne Kränze auf den Häuptern. Leicht und heiter umtanzen ſie den Ritter. Sie necken ihn, ſie tröſten ihn und wollen ihn entführen in ihr Luftreich; da öffnet ſich zu ſeinen Füßen der Boden, und es ſtürmen hervor die Erdgeiſter, kleine Gnomen mit langen weißen Bärten, und kurze Schwerter in den kleinen Händchen. Sie hauen ein auf die Sylphen, welche entfliehen, wie erſchrockenes Gevögel. Einige derſelben flüchten ſich auf die Bäume, wiegen ſich auf den Baumzweigen, und ehe ſie ganz in den Lüften verſchwinden, verhöhnen ſie die Gnomen, welche ſich unten wie wüthend geberden.

Die Gnomen umtanzen den Ritter, und ſcheinen ihn ermuthigen und ihm den boshaften Trotz, der ſie ſelber beſeelt, einflößen zu wollen. Sie zeigen ihm, wie man fechten müſſe; ſie halten Waffentanz und ſpreizen ſich wie Weltbeſieger — da erſcheinen plötzlich die Feuergeiſter, die Salamander, und ſchon bei ihrem bloßen Anblick kriechen die Gnomen mit feiger Angſt wieder in ihre Erde zurück.

Die Salamander ſind lange, hagere Männer und Frauen, in enganliegenden feuerrothen Kleidern. Sie tragen ſämmtlich große goldene Kronen auf

den Häuptern und Scepter und ſonſtige Reichskleinodien in den Händen. Sie umtanzen den Ritter mit glühender Leidenſchaft; ſie bieten ihm ebenfalls eine Krone und ein Scepter an, und er wird unwillkürlich mit fortgeriſſen in die lodernde Flammenluſt; dieſe hätte ihn verzehrt, wenn nicht plötzlich Waldhorntöne erklängen und im Hintergrund, in den Lüften, die wilde Jagd ſich zeigte. Der Ritter reißt ſich los von den Feuergeiſtern, welche wie Raketen verſprühen und verſchwinden; der Befreite breitet ſehnſüchtig die Arme aus gegen die Führerin des wilden Jagdheeres.

Das iſt Diana. Sie ſitzt auf einem ſchneeweißen Roß, und winkt dem Ritter mit lächelndem Gruß. Hinter ihr reiten, ebenfalls auf weißen Roſſen, die Nymphen der Göttin, ſowie auch die Götterſchaar, die wir ſchon als Beſuchende in dem alten Tempel geſehen, nämlich Apollo mit den Muſen und Bacchus nebſt ſeinen Gefährten. Den Nachtrab auf Flügelroſſen bilden einige große Dichter des Alterthums und des Mittelalters, ſowie auch ſchöne Frauen der letztern Perioden. Die Bergkoppen umwindend, gelangt der Zug endlich in den Vordergrund und hält ſeinen Einritt in die weit ſich öffnende Pforte zur linken Seite der Scene. Nur Diana ſteigt von ihrem Roß herab und bleibt zurück bei dem Ritter, dem freudeberauſchten. Die beiden Liebenden feiern in entzückten Tänzen ihr Wiederfinden, Diana zeigt dem Ritter die Pforte der Felswand und deutet ihm an, daß dieſes der berühmte Venusberg ſei, der Sitz aller Ueppigkeit und Wolluſt. Sie will ihn, wie im Triumphe, dort hineinführen — da tritt ihnen entgegen ein alter weißbärtiger Krieger, von Kopf bis zu Fuß geharniſcht, und er hält den Ritter zurück, warnend vor der Gefahr, welcher ſeine Seele im heidniſchen Venusberge ausgeſetzt ſei. Als aber der Ritter den gutgemeinten Warnungen kein Gehör ſchenkt, greift der greiſe Krieger (welcher der treue Eckart genannt iſt) zum Schwerte und fordert jenen zum Zweikampf. Der Ritter nimmt die Herausforderung an, gebietet der angſtbewegten Göttin, das Gefecht durch keine Einmiſchung zu ſtören; er wird aber gleich nach den erſten Ausfällen niedergeſtochen. Der treue Eckart wackelt täppiſch zufrieden von dannen, wahrſcheinlich ſich freuend, wenigſtens die Seele des Ritters gerettet zu haben. Ueber die Leiche deſſelben wirft ſich verzweiflungsvoll und troſtlos die Göttin Diana.

Viertes Tableau.

Der Venusberg: Ein unterirdiſcher Palaſt, deſſen Architektur und Ausſchmückung im Geſchmack der Renaiſſance, nur noch weit phantaſtiſcher, und an arabiſche Feenmährchen erinnernd. Korinthiſche Säulen, deren Capitäler

ſich in Bäume verwandeln und Laubgänge bilden. Erotiſche Blumen in hohen Marmorvaſen, welche mit antiken Basreliefs geziert. An den Wänden Gemälde, wo die Liebſchaften der Venus abgebildet. Goldne Candelaber und Ampeln verbreiten ein magiſches Licht, und Alles trägt hier den Charakter einer zauberiſchen Ueppigkeit. Hie und da Gruppen von Menſchen, welche müßig und nachläſſig am Boden lagern, oder bei dem Schachbrett ſitzen. Andere ſchlagen Ball oder halten Waffenübungen und Scherzgefechte. Ritter und Damen ergehen ſich paarweis in galanten Geſprächen. Die Coſtume dieſer Perſonen ſind aus den verſchiedenſten Zeitaltern, und ſie ſelber ſind eben die berühmten Männer und Frauen der antiken und mittelalterlichen Welt, die der Volksglaube, wegen ihres ſenſualiſtiſchen Rufes oder wegen ihrer Fabelhaftigkeit in den Venusberg verſetzt hat. Unter den Frauen ſehen wir z. B. die ſchöne Helena von Sparta, die Königin von Saba, die Cleopatra, die Herodias, unbegreiflicher Weiſe auch Judith, die Mörderin des edlen Holofernes, dann auch verſchiedene Heldinnen der bretoniſchen Ritterſagen. Unter den Männern ragen hervor Alexander von Macedonien, der Poet Ovidius, Julius Cäſar, Dieterich von Bern, König Arthus, Ogier der Däne, Amadis von Gallien, Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen, Klingsohr von Ungerland, Gottfried von Straßburg und Wolfgang Goethe. Sie tragen alle ihre Zeit- und Standestracht, und es fehlt hier nicht an geiſtlichen Ornaten, welche die höchſten Kirchenämter verrathen.

Die Muſik drückt das ſüßeſte dolce far niente aus, geht aber plötzlich über in die wollüſtigſten Freudenlaute. Dann erſcheint Frau Venus mit dem Tannhäuſer, ihrem Cavaliere servente. Dieſe beiden, ſehr entblößt und Roſenkränze auf den Häuptern, tanzen ein ſehr ſinnliches Pas-de-deux, welches ſchier an die verbotenſten Tänze der Neuzeit erinnert. Sie ſcheinen ſich im Tanze zu zanken, ſich zu verhöhnen, ſich zu necken, ſich mit Verſpottung den Rücken zu kehren, und unverſehens wieder vereinigt zu werden durch eine unverwüſtliche Liebe, die aber keineswegs auf wechſelſeitiger Achtung beruht. Einige andere Perſonen ſchließen ſich dem Tanz jener Beiden an, in ähnlich ausgelaſſener Weiſe, und es bilden ſich die übermüthigſten Quadrillen.

Dieſe tolle Luſt wird aber plötzlich unterbrochen. Schneidende Trauermuſik erſchallt. Mit aufgelöſtem Haar und den Geberden des wildeſten Schmerzes ſtürzt herein die Göttin Diana, und hinter ihr wandeln ihre Nymphen, welche die Leiche des Ritters tragen. Letztere wird in der Mitte der Scene niedergeſetzt, und die Göttin legt ihr mit liebender Sorgfalt einige ſeidene Kiſſen unter das Haupt. Diana tanzt ihren entſetzlichen Verzweiflungstanz, mit allen erſchütternden Kennzeichen einer wahren tragiſchen Leidenſchaft, ohne Beimiſchung von Galanterie und Laune. Sie beſchwört ihre Freundin Venus, den Ritter vom Tode zu erwecken. Aber jene zuckt die Achſel, ſie iſt

Die Göttin Diana.

(Nachtrag zu den Göttern im Exil.)

Vorbemerkung.

Die nachstehende Pantomime entstand in derselben Weise wie mein Tanzpoem „Faust.“ In einer Unterhaltung mit Lumley, dem Director des Londoner Theaters der Königin, wünschte derselbe, daß ich ihm einige Balletsujets vorschlüge, die zu einer großen Entfaltung von Pracht in Decorationen und Costümen Gelegenheit bieten könnten, und als ich Mancherlei der Art improvisirte, worunter auch die Diana-Legende, schien letztere den Zwecken des geistreichen Impresarios zu entsprechen, und er bat mich sogleich ein Scenarium davon zu entwerfen. Dieses geschah in der folgenden flüchtigen Skizze, der ich keine weitere Ausführung widmete, da doch späterhin für die Bühne kein Gebrauch davon gemacht werden konnte. Ich veröffentliche sie hier, nicht um meinen Ruhm zu fördern, sondern um Krähen, die mir überall nachschnüffeln, zu verhindern, sich allzustolz mit fremden Pfauenfedern zu schmücken. Die Fabel meiner Pantomime ist nämlich im Wesentlichen bereits im dritten Theile meines „Salon“ enthalten, aus welchem auch mancher Maestro Barthel schon manchen Schoppen Most geholt hat. Diese Dianen-Legende veröffentliche ich übrigens hier an der geeignetsten Stelle, da sie sich unmittelbar dem Sagenkreise der „Götter im Exil“ anschließt, und ich mich also hier jeder besonderen Bevorwortung überheben kann.

Paris den 1. März 1854.

Charakteristisch ist es, daß unsern deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind keine kalten Verstandesspitzbuben, sondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüth, sie nehmen den wärmsten Antheil an dem Schicksal derer, die sie bestohlen, und man kann sie nicht los werden. Sogar unsre vornehmen Industrieritter sind nicht bloße Egoisten, die nur für sich stehlen, sondern sie wollen den schnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun; in den Freistunden, wo sie nicht von ihren Berufsgeschäften, z. B. von der Direction einer Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder, in Anspruch genommen werden, beschützen sie Planisten und Journalisten, und unter der buntgestickten, in allen Farben der Iris schillernden Weste trägt mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein obenerwähntes Opus in sogenannter Uebersetzung als Broschüre herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Person, worin er wehmüthig meinen traurigen Gesundheitszustand bejammert, und durch eine Zusammenstellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Aussehen die rührendsten Nachrichten mittheilt, so daß ich hier von Kopf bis zu Fuß beschrieben bin, und ein witziger Freund bei dieser Lectüre lachend ausrufen konnte: Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es ist jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er bestohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt. —

Geschrieben zu Paris, im März 1854.

Ein geiſtreicher Franzoſe — vor einigen Jahren hätten dieſe Worte einen Pleonasmus gebildet — nannte mich einſt einen romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für alles was Geiſt iſt, und ſo boshaft die Benennung war, hat ſie mich dennoch höchlich ergötzt. Sie iſt treffend. Trotz meiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch ſelbſt immer ein Romantiker, und ich war es in einem höhern Grade, als ich ſelbſt ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantiſche Poeſie in Deutſchland die tödtlichſten Schläge beigebracht, beſchlich mich ſelbſt wieder eine unendliche Sehnſucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und ſang ein Lied, worin ich mich allen holdſeligen Uebertreibungen, aller Mondſcheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnſinn der einſt ſo geliebten Weiſe hingab. Ich weiß, es war „das letzte freie Waldlied der Romantik,“ und ich bin ihr letzter Dichter: mit mir iſt die alte lyriſche Schule der Deutſchen geſchloſſen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutſche Lyrik, von mir eröffnet ward. Dieſe Doppelbedeutung wird mir von den deutſchen Literarhiſtorikern zugeſchrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläufig auszulaſſen, aber ich darf mit gutem Fuge ſagen, daß ich in der Geſchichte der deutſchen Romantik eine große Erwähnung verdiene. Aus dieſem Grunde hätte ich in meinem Buche de l'Allemagne, wo ich jene Geſchichte der romantiſchen Schule ſo vollſtändig als möglich darzuſtellen ſuchte, eine Beſprechung meiner eignen Perſon liefern müſſen. Indem ich dieſes unterließ, entſtand eine Lacune, welcher ich nicht leicht abzuhelfen weiß. Die Abfaſſung einer Selbſtcharakteriſtik wäre nicht blos eine ſehr verfängliche, ſondern ſogar eine unmögliche Arbeit. Ich wäre ein eitler Geck, wenn ich hier das Gute, das ich von mir zu ſagen wüßte, drall hervorhübe, und ich wäre ein großer Narr, wenn ich die Gebrechen, deren ich mich vielleicht ebenfalls bewußt bin, vor aller Welt zur Schau ſtellte — Und dann, mit dem beſten Willen der Treuherzigkeit kann kein Menſch über ſich ſelbſt die Wahrheit ſagen. Auch iſt dies niemandem bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Auguſtin, dem frommen Biſchof von Hippo, noch dem Genfer Jean Jacques Rouſſeau, und am allerwenigſten dieſem letztern, der ſich den Mann der Wahrheit und Natur nannte, während er doch im Grunde viel verlogener und unnatürlicher war, als ſeine Zeitgenoſſen. Er iſt freilich zu ſtolz, als

daß er sich gute Eigenschaften und schöne Handlungen fälschlich zuschriebe, er erfindet vielmehr die abscheulichsten Dinge zu seiner eignen Verunglimpfung. Verleumdete er sich etwa selbst, um mit desto größerm Schein von Wahrhaftigkeit auch Andre, z. B. meinen armen Landsmann Grimm, verleumden zu können? Oder macht er unwahre Bekenntnisse, um wirkliche Vergehen darunter zu verbergen, da, wie männiglich bekannt ist, die Schmachgeschichten, die über uns im Umlauf sind, uns dann nur sehr schmerzhaft zu berühren pflegen, wenn sie Wahrheit enthalten, während unser Gemüth minder verdrießlich davon verletzt wird, wenn sie nur eitel Erfindnisse sind. So bin ich überzeugt, Jean Jacques hat das Band nicht gestohlen, das einer unschuldig angeklagten und fortgejagten Kammerjungfer Ehre und Dienst kostete; er hatte gewiß kein Talent zum Stehlen, er war viel zu blöde und täppisch, er, der künftige Bär der Eremitage. Er hat vielleicht eines andern Vergehens sich schuldig gemacht, aber es war kein Diebstahl. Auch hat er seine Kinder nicht in's Findelhaus geschickt, sondern nur die Kinder von Mademoiselle Therese Levasseur. Schon vor dreißig Jahren machte mich einer der größten deutschen Psychologen auf eine Stelle der Confessionen aufmerksam, woraus bestimmt zu deduciren war, daß Rousseau nicht der Vater jener Kinder sein konnte; der eitle Brummbär wollte sich lieber für einen barbarischen Vater ausgeben, als daß er den Verdacht ertrüge, aller Vaterschaft unfähig gewesen zu sein. Aber der Mann, der in seiner eignen Person auch die menschliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in Bezug auf unsre Erbschwäche, die darin besteht, daß wir in den Augen der Welt immer anders erscheinen wollen, als wir wirklich sind. Sein Selbstportrait ist eine Lüge, bewundernswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge. Da war der König der Aschantis, von welchem ich jüngst in einer afrikanischen Reisebeschreibung viel Ergötzliches las, viel ehrlicher, und das naive Wort dieses Neger-Fürsten, welches die oben angedeutete menschliche Schwäche so spaßhaft resumirt, will ich hier mittheilen. Als nämlich der Major Bowditsch in der Eigenschaft eines Ministerresidenten von dem englischen Gouverneur des Caps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigsten Monarchen Südafrikas geschickt ward, suchte er sich die Gunst der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer schwarzen Haut mitunter außerordentlich schön waren, dadurch zu erwerben, daß er sie protraitirte. Der König, welcher die frappante Aehnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls conterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzungen gewidmet, als dieser zu bemerken glaubte, daß der König, der oft aufgesprungen war, um die Fortschritte des Portraits zu beobachten, in seinem Antlitze einige Unruhe und die grimassirende Verlegenheit eines Mannes verrieth, der einen Wunsch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann — der Maler drang jedoch so lange in Seine Ma-

jeſtät, ihm ihr allerhöchſtes Begehr kund zu geben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, daß er ihn weiß malte?

Das iſt es. Der ſchwarze Negerkönig will weiß gemalt ſein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Menſch iſt ein ſolcher Negerkönig, und jeder von uns möchte dem Publicum in einer andern Farbe erſcheinen, als die iſt, womit uns die Fatalität angeſtrichen hat. Gottlob, daß ich dieſes begreife, und ich werde mich daher hüten, hier in dieſem Buche mich ſelbſt abzuconterfeien. Doch der Lacune, welche dieſes mangelnde Portrait verurſacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen ſuchen, indem ich hier genugſam Gelegenheit finde, meine Perſönlichkeit ſo bedenklich als möglich hervortreten zu laſſen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe geſtellt, hier nachträglich die Entſtehung dieſes Buches und die philoſophiſchen und religiöſen Variationen, die ſeit ſeiner Abfaſſung im Geiſte des Autors vorgefallen, zu beſchreiben, zu Nutz und Frommen des Leſers dieſer neuen Ausgabe meines Buches de l'Allemagne.

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenſchen nicht zu ſehr anſchwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wiſſe, wie weit man meinem Urtheil trauen darf, wenn ich Leute von andrer Farbe beſpreche.

Ich ertheilte meinem Buche denſelben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denſelben Gegenſtand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemiſcher Abſicht. Daß eine ſolche mich leitete, verläugne ich keineswegs; doch indem ich von vornherein erkläre, eine Parteiſchrift geliefert zu haben, leiſte ich dem Forſcher der Wahrheit vielleicht beſſere Dienſte, als wenn ich eine gewiſſe laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher iſt, als die entſchiedenſte Feindſchaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie iſt und einſt die Meinung ausſprach: daß das Genie kein Geſchlecht habe, ſo kann ich mich bei dieſer Schriftſtellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen laſſen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Certificat ihrer Schwäche iſt.

Iſt die banale Anekdote wahr, welche man in Bezug auf obige Aeußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erſter Conſul war, ſei einſt Frau von Staël nach der Behauſung deſſelben gekommen, um ihm einen Beſuch abzuſtatten; doch trotzdem daß der dienſtthuende Huiſſier ihr verſicherte, nach ſtrenger Weiſung niemanden vorlaſſen zu dürfen, habe ſie dennoch unerſchütterlich darauf beſtanden, ſeinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieſer letztere ihr hierauf ſein Bedauern vermelden ließ, daß er die verehrte

Dame nicht empfangen könne, sintemalen er sich eben im Bade befände, soll dieselbe ihm die famose Antwort zurückgeschickt haben, daß solches kein Hinderniß wäre, denn das Genie habe kein Geschlecht.

Ich verbürge nicht die Wahrheit dieser Geschichte; aber sollte sie auch unwahr sein, so bleibt sie doch gut erfunden. Sie schildert die Zudringlichkeit, womit die hitzige Person den Kaiser verfolgte. Er hatte nirgends Ruhe vor ihrer Anbetung. Sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, daß der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenossin mehr oder minder idealisch gepaart werden müsse. Aber als sie einst, in Erwartung eines Compliments, an den Kaiser die Frage richtete: welche Frau er für die größte seiner Zeit halte? antwortete jener: Die Frau, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht. Das war nicht galant, wie denn nicht zu läugnen ist, daß der Kaiser den Frauen gegenüber nicht jene zarten Zuvorkommenheiten und Aufmerksamkeiten ausübte, welche die Französinnen so sehr lieben. Aber diese letztern werden nie durch tactloses Benehmen irgend eine Unartigkeit selbst hervorrufen, wie es die berühmte Genferin gethan, die bei dieser Gelegenheit bewies, daß sie trotz ihrer physischen Beweglichkeit von einer gewissen heimathlichen Unbeholfenheit nicht frei geblieben.

Als die gute Frau merkte, daß sie mit ihrer Andringlichkeit nichts ausrichtete, that sie was die Frauen in solchen Fällen zu thun pflegen, sie erklärte sich gegen den Kaiser, raisonnirte gegen seine brutale und ungalante Herrschaft, und raisonnirte so lange bis ihr die Polizei den Laufpaß gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutschland, wo sie Materialien sammelte zu dem berühmten Buche, das den deutschen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feiern sollte, im Gegensatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. Hier bei uns machte sie gleich einen großen Fund. Sie begegnete nämlich einem Gelehrten Namens August Wilhelm Schlegel. Das war ein Genie ohne Geschlecht. Er wurde ihr getreuer Cicerone und begleitete sie auf ihrer Reise durch alle Dachstuben der deutschen Literatur. Sie hatte einen unbändig großen Turban aufgestülpt, und war jetzt die Sultanin des Gedankens. Sie ließ unsere Literaten gleichsam geistig die Revüe passiren, und parodirte dabei den großen Sultan der Materie. Wie dieser die Leute mit einem: wie alt sind Sie? wie viel Kinder haben Sie? wie viel Dienstjahre? u. s. w. anging, so frug jene unsere Gelehrten: wie alt sind Sie? was haben Sie geschrieben? sind Sie Kantianer oder Fichteaner? und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mamluck August Wilhelm Schlegel, ihr Rustan, hastig in sein Notizenbuch einzeichnete. Wie Napoleon diejenige Frau für die größte erklärte, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht, so erklärte die Staël denjenigen Mann für den größten, der die meisten Bücher geschrieben. Man hat keinen Begriff davon welchen Spektakel

ſie bei uns machte, und Schriften, die erſt unlängſt erſchienen, z. B. die Memoiren der Caroline Pichler, die Briefe der Varnhagen und der Bettina Arnim, auch die Zeugniſſe von Eckermann, ſchildern ergötzlich die Noth, welche uns die Sultanin des Gedankens bereitete, zu einer Zeit, wo der Sultan der Materie uns ſchon genug Tribulationen verurſachte. Es war geiſtige Einquartierung, die zunächſt auf die Gelehrten fiel. Diejenigen Literatoren, womit die vortreffliche Frau ganz beſonders zufrieden war, und die ihr perſönlich durch den Schnitt ihres Geſichtes oder die Farbe ihrer Augen gefielen, konnten eine ehrenhafte Erwähnung, gleichſam das Kreuz der Legion d'honneur, in ihrem Buche de l'Allemagne erwarten. Dieſes Buch macht auf mich immer einen ſo komiſchen wie ärgerlichen Eindruck. Hier ſehe ich die paſſionnirte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich ſehe wie dieſer Sturmwind in Weibskleidern durch unſer ruhiges Deutſchland fegte, wie ſie überall entzückt ausruft: welche labende Stille weht mich hier an! Sie hatte ſich in Frankreich echauffirt und kam nach Deutſchland, um ſich bei uns abzukühlen. Der keuſche Hauch unſrer Dichter that ihrem heißen, ſonnigen Buſen ſo wohl! Sie betrachtete unſre Philoſophen wie verſchiedene Eisſorten, und verſchluckte Kant als Sorbet von Vanille, Fichte als Piſtache, Schelling als Arlequin!— O wie hübſch kühl iſt es in Euren Wäldern — rief ſie beſtändig — welcher erquickende Veilchengeruch! wie zwitſchern die Zeiſige ſo friedlich in ihrem deutſchen Neſtchen! Ihr ſeid ein gutes tugendhaftes Volk, und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbniß, das bei uns herrſcht, in der Rue du Bac.

Die gute Dame ſah bei uns nur was ſie ſehen wollte: ein nebelhaftes Geiſterland, wo die Menſchen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln, und ſich nur von Moral und Metaphyſik unterhalten! Sie ſah bei uns überall nur was ſie ſehen wollte, und hörte nur was ſie hören und wiedererzählen wollte — und dabei hörte ſie doch nur wenig, und nie das Wahre, einestheils weil ſie immer ſelber ſprach, und dann weil ſie mit ihren barſchen Fragen unſere beſcheidenen Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn ſie mit ihnen discurirte. — „Was iſt Geiſt?“ ſagte ſie zu dem blöden Profeſſor Bouterwek, indem ſie ihr dickfleiſchiges Bein auf ſeine dünnen, zitternden Lenden legte. Ach, ſchrieb ſie dann: „wie intereſſant iſt dieſer Bouterwek! Wie der Mann die Augen niederſchlägt! Das iſt mir nie paſſirt mit meinen Herren zu Paris, in der Rue du Bac!“ Sie ſieht überall deutſchen Spiritualismus, ſie preiſt unſre Ehrlichkeit, unſre Tugend, unſre Geiſtesbildung — ſie ſieht nicht unſre Zuchthäuſer, unſre Bordelle, unſre Caſernen — man ſollte glauben, daß jeder Deutſche den Prix Monthyon verdiente — Und das Alles, um den Kaiſer zu nergeln, deſſen Feinde wir damals waren.

Der Haß gegen den Kaiſer iſt die Seele dieſes Buches “de l'Allemagne,” und obgleich ſein Name nirgends darin genannt wird, ſieht man doch, wie die

Verfaſſerin bei jeder Zeile nach den Tuilerien ſchielt. Ich zweifle nicht, daß das Buch den Kaiſer weit empfindlicher verdroſſen hat, als der directeſte Angriff, denn nichts verwundet einen Mann ſo ſehr, wie kleine weibliche Nadelſtiche. Wir ſind auf große Schwertſtreiche gefaßt, und man kitzelt uns an den kitzlichſten Stellen.

O die Weiber! Wir müſſen ihnen viel verzeihen, denn ſie lieben viel, und ſo gar Viele. Ihr Haß iſt eigentlich nur eine Liebe, welche umgeſattelt hat. Zuweilen ſuchen ſie auch uns Böſes zuzufügen, weil ſie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweiſen denken. Wenn ſie ſchreiben, haben ſie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und dieſes gilt von allen Schriftſtellerinnen, mit Ausnahme der Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftſteller haben ebenfalls unſre vorgefaßten Sympathien, und wir ſchreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch ſchreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder beſſer geſagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteriſtiſch iſt bei ihnen ein gewiſſer Cancan, der Klüngel, den ſie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler iſt, als die roheſte Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle paſſive Naturen, können ſelten erfinden, wiſſen jedoch das Vorgefundene dergeſtalt zu entſtellen, daß ſie uns dadurch noch weit ſicherer ſchaden, als durch entſchiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte Recht, als er mir einſt in einem ſehr ſeufzenden Tone ſagte: la femme est un être dangereux.

Ja, die Weiber ſind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung hinzufügen, daß die ſchönen nicht ſo gefährlich ſind, als die, welche mehr geiſtige als körperliche Vorzüge beſitzen. Denn jene ſind gewohnt, daß ihnen die Männer den Hof machen, während die andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen, und durch den Köder der Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. Ich will damit bei Leibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häßlich geweſen ſei; aber eine Schönheit iſt ganz etwas Anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein ſehr unangenehmes Ganze bildeten; beſonders unerträglich für nervöſe Perſonen, wie es der ſelige Schiller geweſen, war ihre Manie, beſtändig einen kleinen Stengel oder eine Papierdüte zwiſchen den Fingern wirbelnd herumzudrehen— dieſes Manövre machte den armen Schiller ſchwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre ſchöne Hand, um ſie feſtzuhalten, und Frau von Staël glaubte, der gefühlvolle Dichter ſei hingeriſſen von dem Zauber ihrer Perſönlichkeit. Sie hatte in der That ſehr ſchöne Hände, wie man mir ſagt, und auch die ſchönſten Arme, die ſie immer nackt ſehen ließ; gewiß, die Venus von Milo hätte keine ſo ſchönen Arme aufzuweiſen. Ihre Zähne

überſtrahlten an Weiße das Gebiß der koſtbarſten Roſſe Arabiens. Sie hatte ſehr große ſchöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln ſoll ſehr holdſelig geweſen ſein. Häßlich war ſie alſo nicht — keine Frau iſt häßlich — ſo viel läßt ſich aber mit Fug behaupten: wenn die ſchöne Helena von Sparta ſo ausgeſehen hätte, ſo wäre der ganze trojaniſche Krieg nicht entſtanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr beſungen den Zorn des Peliden Achilles.

Frau von Staël hatte ſich, wie oben geſagt, gegen den großen Kaiſer erklärt, und machte ihm den Krieg. Aber ſie beſchränkte ſich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu ſchreiben; ſie ſuchte ihn auch durch nicht-literariſche Waffen zu befehden: ſie war einige Zeit die Seele aller jener ariſtokratiſchen und jeſuitiſchen Intriguen, die der Coalition gegen Napoleon vorangingen, und wie eine wahre Hexe kauerte ſie an dem brodelnden Topfe, worin alle diplomatiſchen Giftmiſcher, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo-di-Borgo, Caſtlereagh u. ſ. w., dem großen Kaiſer ſein Verderben eingebrockt hatten. Mit dem Kochlöffel des Haſſes rührte das Weib herum in dem fatalen Topfe, worin zugleich das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde. Als der Kaiſer unterlag, zog Frau von Staël ſiegreich ein in Paris mit ihrem Buche "de l'Allemagne" und in Begleitung von einigen hundert tauſend Deutſchen, die ſie gleichſam als eine pompeuſe Illuſtration ihres Buches mitbrachte. Solchermaßen illuſtrirt durch lebendige Figuren mußte das Werk ſehr an Authenticität gewinnen, und man konnte ſich hier durch den Augenſchein überzeugen, daß der Autor uns Deutſche und unſre vaterländiſchen Tugenden ſehr treu geſchildert hatte. Welches köſtliche Titelkupfer war jener Vater Blücher, dieſe alte Spielratte, dieſer ordinaire Knaſter, welcher einſt einen Tagesbefehl ertheilt hatte, worin er ſich vermaß, wenn er den Kaiſer lebendig finge, denſelben aushauen zu laſſen. Auch unſern A. W. v. Schlegel brachte Frau von Staël mit nach Paris, und das war ein Muſterbild deutſcher Naivetät und Heldenkraft. Es folgte ihr ebenfalls Zacharias Werner, dieſes Modell deutſcher Reinlichkeit, hinter welchem die entblößten Schönen des Palais-Royal lachend einherliefen. Zu den intereſſanten Figuren, welche ſich damals in ihrem deutſchen Coſtume den Pariſern vorſtellten, gehörten auch die Herren Görres, Jahn und Ernſt Moritz Arndt, die drei berühmteſten Franzoſenfreſſer, eine drollige Gattung Bluthunde, denen der berühmte Patriot Börne in ſeinem Buche „Menzel, der Franzoſenfreſſer" dieſen Namen ertheilt hat. Beſagter Menzel iſt keineswegs, wie einige glauben, eine fingirte Perſonage, ſondern er hat wirklich in Stuttgart exiſtirt oder vielmehr ein Blatt herausgegeben, worin er täglich ein halb Dutzend Franzoſen abſchlachtete und mit Haut und Haar auffraß; wenn er ſeine ſechs Franzoſen verzehrt hatte,

pflegte er manchmal noch obendrein einen Juden zu freſſen, um im Munde einen guten Geſchmack zu behalten, pour se faire la bonne bouche. Jetzt hat er längſt ausgebellt, und zahnlos, räudig, verlungert er im Maculaturwinkel irgend eines ſchwäbiſchen Buchladens. Unter den Muſter-Deutſchen, welche zu Paris im Gefolge der Frau von Staël zu ſehen waren, befand ſich auch Friedrich von Schlegel, welcher gewiß die gaſtronomiſche Aſcetik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnerthums repräſentirte; ihn begleitete ſeine würdige Gattin Dorothea, geborne Mendelsſohn und entlaufene Veit. Ich darf hier ebenfalls eine andre Illuſtration dieſer Gattung, einen merkwürdigen Akoluthen der Schlegel, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſes iſt ein deutſcher Baron, welcher, von den Schlegeln beſonders recommandirt, die germaniſche Wiſſenſchaft in Paris repräſentiren ſollte. Er war gebürtig aus Altona, wo er einer der angeſehenſten iſraelitiſchen Familien angehörte. Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham, dem Sohne Thaer's und Ahnherrn David's, des Königs über Juda und Iſrael, hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, ſich einen Edelmann zu nennen, und da er, wie der Synagoge, auch ſpäterhin dem Proteſtantismus entſagte, und letztern förmlich abſchwörend, ſich in den Schooß der römiſch-katholiſchen, allein ſeligmachenden Kirche begeben hatte, durfte er auch mit gutem Fug auf den Titel eines katholiſchen Barons Anſpruch machen. In dieſer Eigenſchaft, und um die feudaliſtiſchen und clericaliſchen Intereſſen zu vertreten, ſtiftete er zu Paris ein Journal, betitelt: Le catholique. Nicht blos in dieſem Blatte, ſondern auch in den Salons einiger frommen Douairièren des edlen Faubourgs, ſprach der gelehrte Edelmann beſtändig von Buddha und wieder von Buddha, und weitläufig gründlich bewies er, daß es zwei Buddha gegeben, was ihm die Franzoſen ſchon auf ſein bloßes Ehrenwort als Edelmann geglaubt hätten, und er wies nach, wie ſich das Dogma der Trinität ſchon in den indiſchen Trimurtis befunden, und er citirte den Ramayana, den Mahabarata, die Upnekats, die Kuh Sabala und den König Wiswamitra, die ſnorriſche Edda und noch viele unentdeckte Foſſilien und Mammuthsknochen, und er war dabei ganz antediluvianiſch trocken und ſehr langweilig, was immer die Franzoſen blendet. Da er beſtändig zurückkam auf Buddha und dieſes Wort vielleicht komiſch ausſprach, haben ihn die frivolen Franzoſen zuletzt den Baron Buddha genannt. Unter dieſem Namen fand ich ihn im Jahre 1831 zu Paris, und als ich ihn mit einer ſacerdotalen und faſt ſynagogicalen Gravität ſeine Gelehrſamkeit ableiern hörte, erinnerte er mich an einen komiſchen Kauz im Vicar of Wakefield von Goldſmith, welcher, wie ich glaube, Mr. Jenkinson hieß und jedesmal, wenn er einen Gelehrten antraf, den er prellen wollte, einige Stellen aus Manetho, Beroſus und Sanchuniaton citirte; das Sanskrit war damals noch nicht erfunden. — Ein deutſcher Baron idealern

Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte Fouqué, welcher damals, der Collection der Frau von Staël angehörend, auf ſeiner hohen Roſinante in Paris einritt. Er war ein Don Quixote, vom Wirbel bis zur Zehe; las man ſeine Werke, ſo bewunderte man — Cervantes.

Aber unter den franzöſiſchen Paladinen der Frau von Staël war mancher galliſche Don Quixote, der unſern germaniſchen Rittern in der Narrheit nicht nachzuſtehen brauchte, z. B. ihr Freund, der Vicomte Chateaubriand, der Narr mit der ſchwarzen Schellenkappe, der zu jener Zeit der ſiegenden Romantik von ſeiner frommen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er brachte eine ungeheuer große Flaſche Waſſer aus dem Jordan mit nach Paris, und ſeine im Laufe der Revolution wieder heidniſch gewordenen Landsleute taufte er auf's neue mit dieſem heiligen Waſſer, und die begoſſenen Franzoſen wurden jetzt wahre Chriſten und entſagten dem Satan und ſeinen Herrlichkeiten, bekamen im Reiche des Himmels Erſatz für die Eroberungen, die ſie auf Erden einbüßten, worunter z. B. die Rheinlande, und bei dieſer Gelegenheit wurde ich ein Preuße.

Ich weiß nicht, ob die Geſchichte begründet iſt, daß Frau von Staël während der hundert Tage dem Kaiſer den Antrag machen ließ, ihm den Beiſtand ihrer Feder zu leihen, wenn er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater ſchuldig geblieben ſei, ihr auszahlen wolle. Der Kaiſer, der mit dem Gelde der Franzoſen, die er genau kannte, immer ſparſamer war, als mit ihrem Blute, ſoll ſich auf dieſen Handel nicht eingelaſſen haben, und die Tochter der Alpen bewährte das Volkswort: point d'argent, point de Suisses. Der Beiſtand der talentvollen Dame hätte übrigens damals dem Kaiſer wenig gefruchtet, denn bald darauf ereignete ſich die Schlacht bei Waterloo.

Ich habe oben erwähnt, bei welcher traurigen Gelegenheit ich ein Preuße wurde. Ich war geboren im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Düſſeldorf, der Hauptſtadt des Herzogthums Berg, welches damals den Kurfürſten von der Pfalz gehörte. Als die Pfalz dem Hauſe Baiern anheimfiel und der bairiſche Fürſt Maximilian Joſeph vom Kaiſer zum König von Baiern erhoben und ſein Reich durch einen Theil von Tyrol und andern angrenzenden Ländern vergrößert wurde, hat der König von Baiern das Herzogthum Berg zu Gunſten Joachim Mürat's, Schwagers des Kaiſers, abgetreten; dieſem letztern ward nun, nachdem ſeinem Herzogthum noch angrenzende Provinzen hinzugefügt worden, als Großherzog von Berg gehuldigt. Aber zu jener Zeit ging das Avancement ſehr ſchnell, und es dauerte nicht lange, ſo machte der Kaiſer den Schwager Mürat zum König von Neapel, und derſelbe entſagte der Souverainetät des Großherzogthums Berg zu Gunſten des Prinzen François, welcher ein Neffe des Kaiſers und älteſter Sohn des Königs Ludwig von Holland und der ſchönen Königin Hortenſe war. Da derſelbe nie

abdicirte, und ſein Fürſtenthum, das von den Preußen occupirt ward, nach ſeinem Ableben dem Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte de jure zufiel, ſo iſt letzterer, welcher jetzt auch Kaiſer der Franzoſen iſt, mein legitimer Souverain.

An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläufiger als es hier geſchehen dürfte, wie ich nach der Juliusrevolution nach Paris überſiedelte, wo ich ſeitdem ruhig und zufrieden lebe. Was ich während der Reſtauration gethan und gelitten, wird ebenfalls zu einer Zeit mitgetheilt werden, wo die uneigennützige Abſicht ſolcher Mittheilungen keinem Zweifel und keiner Verdächtigung begegnen kann. —— Ich hatte viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Juliusrevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade ſehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimathliche Luft täglich ungeſunder, und ich mußte ernſtlich an eine Veränderung des Climas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Cocarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melancholiſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Feſtung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm ſei, wenn man im Winter die Eiſen tragen müſſe. Ich fand es in der That ſehr unchriſtlich, daß man den Menſchen die Eiſen nicht ein Bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden ſie keinen ſo unangenehmen Eindruck machen, und ſelbſt fröſtelnde Naturen könnten ſie dann gut ertragen; man ſollte auch die Vorſicht anwenden, die Ketten mit Eſſenzen von Roſen und Lorbeeren zu parfümiren, wie es hier zu Lande geſchieht. Ich frug meinen Juſtizrath, ob er zu Spandau oft Auſtern zu eſſen bekommen? Er ſagte nein, Spandau ſei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleiſch, ſagte er, ſei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen franzöſiſchen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiſte und mir nicht genug zu rühmen wußte, wie luſtig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marſeillaiſe und En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs ſinge, und Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft an allen Straßenecken geſchrieben ſtehe; dabei lobte er auch den Champagner ſeines Hauſes, von deſſen Adreſſe er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er verſprach mir Empfehlungsbriefe für die beſten Pariſer Reſtaurants, im Fall ich die Hauptſtadt zu meiner Erheiterung beſuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt iſt, um dort Auſtern zu eſſen, und mich die Spandauer Geflügel-

ſuppen nicht ſehr lockten, und auch obendrein die preußiſchen Ketten im Winter ſehr kalt ſind und meiner Geſundheit nicht zuträglich ſein konnten, ſo entſchloß ich mich, nach Paris zu reiſen und im Vaterland des Champagners und der Marſeillaiſe jenen zu trinken und dieſe letztere, nebſt En avant marchons und Lafayette aux cheveux blancs, ſingen zu hören.

Den 1. Mai 1831 fuhr ich über den Rhein. Den alten Flußgott, den Vater Rhein, ſah ich nicht, und ich begnügte mich, ihm meine Viſitenkarte in's Waſſer zu werfen. Er ſaß, wie man mir ſagte, in der Tiefe und ſtudirte wieder die franzöſiſche Grammatik von Meidinger, weil er nämlich während der preußiſchen Herrſchaft große Rückſchritte im Franzöſiſchen gemacht hatte, und ſich jetzt eventualiter auf's neue einüben wollte. Ich glaubte, ihn unten conjugiren zu hören: j'aime, tu aimes, il aime, nous aimons — Was liebt er aber? In keinem Fall die Preußen. Den Straßburger Münſter ſah ich nur von fern; er wackelte mit dem Kopfe, wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge zieht.

Zu Saint-Denis erwachte ich aus einem ſüßen Morgenſchlafe, und hörte zum erſten Male den Ruf der Coucouführer: Paris! Paris! ſo wie auch das Schellengeklingel der Coco-Verkäufer. Hier athmet man ſchon die Luft der Hauptſtadt, die am Horizonte bereits ſichtbar. Ein alter Schelm von Lohnbedienter wollte mich bereden, die Königsgräber zu beſuchen, aber ich war nicht nach Frankreich gekommen, um todte Könige zu ſehen; ich begnügte mich damit, mir von jenem Cicerone die Legende des Ortes erzählen zu laſſen, wie nämlich der böſe Heidenkönig dem Heiligen Denis den Kopf abſchlagen ließ, und dieſer mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint-Denis lief, um ſich dort begraben und den Ort nach ſeinem Namen nennen zu laſſen. Wenn man die Entfernung bedenke, ſagte mein Erzähler, müſſe man über das Wunder ſtaunen, daß jemand ſo weit zu Fuß ohne Kopf gehen konnte — doch ſetzte er mit einem ſonderbaren Lächeln hinzu: dans des cas pareils, il n'y a que le premier pas qui coute. Das war zwei Franken werth, und ich gab ſie ihm, pour l'amour de Voltaire. In zwanzig Minuten war ich in Paris, und zog ein durch die Triumphpforte des Boulevards Saint-Denis, die urſprünglich zu Ehren Ludwig XIV. errichtet worden, jetzt aber zur Verherrlichung meines Einzugs in Paris diente. Wahrhaft überraſchte mich die Menge von geputzten Leuten, die ſehr geſchmackvoll gekleidet waren wie Bilder eines Modejournals. Dann imponirte mir, daß ſie alle franzöſiſch ſprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt; hier iſt alſo das ganze Volk ſo vornehm, wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle ſo höflich, und die ſchönen Frauen ſo lächelnd. Gab mir jemand unverſehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, ſo konnte ich darauf wetten, daß es ein Landsmann war; und wenn irgend eine Schöne etwas allzu ſäuerlich ausſah, ſo

hatte ſie entweder Sauerkraut gegeſſen, oder ſie konnte Klopſtock im Original leſen. Ich fand alles ſo amüſant, und der Himmel war ſo blau und die Luft ſo liebenswürdig, ſo generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Juliſonne; die Wangen der ſchönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküſſen dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die liberté, égalité, fraternité ſchon wieder abgewiſcht. Ich beſuchte ſogleich die Reſtaurants, denen ich empfohlen war; dieſe Speiſewirthe verſicherten mir, daß ſie mich auch ohne Empfehlungsſchreiben gut aufgenommen hätten, da ich ein ſo honnettes und diſtinguirtes Aeußere beſäße, das ſich von ſelbſt empfehle. Nie hat mir ein deutſcher Garkoch dergleichen geſagt, wenn er auch eben ſo dachte; ſo ein Flegel meint, er müſſe uns das Angenehme verſchweigen, und ſeine deutſche Offenheit verpflichte ihn, nur widerwärtige Dinge uns in's Geſicht zu ſagen. In den Sitten und ſogar in der Sprache der Franzoſen iſt ſo viel köſtliche Schmeichelei, die ſo wenig koſtet, und doch ſo wohlthätig und erquickend. Meine Seele, die arme Senſitive, welche die Scheu vor vaterländiſcher Grobheit ſo ſehr zuſammengezogen hatte, erſchloß ſich wieder jenen ſchmeichleriſchen Lauten der franzöſiſchen Urbanität. Gott hat uns die Zunge gegeben, damit wir unſern Mitmenſchen etwas Angenehmes ſagen.

Mit dem Franzöſiſchen haperte es etwas bei meiner Ankunft; aber nach einer halbſtündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Paſſage de l'Opera ward mein Franzöſiſch, das ſeit der Schlacht bei Waterloo eingeroſtet war, wieder flüſſig, ich ſtotterte mich wieder hinein in die galanteſten Conjugationen und erklärte der Kleinen ſehr verſtändlich das Linnéiſche Syſtem, wo man die Blumen nach ihren Staubfäden eintheilt; die Kleine folgte einer andern Methode und theilte die Blumen ein in ſolche die gut röchen und in ſolche welche ſtänken. Ich glaube, auch bei den Männern beobachtete ſie dieſelbe Claſſification. Sie war erſtaunt, daß ich trotz meiner Jugend ſo gelehrt ſei, und poſaunte meinen gelehrten Ruf im ganzen Paſſage de l'Opera. Ich ſog auch hier die Wohldüfte der Schmeichelei mit Wonne ein, und amüſirte mich ſehr. Ich wandelte auf Blumen, und manche gebratene Taube flog mir in's offne, gaffende Maul. Wie viel Amüſantes ſah ich hier bei meiner Ankunft! Alle Notabilitäten des öffentlichen Ergötzens und der officiellen Lächerlichkeit. Die ernſthaften Franzoſen waren die amüſanteſten. Ich ſah Arnal, Bouffé, Déjazet, Dübüreau, Odry, Mademoiſelle Georges und die große Marmite im Invalidenpalaſte. Ich ſah die Morgue, die académie française, wo ebenfalls viele unbekannte Leichen ausgeſtellt, und endlich die Nekropolis des Luxemburg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalſamirten falſchen Eiden, die ſie allen Dynaſtien der franzöſiſchen Pharaonen geſchworen. Ich ſah im Jardin-des-Plantes die Giraffe, den Bock mit drei Beinen und die

Kängurus, die mich ganz beſonders amüſirten. Ich ſah auch Herrn von Lafayette und ſeine weißen Haare, letztere aber ſah ich aparte, da ſolche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer ſchönen Dame am Halſe hing, während er ſelbſt, der Held beider Welten, eine braune Perrücke trug, wie alle alte Franzoſen. Ich beſuchte die königliche Bibliothek, und ſah hier den Conſervateur der Medaillen, die eben geſtohlen worden; ich ſah dort auch in einem obſcuren Corridor den Zodiacus von Dhontera, der einſt ſo viel Aufſehen erregt hatte, und am ſelben Tage ſah ich Madame Recamier, die berühmteſte Schönheit zu der Zeit der Merovinger, ſowie auch Herrn Ballanche, der zu den pièces justificatives ihrer Tugend gehörte, und den ſie ſeit undenklicher Zeit überall mit ſich herumſchleppte. Leider ſah ich nicht Herrn von Chateaubriand, der mich gewiß amüſirt hätte. Dafür ſah ich aber in der grande Chaumière den père Lahire, in einem Momente, wo er bougrement en colère war; er hatte eben zwei junge Robespierre mit weit aufgeklappten weißen Tugendweſten bei den Krägen erfaßt und vor die Thüre geſetzt; einen kleinen Saint-Juſt, der ſich mauſig machte, ſchmiß er ihnen nach, und einige hübſche Citoyennes der Quartier Latin, welche über Verletzung der Menſchheitsrechte klagten, hätte ſchier daſſelbe Schickſal betroffen. In einem andern, ähnlichen Local ſah ich den berühmten Chiccard, den berühmten Lederhändler und Cancantänzer, eine vierſchrötige Figur, deren rothaufgedunſenes Geſicht gegen die blendend weiße Cravatte vortrefflich abſtach; ſteif und ernſthaft glich er einem Mairie-Adjuncten, der ſich eben anſchickt, eine Roſière zu bekränzen. Ich bewunderte ſeinen Tanz, und ich ſagte ihm, daß derſelbe große Aehnlichkeit habe mit dem antiken Silenostanz, den man bei den Dionyſien tanzte, und der von dem würdigen Erzieher des Bacchus, dem Silenos, ſeinen Namen empfangen. Herr Chiccard ſagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Gelehrſamkeit und präſentirte mich einigen Damen ſeiner Bekanntſchaft, die ebenfalls nicht ermangelten, mein gründliches Wiſſen herumzurühmen, ſo daß ſich bald mein Ruf in ganz Paris verbreitete, und die Direktoren von Zeitſchriften mich aufſuchten, um meine Collaboration zu gewinnen.

Zu den Perſonen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris ſah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieſer jovialen, geiſtreichen Figur, die durch liebenswürdige Anregungen viel dazu beitrug, die Stirne des deutſchen Träumers zu entwölken und ſein vergrämtes Herz in die Heiterkeit des franzöſiſchen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die Europe littéraire geſtiftet, und als Director derſelben kam er zu mir mit dem Anſuchen, einige Artikel über Deutſchland in dem Genre der Frau von Staël für ſeine Zeitſchrift zu ſchreiben. Ich verſprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, daß ich ſie in einem ganz entgegengeſetzten Genre ſchreiben würde. „Das iſt mir gleich“ — war die lachende Antwort — „außer

dem genre ennuyeux gestatte ich wie Voltaire jedes Genre.“ Damit ich armer Deutscher nicht in das genre ennuyeux verfiele, lud Freund Bohain mich oft zu Tische und begoß meinen Geist mit Champagner. Niemand wußte besser wie er ein Dinèr anzuordnen, wo man nicht blos die beste Küche, sondern auch die köstlichste Unterhaltung genoß; niemand wußte so gut wie er als Wirth die honneurs zu machen, niemand so gut zu repräsentiren, wie Victor Bohain — auch hat er gewiß mit Recht seinen Actionären der Europe littéraire hunderttausend Franken Repräsentationskosten angerechnet. Seine Frau war sehr hübsch und besaß ein niedliches Windspiel, welches Ji-Ji hieß. Zu dem Humor des Mannes trug sogar sein hölzernes Bein etwas bei, und wenn er allerliebst um den Tisch herumhumpelnd seinen Gästen Champagner einschenkte, glich er dem Vulcan, als derselbe das Amt Hebes verrichtete in der jauchzenden Götterversammlung. Wo ist er jetzt? Ich habe lange nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, sah ich ihn in einem Wirthshause zu Grandville; er war von England, wo er sich aufhielt um die colossale englische Nationalschuld zu studiren und bei dieser Gelegenheit seine kleinen Privatschulden zu vergessen, nach jenem Hafenstädtchen der Basse-Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tischchen sitzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierschrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgesperrtem Maule, dem er das Project eines Geschäftes auseinandersetzte, woran, wie Bohain mit beredsamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohain's speculativer Geist war immer sehr groß, und wenn er ein Geschäft erdachte, stand immer eine Million Gewinn in Aussicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Messer Millione, wie einst Marco Paulo in Venedig genannt wurde, als derselbe nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufsperrenden Landsleuten unter den Arcaden des Sanct Marco-Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereist, in China, der Tartarei, Indien u. s. w., gesehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufschneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unserm Pariser Messer Millione dürfen wir behaupten, daß seine industriellen Projecte immer großartig richtig ersonnen waren, und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung mißlangen; manche brachten große Gewinne, als sie in die Hände von Personen kamen, die nicht so gut die Honneurs eines Geschäftes zu machen, die nicht so prachtvoll zu repräsentiren wußten, wie Victor Bohain. Auch die Europe littéraire war eine vortreffliche Conception, ihr Erfolg schien gesichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bohain in den Redactions-Sälen des Journals einen

glänzenden Ball, wo er mit ſeinen dreihundert Actionären tanzte, ganz ſo wie einſt Leonidas mit ſeinen dreihundert Spartanern den Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedesmal wenn ich in der Gallerie des Louvre das Gemälde von David ſehe, welches dieſe antik heroiſche Scene darſtellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bohain; ganz ebenſo wie der todesmuthige König des Davidiſchen Bildes ſtand er auf einem Beine; es war dieſelbe claſſiſche Stellung. — Wanderer! wenn du in Paris die Chauſſée d'Antin nach den Boulevards herabwandelſt, und dich am Ende bei einem ſchmutzigen Thal, das die rue passe du rempart geheißen, befindeſt, wiſſe! du ſtehſt hier vor den Thermopylen der Europe littéraire, wo Victor Bohain heldenkühn fiel mit ſeinen dreihundert Actionären!

Die Aufſätze, die ich, wie geſagt, für jene Zeitſchrift zu verfaſſen hatte und darin abdrucken ließ, gaben mir Veranlaſſung, in weiterer Ausführung über Deutſchland und ſeine geiſtige Entwickelung mich auszuſprechen, und es entſtand dadurch das Buch, das du, theurer Leſer! jetzt in Händen haſt. Ich wollte nicht blos ſeinen Zweck, ſeine Tendenz, ſeine geheimſte Abſicht, ſondern auch die Geneſis des Buches hier offenbaren, damit jeder um ſo ſicherer ermitteln könne, wie viel Glauben und Zutrauen meine Mittheilungen verdienen. Ich ſchrieb nicht im Genre der Frau von Staël, und wenn ich mich auch beſtrebte, ſo wenig ennüyant wie möglich zu ſein, ſo verzichtete ich doch im Voraus auf alle Effecte des Stiles und der Phraſe, die man bei Frau von Staël, dem größten Autor Frankreichs während dem Empire, in ſo hohem Grade antrifft. Ja, die Verfaſſerin der Corinne überragt nach meinem Bedünken alle ihre Zeitgenoſſen, und ich kann das ſprühende Feuerwerk ihrer Darſtellung nicht genug bewundern; aber dieſes Feuerwerk läßt leider eine übelriechende Dunkelheit zurück, und wir müſſen eingeſtehen, ihr Genie iſt nicht ſo geſchlechtlos, wie nach der früheren Behauptung der Frau von Staël das Genie ſein ſoll; ihr Genie iſt ein Weib, beſitzt alle Gebrechen und Launen des Weibes, und es war meine Pflicht als Mann, dem glänzenden Cancan dieſes Genies zu widerſprechen. Es war um ſo nothwendiger, da die Mittheilungen in ihrem Buch de l'Allemagne ſich auf Gegenſtände bezogen, die den Franzoſen unbekannt waren und den Reiz der Neuheit beſaßen, z. B. alles was Bezug hat auf deutſche Philoſophie und romantiſche Schule. Ich glaube in meinem Buche abſonderlich über erſtere die ehrlichſte Auskunft ertheilt zu haben, und die Zeit hat beſtätigt, was damals, als ich es vorbrachte, unerhört und unbegreiflich ſchien.

Ja, was die deutſche Philoſophie betrifft, ſo hatte ich unumwunden das Schulgeheimniß ausgeplaudert, das, eingewickelt in ſcholaſtiſche Formeln, nur den Eingeweihten der erſten Claſſe bekannt war. Meine Offenbarungen erregten hier zu Lande die größte Verwunderung, und ich erinnere mich, daß

ſehr bedeutende franzöſiſche Denker mir naiv geſtanden, ſie hätten immer geglaubt, die deutſche Philoſophie ſei ein gewiſſer myſtiſcher Nebel, worin ſich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte, und die deutſchen Philoſophen ſeien ekſtatiſche Seher, die nur Frömmigkeit und Gottesfurcht athmeten. Es iſt nicht meine Schuld, daß dieſes niemals der Fall geweſen, daß die deutſche Philoſophie juſt das Gegentheil iſt von dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daß unſre modernſten Philoſophen den vollſtändigſten Atheismus als das letzte Wort unſrer deutſchen Philoſophie proclamirten. Sie riſſen ſchonungslos und mit bacchantiſcher Lebensluſt den blauen Vorhang vom deutſchen Himmel, und riefen: ſehet, alle Gottheiten ſind entflohen, und dort oben ſitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit.

Ach! was damals ſo befremdlich klang, wird jetzt jenſeits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatiſche Eifer mancher dieſer Prädikanten iſt entſetzlich! Wir haben jetzt fanatiſche Mönche des Atheismus, Großinquiſitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen laſſen würden, weil er doch im Herzen ein verſtockter Deiſt geweſen. So lange ſolche Doctrinen noch Geheimgut einer Ariſtokratie von Geiſtreichen blieben und in einer vornehmen Coterie-Sprache beſprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns ſtanden, während wir bei unſern philoſophiſchen Petits-Soupers blasphemirten, unverſtändlich war — ſo lange gehörte auch ich zu den leichtſinnigen Esprits-Forts, wovon die meiſten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umſturz-Ideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verſcheuchen ſuchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieſelben Themata zu discutiren begann in ſeinen ſchmutzigen Sympoſien, wo ſtatt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich ſah, daß Schmierlappen von Schuſter- und Schneidergeſellen in ihrer plumpen Herbergſprache die Exiſtenz Gottes zu läugnen ſich unterfingen — als der Atheismus anfing, ſehr ſtark nach Käſe, Branntwein und Tabak zu ſtinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verſtand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchsſinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu ſagen, es mochte nicht blos der Ekel ſein, was mir die Grundſätze der Gottloſen verleidete und meinen Rücktritt veranlaßte. Es war hier auch eine gewiſſe weltliche Beſorgniß im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich ſah nämlich, daß der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündniß geſchloſſen mit dem ſchauderhaft nackteſten, ganz feigenblattloſen,

communen Communismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für seine Capitalien zittert, oder mit dem Verdruß der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten: nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsre ganze moderne Civilisation, die mühsame Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten Arbeiten unsrer Vorgänger, durch den Sieg des Communismus bedroht sehen. Fortgerissen von der Strömung großmüthiger Gesinnung mögen wir immerhin die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ja alle unsre Particularinteressen dem Gesammtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern: aber wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die Einen das Volk, die Andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souverainetät bereits längst proclamirt worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritt dieses täppischen Souverains. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbstaufopferung gehört zu unsern raffinirtesten Genüssen — die Emancipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen, in der Heimath wie im Exile — aber die reinliche, sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand in's Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: ich würde meine Hand waschen, wenn mich das souveraine Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieser arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel schamloser, als die Höflinge von Byzanz und Versailles, ihm ihren Weihrauchkessel an den Kopf schlugen. Diese Hoflakaien des Volkes rühmen beständig seine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeistert: wie schön ist das Volk! wie gut ist das Volk! wie intelligent ist das Volk! — Nein, ihr lügt. Das arme Volk ist nicht schön; im Gegentheil, es ist sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit entstand durch den Schmutz und wird mit demselben schwinden, sobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majestät das Volk sich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht schaden, und wir werden dann ein Volk sehen, das hübsch propre ist, ein Volk, das sich gewaschen hat. Das Volk, dessen Güte so sehr gepriesen wird, ist gar nicht gut; es ist manchmal so böse wie einige andere Potentaten. Aber seine Bosheit kommt vom Hunger; wir müssen sorgen, daß das souveraine Volk immer zu essen habe; sobald allerhöchst dasselbe gehörig gefüttert und gesättigt

ſein mag, wird es Euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern. Seine Majeſtät das Volk iſt ebenfalls nicht ſehr intelligent; es iſt vielleicht dümmer als die Andern, es iſt faſt ſo beſtialiſch dumm wie ſeine Günſtlinge. Liebe und Vertrauen ſchenkt es nur denjenigen, die den Jargon ſeiner Leidenſchaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haßt, der die Sprache der Vernunft mit ihm ſpricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. So iſt es in Paris, ſo war es in Jeruſalem. Laßt dem Volk die Wahl zwiſchen dem Gerechteſten der Gerechten und dem ſcheußlichſten Straßenräuber, ſeid ſicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!“ — Der Grund dieſer Verkehrtheit iſt die Unwiſſenheit; dieſes Nationalübel müſſen wir zu tilgen ſuchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbrödten und ſonſtigen Nahrungsmitteln unentgeltlich ertheilt werde. — Und wenn jeder im Volke in den Stand geſetzt iſt, ſich alle beliebigen Kenntniſſe zu erwerben, werdet Ihr bald auch ein intelligentes Volk ſehen. — Vielleicht wird daſſelbe am Ende noch ſo gebildet, ſo geiſtreich, ſo witzig ſein, wie wir es ſind, nämlich wie ich und du, mein theurer Leſer, und wir bekommen bald noch andre gelehrte Friſeure, welche Verſe machen wie Monſieur Jasmin zu Toulouſe, und noch viele andre philoſophiſche Flickſchneider, welche ernſthafte Bücher ſchreiben, wie unſer Landsmann, der famoſe Weitling.

Bei dem Namen dieſes famoſen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komiſchen Ernſte die Scene meines erſten und letzten Zuſammentreffens mit dem damaligen Tageshelden wieder im Gedächtniß herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe ſeiner Himmelsburg alles ſieht, lachte wohl herzlich über die ſaure Miene, die ich geſchnitten haben muß, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergeſell entgegentrat und ſich als einen Collegen ankündigte, der ſich zu denſelben revolutionairen und atheiſtiſchen Doctrinen bekenne. Ich hätte wirklich in dieſem Augenblick gewünſcht, daß der liebe Gott gar nicht exiſtirt haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beſchämung ſähe, worin mich eine ſolche ſaubre Genoſſenſchaft verſetzte! Der liebe Gott hat mir gewiß alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demüthigung in Anſchlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotenthums, bei jenem collegialiſchen Zuſammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meiſten verletzte, war der gänzliche Mangel an Reſpect, den der Burſche an den Tag legte, während er mit mir ſprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm ſtand, ſaß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand ſein zuſammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, ſo daß er mit dem Knie faſt ſein Kinn berührte; mit der andern Hand rieb er beſtändig dieſes Bein oberhalb der Fußknöchel. Dieſe unehrerbietige Poſitur

hatte ich anfangs den kauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeſchrieben, doch er belehrte mich eines Beſſern, als ich ihn befrug, warum er beſtändig in erwähnter Weiſe ſein Bein riebe? Er ſagte mir nämlich im unbefangen gleichgültigſten Tone, als handle es ſich von einer Sache, die ganz natürlich, daß er in den verſchiedenen deutſchen Gefängniſſen, worin er geſeſſen, gewöhnlich mit Ketten belaſtet worden ſei; und da manchmal der eiſerne Ring, welcher das Bein anſchloß, etwas zu eng geweſen, habe er an jener Stelle eine juckende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen veranlaſſe, ſich dort zu reiben. Bei dieſem naiven Geſtändniß muß der Schreiber dieſer Blätter ungefähr ſo ausgeſehen haben, wie der Wolf in der äſopiſchen Fabel, als er ſeinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an ſeinem Halſe ſo abgeſcheuert ſei, und dieſer zur Antwort gab: des Nachts legt man mich an die Kette. — Ja, ich geſtehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider ſolchermaßen mit ſeiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten ſprach, womit ihn die deutſchen Schließer zuweilen beläſtigten, wenn er im Loch ſaß — „Loch! Schließer! Ketten!“ lauter fatale Coterieworte einer geſchloſſenen Geſellſchaft, womit man mir eine ſchreckliche Vertrautheit zumuthete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphoriſchen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anſtand tragen kann, und die ſogar bei Leuten von gutem Tone in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geſchloſſenen Geſellſchaft ſind Ketten gemeint in ihrer eiſernſten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eiſernen Ring an's Bein befeſtigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von ſolchen Ketten ſprach. Nicht etwa die Furcht vor dem Sprichwort: mitgefangen, mitgehangen! nein, mich ſchreckte vielmehr das Nebeneinandergehenktwerden.

Dieſer Weitling, der jetzt verſchollen, war übrigens ein Menſch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und ſein Buch, betitelt: „Die Garantien der Geſellſchaft,“ war lange Zeit der Katechismus der deutſchen Communiſten. Die Anzahl dieſer letztern hat ſich in Deutſchland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und dieſe Partei iſt zu dieſer Stunde unſtreitig eine der mächtigſten jenſeits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubens-Armee, die vielleicht nicht ſonderlich disciplinirt, aber in doctrineller Beziehung ganz vorzüglich einexercirt iſt. Dieſe deutſchen Handwerker bekennen ſich größtentheils zum craſſeſten Atheismus, und ſie ſind gleichſam verdammt, dieſer troſtloſen Negation zu huldigen, wenn ſie nicht in einen Widerſpruch mit ihrem Princip und ſomit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Dieſe Cohorten der Zerſtörung, dieſe Sapeure, deren Art das ganze geſellſchaftliche Gebäude bedroht, ſind den Gleichmachern und Umwälzern in andern Ländern unendlich überlegen, wegen der ſchrecklichen Con-

sequenz ihrer Doctrin; denn in dem Wahnsinn, der sie antreibt, ist, wie Polonius sagen würde, Methode.

Das Verdienst, jene grauenhaften Erscheinungen, welche erst später eintrafen, in meinem Buche de l'Allemagne lange vorausgesagt zu haben, ist nicht von großem Belange. Ich konnte leicht prophezeien, welche Lieder einst in Deutschland gepfiffen und gezwitschert werden dürften, denn ich sah die Vögel ausbrüten, welche später die neuen Sangesweisen anstimmten. Ich sah, wie Hegel mit seinem fast komisch ernsthaften Gesichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern saß, und ich hörte sein Gackern. Ehrlich gesagt, selten verstand ich ihn, und erst durch späteres Nachdenken gelangte ich zum Verständniß seiner Worte. Ich glaube, er wollte gar nicht verstanden sein, und daher sein verclausulirter Vortrag, daher vielleicht auch seine Vorliebe für Personen, von denen er wußte, daß sie ihn nicht verständen, und denen er um so bereitwilliger die Ehre seines nähern Umgangs gönnte. So wunderte sich jeder in Berlin über den intimen Verkehr des tiefsinnigen Hegel mit dem verstorbenen Heinrich Beer, einem Bruder des durch seinen Ruhm allgemein bekannten und von den geistreichsten Journalisten gefeierten Giacomo Meyerbeer. Jener Beer, nämlich der Heinrich, war ein schier unkluger Gesell, der auch wirklich späterhin von seiner Familie für blödsinnig erklärt und unter Curatel gesetzt wurde, weil er anstatt sich durch sein großes Vermögen einen Namen zu machen in der Kunst oder Wissenschaft, vielmehr für läppische Schnurrpfeifereien seinen Reichthum vergeudete und z. B. eines Tags für sechstausend Thaler Spazierstöcke gekauft hatte. Dieser arme Mensch, der weder für einen großen Tragödiendichter, noch für einen großen Sterngucker, oder für ein lorbeerbekränztes musikalisches Genie, einen Nebenbuhler von Mozart und Rossini, gelten wollte und lieber sein Geld für Spazierstöcke ausgab — dieser aus der Art geschlagene Beer genoß den vertrautesten Umgang Hegel's, er war der Intimus des Philosophen, sein Pylades, und begleitete ihn überall wie sein Schatten. Der eben so witzige wie talentbegabte Felix Mendelssohn suchte einst dieses Phänomen zu erklären, indem er behauptete: Hegel verständе den Heinrich Beer nicht. Ich glaube aber jetzt, der wirkliche Grund jenes intimen Umgangs bestand darin, daß Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verstände nichts von allem was er ihn reden höre, und er konnte daher in seiner Gegenwart sich ungenirt allen Geistesergießungen des Moments überlassen. Ueberhaupt war das Gespräch von Hegel immer eine Art von Monolog, stoßweis hervorgeseufzt mit klangloser Stimme; das Barocke der Ausdrücke frappirte mich oft, und von letztern blieben mir viele im Gedächtniß. Eines schönen hellgestirnten Abends standen wir beide neben einander am Fenster, und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Mensch, ich hatte eben gut gegessen und Kaffee getrunken, und ich sprach mit Schwärmerei

von den Sternen, und nannte ſie den Aufenthalt der Seligen. Der Meiſter aber brümmelte vor ſich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne ſind nur ein leuchtender Ausſatz am Himmel.“ Um Gotteswillen — rief ich — es giebt alſo droben kein glückliches Local, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit ſeinen bleichen Augen ſtier anſah, ſagte ſchneidend: „Sie wollen alſo noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?“ — Bei dieſen Worten ſah er ſich ängſtlich um, doch er ſchien gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daß nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whiſt einzuladen.

Wie ſchwer das Verſtändniß der Hegel'ſchen Schriften iſt, wie leicht man ſich hier täuſchen kann, und zu verſtehen glaubt, während man nur dialektiſche Formeln nachzuconſtruiren gelernt, das merkte ich erſt viele Jahre ſpäter hier in Paris, als ich mich damit beſchäftigte, aus dem abſtracten Schul-Idiom jene Formeln in die Mutterſprache des geſunden Verſtandes und der allgemeinen Verſtändlichkeit, in's Franzöſiſche, zu überſetzen. Hier muß der Dollmetſch beſtimmt wiſſen, was er zu ſagen hat, und der verſchämteſte Begriff iſt gezwungen, die myſtiſchen Gewänder fallen zu laſſen und ſich in ſeiner Nacktheit zu zeigen. Ich hatte nämlich den Vorſatz gefaßt, eine allgemein verſtändliche Darſtellung der ganzen Hegel'ſchen Philoſophie zu verfaſſen, um ſie einer neuern Ausgabe meines Buches de l'Allemagne als Ergänzung deſſelben einzuverleiben. Ich beſchäftigte mich während zwei Jahren mit dieſer Arbeit, und es gelang mir nur mit Noth und Anſtrengung, den ſpröden Stoff zu bewältigen und die abſtracteſten Partien ſo populair als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfaßte mich bei ſeinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuſcript mich mit fremden, ironiſchen, ja boshaften Augen anſähe. Ich war in eine ſonderbare Verlegenheit gerathen: Autor und Schrift paßten nicht mehr zuſammen. Es hatte ſich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus ſchon meines Gemüthes bemeiſtert, und da ich mir geſtehen mußte, daß allen dieſen Gottloſigkeiten die Hegel'ſche Philoſophie den furchtbarſten Vorſchub geleiſtet, ward ſie mir äußerſt unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeiſterung für dieſe Philoſophie, und von Ueberzeugung konnte in Bezug auf dieſelbe gar nicht die Rede ſein. Ich war nie abſtracter Denker, und ich nahm die Syntheſe der Hegel'ſchen Doctrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Ich war jung und ſtolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel reſidirt, ſondern ich ſelbſt hier auf Erden der liebe Gott ſei. Dieſer thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf

meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus ſteigerte; und ich machte damals einen ſolchen Aufwand von Großmuth und Selbſtaufopferung, daß ich dadurch die brillanteſten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Geſetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch ſelber jetzt das lebende Geſetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß. Ich war die Urſittlichkeit, ich war unſündbar, ich war die incarnirte Reinheit; die anrüchigſten Magdalenen wurden purificirt durch die läuternde und ſühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keuſche Roſen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen ſie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Dieſe Reſtaurationen beſchädigter Magdthümer, ich geſtehe es, erſchöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab ohne zu feilſchen, und unerſchöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Haß. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grunde keinen Feind mehr hatte oder vielmehr niemand als ſolchen anerkannte: für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten — Jede Unbill, die ſie mir anthaten, war ein Sacrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottloſigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet laſſen, aber alsdann war es nicht eine menſchliche Rache, ſondern die Strafe Gottes, die den Sünder traf. Bei dieſer höhern Gerechtigkeitspflege unterdrückte ich zuweilen mit mehr oder weniger Mühe alles gemeine Mitleid. Wie ich keine Feinde beſaß, ſo gab es für mich auch keine Freunde, ſondern nur Gläubige, die an meine Herrlichkeit glaubten, die mich anbeteten, auch meine Werke lobten, ſowohl die verſificirten, wie die, welche ich in Proſa geſchaffen, und dieſer Gemeinde von wahrhaft Frommen und Andächtigen that ich ſehr viel Gutes, zumal den jungen Devotinnen.

Aber die Repräſentationskoſten eines Gottes, der ſich nicht lumpen laſſen will und weder Leib noch Börſe ſchont, ſind ungeheuer; um eine ſolche Rolle mit Anſtand zu ſpielen, ſind beſonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Geſundheit. Leider geſchah es, daß eines Tages — im Februar 1848 — dieſe beiden Requiſiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit gerieth dadurch ſehr in Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publicum in jener Zeit mit ſo großen, unerhörten, fabelhaften Schauſpielen beſchäftigt, daß daſſelbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Perſon vorging, nicht beſonders bemerken mochte. Ja, ſie waren unerhört und fabelhaft, die Ereigniſſe in jenen tollen Februartagen, wo die Weisheit der Klügſten zu Schanden gemacht und die Auserwählten des Blödſinns auf's Schild gehoben wurden. Die Letzten wurden die Erſten, das Unterſte kam zu oberſt, ſowohl die Dinge wie die Gedanken waren umgeſtürzt, es war wirk-

lich die verkehrte Welt. — Wäre ich in dieſer unſinnigen, auf den Kopf geſtellten Zeit ein vernünftiger Menſch geweſen, ſo hätte ich gewiß durch jene Ereigniſſe meinen Verſtand verloren, aber verrückt wie ich damals war, mußte das Gegentheil geſchehen, und ſonderbar! juſt in den Tagen des allgemeinen Wahnſinns kam ich ſelber wieder zur Vernunft! Gleich vielen anderen heruntergekommenen Göttern jener Umſturzperiode, mußte auch ich kümmerlich abdanken und in den menſchlichen Privatſtand wieder zurücktreten. Das war auch das Geſcheiteſte, das ich thun konnte. Ich kehrte zurück in die niedre Hürde der Gottesgeſchöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchſten Weſens, das den Geſchicken dieſer Welt vorſteht, und das auch hinfüro meine eignen irdiſchen Angelegenheiten leiten ſollte. Letztere waren während der Zeit, wo ich meine eigne Vorſehung war, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und ich war froh, ſie gleichſam einem himmliſchen Intendanten zu übertragen, der ſie mit ſeiner Allwiſſenheit wirklich viel beſſer beſorgt. Die Exiſtenz eines Gottes ward ſeitdem für mich nicht blos ein Quell des Heils, ſondern ſie überhob mich auch aller jener quäleriſchen Rechnungsgeſchäfte, die mir ſo verhaßt, und ich verdanke ihr die größten Erſparniſſe. Wie für mich, brauche ich jetzt auch nicht mehr für andre zu ſorgen, und ſeit ich zu den Frommen gehöre, gebe ich faſt gar nichts mehr aus für Unterſtützung von Hülfsbedürftigen; — ich bin zu beſcheiden, als daß ich der göttlichen Fürſehung wie ehemals in's Handwerk pfuſchen ſollte, ich bin kein Gemeindeverſorger mehr, kein Nachäffer Gottes, und meinen ehemaligen Clienten habe ich mit frommer Demuth angezeigt, daß ich nur ein armſeliges Menſchengeſchöpf bin, eine ſeufzende Creatur, die mit der Weltregierung nichts mehr zu ſchaffen hat, und daß ſie ſich hinfüro in Noth und Trübſal an den Herrgott wenden müßten, der im Himmel wohnt, und deſſen Budget eben ſo unermeßlich wie ſeine Güte iſt, während ich armer Exgott ſogar in meinen göttlichſten Tagen, um meinen Wohlthätigkeitsgelüſten zu genügen, ſehr oft den Teufel an dem Schwanz ziehen mußte.

Tirer le diable par la queue iſt in der That einer der glücklichſten Ausdrücke der franzöſiſchen Sprache, aber die Sache ſelbſt war höchſt demüthigend für einen Gott. Ja, ich bin froh, meiner angemaßten Glorie entledigt zu ſein, und kein Philoſoph wird mir jemals wieder einreden, daß ich ein Gott ſei! Ich bin nur ein armer Menſch, der obendrein nicht mehr ganz geſund und ſogar ſehr krank iſt. In dieſem Zuſtand iſt es eine wahre Wohlthat für mich, daß es Jemand im Himmel giebt, dem ich beſtändig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, beſonders nach Mitternacht, wenn Mathilde ſich zur Ruhe begeben, die ſie oft ſehr nöthig hat. Gottlob! in ſolchen Stunden bin ich nicht allein, und ich kann beten und flennen ſo viel ich will, und ohne mich zu geniren, und ich kann ganz mein Herz ausſchütten vor dem Allerhöchſten und ihm Manches vertrauen, was wir ſogar unſrer eignen Frau zu verſchweigen pflegen.

Nach obigen Geſtändniſſen wird der geneigte Leſer leichtlich begreifen, warum mir meine Arbeit über die Hegel'ſche Philoſophie nicht mehr behagte. Ich ſah gründlich ein, daß der Druck derſelben weder dem Publicum noch dem Autor heilſam ſein konnte; ich ſah ein, daß die magerſten Spittelſuppen der chriſtlichen Barmherzigkeit für die verſchmachtende Menſchheit noch immer erquicklicher ſein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegel'ſchen Dialektik; — ja ich will Alles geſtehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen — es iſt freilich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht — und an einem ſtillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein ſtarkes Feuer brannte, benutzte ich die ſchöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuſcript über die Hegel'che Philoſophie in die lodernde Gluth; die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem ſonderbaren kichernden Geknifter.

Gottlob, ich war ſie los! Ach könnte ich doch alles, was ich einſt über deutſche Philoſophie drucken ließ, in derſelben Weiſe vernichten! Aber das iſt unmöglich, und da ich nicht einmal den Wiederabdruck bereits vergriffener Bücher verhindern kann, wie ich jüngſt betrübſamlichſt erfahren, ſo bleibt mir nichts übrig, als öffentlich zu geſtehen, daß meine Darſtellung der deutſchen philoſophiſchen Syſteme, alſo fürnehmlich die erſten drei Abtheilungen meines Buches de l'Allemagne, die ſündhafteſten Irrthümer enthalten. Ich hatte die genannten drei Partien in einer deutſchen Verſion als ein beſonderes Buch drucken laſſen, und da die letzte Ausgabe deſſelben vergriffen war, und mein Buchhändler das Recht beſaß, eine neue Ausgabe zu veröffentlichen, ſo verſah ich das Buch mit einer Vorrede, woraus ich eine Stelle hier mittheile, die mich des traurigen Geſchäftes überhebt, in Bezug auf die erwähnten drei Partien der Allemagne mich beſonders auszuſprechen. Sie lautet wie folgt: „Ehrlich geſtanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt laſſen könnte. Es haben ſich nämlich ſeit dem Erſcheinen deſſelben meine Anſichten über manche Dinge, beſonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und manches, was ich behauptete, widerſpricht jetzt meiner beſſern Ueberzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, ſobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, ſobald es ſeiner Lippe entſprungen und gar durch die Preſſe vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugniſſe mir mit zwingendem Einſpruch entgegentreten, wenn ich das Buch ungedruckt ließe und meinen Geſammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftſteller in ſolchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phraſe meine Zuflucht nehmen; aber ich haſſe im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchleriſchen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umſtänden das unveräußerliche Recht, ſeinen Irrthum

offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daß Alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, ebenso falsch wie unbesonnen ist. Ebenso unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, daß der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, daß die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet. Diese spinnige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, sie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen ist; sie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'schen Schule, der grimme Ruge, behauptete einst steif und fest, oder vielmehr fest und steif, daß er mich mit seinem Portierstock in den Hallischen Jahrbüchern todt geschlagen habe, und doch zur selben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, frisch und gesund und unsterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geständniß machte, daß ich die fürcherlichen Todtschlagblätter, die Hallischen Jahrbücher, nie zu Gesicht bekommen hatte, und sowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Austern schluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch gesund und feist, ich stand im Zenith meines Fettes, und war so übermüthig wie der König Nebucadnezar vor seinem Sturze.

„Ach! einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Veränderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabstürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat gewesen sein). In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht blos dem guten Ruge, sondern auch meinem noch viel verstocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengstenberg und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen Selbstgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es stehen überhaupt noch viele schöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geschichte von dem verbotenen Baume im Paradiese und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die schon sechstausend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'sche Philosophie vortrug. Dieser Blaustrumpf ohne Füße zeigte sehr

ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntniß, oder was daſſelbe iſt, wie Gott im Menſchen zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gelange. — Dieſe Formel iſt nicht ſo klar wie die urſprünglichen Worte: wenn ihr vom Baume der Erkenntniß genoſſen, werdet ihr wie Gott ſein! Frau Eva verſtand von der ganzen Demonſtration nur das Eine, daß die Frucht verboten ſei, und weil ſie verboten, aß ſie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte ſie den lockenden Apfel gegeſſen, ſo verlor ſie ihre Unſchuld, ihre naive Unmittelbarkeit, ſie fand, daß ſie viel zu nackend ſei für eine Perſon von ihrem Stande, die Stammmutter ſo vieler künftiger Kaiſer und Könige, und ſie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradieſe noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, ſo wie das Weib zum denkenden Selbſtbewußtſein kommt, iſt ihr erſter Gedanke ein neues Kleid! Auch dieſe bibliſche Geſchichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte ſie als Motto dieſem Buche voranſetzen, in derſelben Weiſe, wie man oft vor fürſtlichen Gärten eine Tafel ſieht mit der warnenden Aufſchrift: Hier liegen Fußangeln und Selbſtſchüſſe."

Nach der Stelle, welche ich hier citirt, folgen Geſtändniſſe über den Einfluß, den die Lectüre der Bibel auf meine ſpätere Geiſtesevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines religiöſen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und daſſelbe ward für mich eben ſo ſehr eine Quelle des Heils, als ein Gegenſtand der frömmigſten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philoſophie herumgetrieben, allen Orgien des Geiſtes mich hingegeben, mit allen möglichen Syſtemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu ſein, wie Meſſaline nach einer lüderlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demſelben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom ſteht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem ſchwarzen Bethruder nieder in derſelben Andacht —

Welche Demüthigung! mit all meiner Wiſſenſchaft habe ich es nicht weiter gebracht, als der arme unwiſſende Neger, der kaum buchſtabiren gelernt! Der arme Tom ſcheint freilich in dem heiligen Buche noch tiefere Dinge zu ſehen, als ich, dem beſonders die letzte Partie noch nicht ganz klar geworden. Tom verſteht ſie vielleicht beſſer, weil mehr Prügel darin vorkommen, nämlich jene unaufhörlichen Peitſchenhiebe, die mich manchmal bei der Lectüre der Evangelien und der Apoſtelgeſchichte ſehr unäſthetiſch anwiderten. So ein armer Negerſclave lieſt zugleich mit dem Rücken, und begreift daher viel beſſer als wir. Dagegen glaube ich mir ſchmeicheln zu dürfen, daß mir der Charakter des Moſes in der erſten Abtheilung des heiligen Buches einleuchtender aufge-

gangen ſei. Dieſe große Figur hat mir nicht wenig imponirt. Welche Rieſengeſtalt! Ich kann mir nicht vorſtellen, daß Ok, König von Baſan, größer geweſen ſei. Wie klein erſcheint der Sinai, wenn der Moſes darauf ſteht! Dieſer Berg iſt nur das Poſtament, worauf die Füße des Mannes ſtehen, deſſen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott ſpricht — Gott verzei mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken, als ſei dieſer moſaiſche Gott nur der zurückgeſtrahlte Lichtglanz des Moſes ſelbſt, dem er ſo ähnlich ſieht, ähnlich in Zorn und Liebe — Es wäre eine Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine ſolche Identität des Gottes und ſeines Propheten annähme — aber die Aehnlichkeit iſt frappant.

Ich hatte Moſes früher nicht ſonderlich geliebt, wahrſcheinlich weil der helleniſche Geiſt in mir vorwaltend war, und ich dem Geſetzgeber der Juden ſeinen Haß gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plaſtik, nicht verzieh. Ich ſah nicht, daß Moſes, trotz ſeiner Befeindung der Kunſt, dennoch ſelber ein großer Künſtler war und den wahren Künſtlergeiſt beſaß. Nur war dieſer Künſtlergeiſt bei ihm, wie bei ſeinen ägyptiſchen Landsleuten, nur auf das Coloſſale und Unverwüſtliche gerichtet. Aber nicht wie die Aegypter formirte er ſeine Kunſtwerke aus Backſtein und Granit, ſondern er baute Menſchenpyramiden, er meißelte Menſchen-Obelisken, er nahm einen armen Hirtenſtamm und ſchuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen ſollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muſter, ja der ganzen Menſchheit als Prototyp dienen konnte: er ſchuf Iſrael! Mit größerm Rechte als der römiſche Dichter darf jener Künſtler, der Sohn Amram's und der Hebamme Jochebet, ſich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!

Wie über den Werkmeiſter, hab' ich auch über das Werk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht geſprochen, und zwar gewiß wieder meines helleniſchen Naturells wegen, dem der judäiſche Ascetismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat ſeitdem abgenommen. Ich ſehe jetzt, die Griechen waren nur ſchöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugſame Männer, nicht blos ehemals, ſondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe ſie ſeitdem beſſer würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsſtolz bei dem Kämpen der Revolution und ihrer demokratiſchen Principien ein närriſcher Widerſpruch wäre, ſo könnte der Schreiber dieſer Blätter ſtolz darauf ſein, daß ſeine Ahnen dem edlen Hauſe Iſrael angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geſchichte des Mittelalters und ſelbſt der modernen Zeit hat ſelten in ihre Tagesberichte die Namen ſolcher Ritter des heiligen Geiſtes eingezeichnet,

denn ſie fochten gewöhnlich mit verſchloſſenem Viſir. Ebenſo wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Weſen, ſind der Welt bekannt. Man glaubt ſie zu kennen, weil man ihre Bärte geſehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorſchein, und wie im Mittelalter ſind ſie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimniß. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweiſſagt, daß es alsdann nur noch einen Hirten und eine Heerde geben wird, und der Gerechte, der für das Heil der Menſchheit geduldet, ſeine glorreiche Anerkennung empfängt.

Man ſieht, ich, der ich ehemals den Homer zu citiren pflegte, ich citire jetzt die Bibel, wie der Onkel Tom. In der That, ich verdanke ihr viel. Sie hat, wie ich oben geſagt, das religiöſe Gefühl wieder in mir erweckt; und dieſe Wiedergeburt des religiöſen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andre Sterbliche der poſitiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und ſeinem Geiſt erſchließt ſich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenſchlüſſels. Die thörichtſten und widerſprechendſten Gerüchte ſind in dieſer Beziehung über mich in Umlauf gekommen. Sehr fromme aber nicht ſehr geſcheute Männer des proteſtantiſchen Deutſchlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lutheriſch evangeliſchen Bekenntniſſe, zu welchem ich mich bisher nur in lauer, officieller Weiſe bekannte, jetzt, wo ich krank und gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugethan ſei? Nein, Ihr lieben Freunde, es iſt in dieſer Beziehung keine Aenderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt dem evangeliſchen Glauben angehörig bleibe, ſo geſchieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht genirt, wie er mich früher nie allzuſehr genirte. Freilich, ich geſtehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande beſtimmt losgeſagt, wenn nicht die dortigen Behörden jedem, der ſich zu keiner von den ſtaatlich privilegirten poſitiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einſt lachend ſagte: Paris vaut bien une messe, ſo konnte ich mit Fug ſagen: Berlin vaut bien un prêche, und ich konnte mir, nach wie vor, das ſehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrirte Chriſtenthum gefallen laſſen, das man damals ſogar ohne Gottheit Chriſti, wie Schildkrötenſuppe ohne Schildkröte, in den Berliner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich ſelbſt noch ein Gott, und keine der poſitiven Religionen hatte mehr Werth für mich als die andere; ich konnte aus Courtoiſie ihre Uniformen tragen, wie z. B. der ruſſiſche Kaiſer ſich in einen preußiſchen Gardeofficier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeigt, einer Revüe in Potsdam beizuwohnen.

Jetzt, wo durch das Wiedererwachen des religiöſen Gefühls, ſo wie auch durch meine körperlichen Leiden, mancherlei Veränderungen in mir vorgegangen

— entſpricht jetzt die lutheriſche Glaubens-Uniform einigermaßen meinem innerſten Gedanken? In wie weit iſt das officielle Bekenntniß zur Wahrheit geworden? Solcher Frage will ich durch keine directe Beantwortung begegnen, ſie ſoll mir nur eine Gelegenheit bieten, die Verdienſte zu beleuchten, die ſich der Protſtantismus, nach meiner jetzigen Einſicht, um das Heil der Welt erworben; und man mag danach ermeſſen, inwiefern ihm eine größere Sympathie von meiner Seite gewonnen ward.

Früherhin, wo die Philoſophie ein überwiegendes Intereſſe für mich hatte, wußte ich den Proteſtantismus nur wegen der Verdienſte zu ſchätzen, die er ſich durch die Eroberung der Denkfreiheit erworben, die doch der Boden iſt, auf welchem ſich ſpäter Leibnitz, Kant und Hegel bewegen konnten — Luther, der gewaltige Mann mit der Axt, mußte dieſen Kriegern vorangehen und ihnen den Weg bahnen. In dieſer Beziehung habe ich auch die Reformation als den Anfang der deutſchen Philoſophie gewürdigt und meine kampfluſtige Parteinahme für den Proteſtantismus juſtificirt. Jetzt, in meinen ſpätern und reifern Tagen, wo das religiöſe Gefühl wieder überwältigend in mir aufwogt, und der geſcheiterte Metaphyſiker ſich an die Bibel feſtklammert: jetzt würdige ich den Proteſtantismus ganz abſonderlich ob der Verdienſte, die er ſich durch die Auffindung und Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich ſage die Auffindung, denn die Juden, die daſſelbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet, und es im Exile gleichſam wie ein portatives Vaterland mit ſich herumſchleppten, das ganze Mittelalter hindurch, ſie hielten dieſen Schatz ſorgſam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutſchen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinſchlichen um Hebräiſch zu lernen, um den Schlüſſel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg. Ein ſolcher Gelehrter war der fürtreffliche Reuchlinus, und die Feinde deſſelben, die Hochſtraaten u. Comp. in Cöln, die man als blödſinnige Dunkelmänner darſtellte, waren keineswegs ſo ganz dumme Tröpfe, ſondern ſie waren fernſichtige Inquiſitoren, welche das Unheil, das die Bekanntſchaft mit der heiligen Schrift für die Kirche herbeiführen würde, wohl vorausſahen: daher ihr Verfolgungseifer gegen alle hebräiſche Schriften, die ſie ohne Ausnahme zu verbrennen riethen, während ſie die Dollmetſcher dieſer heiligen Schriften, die Juden, durch den verhetzten Pöbel auszurotten ſuchten. Jetzt, wo die Motive jener Vorgänge aufgedeckt liegen, ſieht man, wie jeder im Grunde Recht hatte. Die Cölner Dunkelmänner glaubten das Seelenheil der Welt bedroht, und alle Mittel, ſowohl Lüge als Mord, dünkten ihnen erlaubt, zumal in Betreff der Juden. Das arme niedere Volk, die Kinder des Erb-Elends, haßte die Juden ſchon wegen ihrer aufgehäuften Schätze, und was heutzutage der Haß der Proletarier gegen die Reichen überhaupt genannt wird, hieß ehemals Haß gegen die Juden. In der That, da dieſe letztern, ausgeſchloſſen von jedem Grund-

beſitz und jedem Erwerb durch Handwerk, nur auf den Handel und die Geldgeſchäfte angewieſen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, ſo waren ſie, die Juden, geſetzlich dazu verdammt, reich, gehaßt und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen in jenen Zeiten noch einen religiöſen Deckmantel, und es hieß, man müſſe diejenigen tödten, die einſt unſern Herrgott getödtet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und deſſen ganzes Leben nur Gottesandacht athmete, ward als Deicide verſchrien! Die blutige Parodie eines ſolchen Wahnſinns ſahen wir beim Ausbruch der Revolution von Sanct Domingo, wo ein Negerhaufen, der die Pflanzungen mit Mord und Brand heimſuchte, einen ſchwarzen Fanatiker an ſeiner Spitze hatte, der ein ungeheures Crucifix trug und blutdürſtig ſchrie: Die Weißen haben Chriſtum getödtet, laßt uns alle Weißen todtſchlagen!

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt ſie auch deſſen Wort, die Bibel; ſie haben ſie gerettet aus dem Bankerott des römiſchen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten ſie das theure Buch, bis es der Proteſtantismus bei ihnen aufſuchte und das gefundene Buch in die Landesſprachen überſetzte und in alle Welt verbreitete. Dieſe Verbreitung hat die ſegensreichſten Früchte hervorgebracht, und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibelgeſellſchaft eine providentielle Sendung erfüllt, die bedeutſamer iſt und jedenfalls ganz andere Folgen haben wird, als die frommen Gentlemen dieſer britiſchen Chriſtenthums-Speditions-Societät ſelber ahnen. Sie glauben eine kleine enge Dogmatik zur Herrſchaft zu bringen und wie das Meer, auch den Himmel zu monopoliſiren, denſelben zur britiſchen Kirchendomaine zu machen: und ſiehe! ſie fördern, ohne es zu wiſſen, den Untergang aller proteſtantiſchen Sekten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibelthume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Menſch nicht blos König, ſondern auch Biſchof in ſeiner Hausburg ſein ſoll; indem ſie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, ſie ſozuſagen der ganzen Menſchheit durch merkantiliſche Kniffe, Schmuggel und Tauſch, in die Hände ſpielen und der Exegeſe, der individuellen Vernunft überliefern, ſtiften ſie das große Reich des Geiſtes, das Reich des religiöſen Gefühls, der Nächſtenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatiſche Begriffsformeln gelehrt werden kann, ſondern durch Bild und Beiſpiel, wie dergleichen enthalten iſt in dem ſchönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel.

Es iſt für den beſchaulichen Denker ein wunderbares Schauſpiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel ſchon ſeit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner, und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemüthlichkeit jenen Stempel des paläſtiniſchen Lebens aufgeprägt hat, das in dem alten wie in dem neuen Teſtamente ſich bekundet. Im Norden von

Europa und Amerika, namentlich in den ſcandinaviſchen und angloſächſiſchen, überhaupt in germaniſchen und einigermaßen auch in celtiſchen Landen, hat ſich das Paläſtinathum ſo geltend gemacht, daß man ſich dort unter Juden verſetzt zu ſehen glaubt. Z. B. die proteſtantiſchen Schotten, ſind ſie nicht Hebräer, deren Namen überall bibliſch, deren Cant ſogar etwas jeruſalemitiſch-phariſäiſch klingt, und deren Religion nur ein Judenthum iſt, welches Schweinefleiſch frißt? So iſt es auch mit manchen Provinzen Norddeutſchlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meiſten neuen Gemeinden der vereinigten Staaten, wo man das altteſtamentariſche Leben pedantiſch nachäfft. Letzteres erſcheint hier wie daguerreotypirt, die Conturen ſind ängſtlich richtig, doch alles iſt grau in grau, und es fehlt der ſonnige Farbenſchmelz des gelobten Landes. Aber die Caricatur wird einſt ſchwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nemlich die Sittlichkeit des alten Judenthums, wird in jenen Ländern ebenſo gotterfreulich blühen, wie einſt am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palme und Kameele nöthig, um gut zu ſein, und Gutſein iſt beſſer denn Schönheit.

Vielleicht liegt es nicht blos in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, daß ſie das jüdiſche Leben in Sitte und Denkweiſe ſo leicht in ſich aufgenommen. Der Grund dieſes Phänomens iſt vielleicht auch in dem Charakter des jüdiſchen Volks zu ſuchen, das immer ſehr große Wahlverwandtſchaft mit dem Charakter der germaniſchen und einigermaßen auch der celtiſchen Race hatte. Judäa erſchien mir immer wie ein Stück Occident, das ſich mitten in den Orient verloren. In der That, mit ſeinem ſpiritualiſtiſchen Glauben, ſeinen ſtrengen, keuſchen, ſogar aſcetiſchen Sitten, kurz mit ſeiner abſtracten Innerlichkeit, bildete dieſes Land und ſein Volk immer den ſonderbarſten Gegenſatz zu den Nachbar-Ländern und Nachbar-Völkern, die den üppig bunteſten und brünſtigſten Naturculten huldigend, im bachantiſchen Sinnenjubel ihr Daſein verluderten. Iſrael ſaß fromm unter ſeinem Feigenbaum und ſang das Lob des unſichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beſchreibung uns noch jetzt das Haar ſich ſträubt! Bedenkt man dieſe Umgebung, ſo kann man die frühe Größe Iſraels nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Iſraels, während nicht blos in ſeiner Umgebung, ſondern bei allen Völkern des Alterthums, ſogar bei den philoſophiſchen Griechen, die Sclaverei juſtificirt war und in Blüthe ſtand, will ich gar nicht reden, um die Bibel nicht zu compromittiren bei den jetzigen Gewalthabern. Es giebt wahrhaftig keinen Socialiſten, der terroriſtiſcher wäre als unſer Herr und Heiland, und bereits Moſes war ein ſolcher Socialiſt, obgleich er, als ein praktiſcher Mann, beſtehende Gebräuche, namentlich in Bezug auf das Eigenthum, nur umzumo-

deln ſuchte. Ja, ſtatt mit dem Unmöglichen zu ringen, ſtatt die Abſchaffung des Eigenthums tollköpfig zu decretiren, erſtrebte Moſes nur die Moraliſation deſſelben, er ſuchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und ſolches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahrs, wo jedes aliénirte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbeſitz war, an den urſprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weiſe daſſelbe veräußert worden. Dieſe Inſtitution bildet den entſchiedenſten Gegenſatz zu der „Verjährung" bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewiſſen Zeit der factiſche Beſitzer eines Gutes von dem legitimen Eigenthümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn letzterer nicht zu beweiſen vermag, während jener Zeit eine ſolche Reſtitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Dieſe letzte Bedingniß ließ der Chicane offnes Feld, zumal in einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Beſitzer alle Mittel der Abſchreckung, beſonders dem Armen gegenüber, der die Streitkoſten nicht erſchwingen kann, zu Gebote ſtehn. Der Römer war zugleich Soldat und Advocat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet, wußte er durch Zungendreſcherei zu vertheidigen. Nur ein Volk von Räubern und Caſuiſten konnte die Proſcription, die Verjährung, erfinden und dieſelbe conſacriren in jenem abſcheulichſten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Codex des römiſchen Civilrechts, der leider noch jetzt herrſchend iſt.

Ich habe oben von der Verwandtſchaft geſprochen, welche zwiſchen Juden und Germanen, die ich einſt „die beiden Völker der Sittlichkeit" nannte, ſtattfindet, und in dieſer Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethiſchen Unwillen, womit das alte deutſche Recht die Verjährung ſtigmatiſirt; in dem Munde des niederſächſiſchen Bauers lebt noch heute das rührend ſchöne Wort: „Hundert Jahr Unrecht machen nicht ein Jahr Recht." Die moſaiſche Geſetzgebung proteſtirt noch entſchiedener durch die Inſtitution des Jubeljahrs. Moſes wollte nicht das Eigenthum abſchaffen, er wollte vielmehr, daß jeder deſſen beſäße, damit niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtiſcher Geſinnung ſei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieſer athmet und flammt in allen ſeinen Geſetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sclaverei ſelbſt haßte er über alle Maßen, ſchier ingrimmig, aber auch dieſe Unmenſchlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, ſie wurzelte noch zu ſehr im Leben jener Urzeit, und er mußte ſich darauf beſchränken, das Schickſal der Sclaven geſetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienſtzeit zu beſchränken. Wollte aber ein Sclave, den das Geſetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlaſſen, ſo befahl Moſes, daß der unverbeſſerliche ſerville Lump mit dem Ohr an den

Thürpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moses, unser Lehrer, Mosche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, daß ich unsre gemüthlichen Sclaven in schwarzrothgoldner Livree mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor!

Ich verlasse den Ocean allgemeiner religiös-moralisch-historischer Betrachtungen, und lenke mein Gedankenschiff wieder bescheiden in das stille Binnenlandgewässer, wo der Autor so treu sein eignes Bild abspiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie protestantische Stimmen aus der Heimath, in sehr indiscret gestellten Fragen, die Vermuthung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiösen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir stärker geworden. Ich weiß nicht, in wie weit ich merken ließ, daß ich weder für ein Dogma noch für irgend einen Cultus außerordentlich schwärme und ich in dieser Beziehung derselbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieses Geständniß jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römisch-katholischen Kirche zugethan sind, einen Irrthum zu benehmen, in den sie ebenfalls in Bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen sind. Sonderbar! zur selben Zeit, wo mir in Deutschland der Protestantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangelische Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete sich auch das Gerücht, als sei ich zum katholischen Glauben übergetreten, ja manche guten Seelen versicherten, ein solcher Uebertritt habe schon vor vielen Jahren stattgefunden, und sie unterstützten ihre Behauptung mit der Angabe der bestimmtesten Details, sie nannten Zeit und Ort, sie gaben Tag und Datum an, sie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Protestantismus abgeschworen und den alleinseligmachenden römisch-katholisch-apostolischen Glauben angenommen haben sollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Meßner bei dieser Feierlichkeit spendirte.

Wie sehr solches Gerücht Consistenz gewonnen, ersehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe fast in eine wehmütige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude sehe, die sich in manchen Zuschriften so rührend ausspricht. Reisende erzählen mir, daß meine Seelenrettung sogar der Kanzelberedsamkeit Stoff geliefert. Junge katholische Geistliche wollen ihre homiletischen Erstlingsschriften meinem Patronate anvertrauen. Man sieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn ist so ehrlich gemeint — und was man auch den Zeloten des Katholicismus nachsagen mag, eins ist gewiß: sie sind keine Egoisten, sie bekümmern sich um ihre Nebenmenschen; leider oft ein Bischen zu viel. Jene falschen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, sondern nur

dem Irrthum zuſchreiben; die unſchuldigſten Thatſachen hat hier gewiß nur der Zufall entſtellt. Es hat nämlich ganz ſeine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der That an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die ſogar einſt eine Jeſuitenkirche geweſen, nämlich in Saint-Sulpice, und ich habe mich dort einem religiöſen Acte unterzogen — Aber dieſer Act war keine gehäſſige Abjuration, ſondern eine ſehr unſchuldige Conjugation; ich ließ nämlich dort meine Ehe mit meiner Gattin, nach der Civiltrauung, auch kirchlich einſegnen, weil meine Gattin, von erzkatholiſcher Familie, ohne ſolche Ceremonie ſich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei dieſem theuren Weſen in den Anſchauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störniß verurſachen.

Es iſt übrigens ſehr gut, wenn die Frauen einer poſitiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangeliſcher Confeſſion mehr Treue zu finden, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Jedenfalls iſt der Katholicismus der Frauen für den Gemahl ſehr heilſam. Wenn ſie einen Fehler begangen haben, behalten ſie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und ſobald ſie vom Prieſter Abſolution erhielten, ſind ſie wieder trällernd und aufgeheitert und verderben ſie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängeriſches Nachgrübeln über eine Sünde, die ſie ſich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkiſche Uebertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung iſt die Beichte hier ſo nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimniß nicht lange laſtend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende alles ausplaudern müſſen, iſt es beſſer, ſie geſtehen gewiſſe Dinge nur ihrem Beichtiger, als daß ſie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzſucht oder Gewiſſensbiſſigkeit dem armen Gatten die fatalen Geſtändniſſe zu machen!

Der Unglauben iſt in der Ehe jedenfalls gefährlich, und ſo freigeiſtiſch ich ſelbſt geweſen, ſo durfte doch in meinem Hauſe nie ein frivoles Wort geſprochen werden. Wie ein ehrſamer Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deshalb, als ich heirathete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hier zu Lande die geſetzlich eingeführte Civil-Ehe hinlänglich von der Geſellſchaft anerkannt iſt. Meine liberalen Freunde grollten mir deshalb, und überſchütteten mich mit Vorwürfen, als hätte ich der Cleriſei eine zu große Conceſſion gemacht. Ihr Murrſinn über meine Schwäche würde ſich noch ſehr geſteigert haben, hätten ſie gewußt, wie viel größere Conceſſionen ich damals der ihnen verhaßten Prieſterſchaft machte. Als Proteſtant, der ſich mit einer Katholikin verheirathete, bedurfte ich, um von einem katholiſchen Prieſter kirchlich getraut zu werden, eine beſondere Dispens des Erzbiſchofs, der dieſe aber in ſolchen Fällen nur unter der Bedingung ertheilt, daß der Gatte ſich

ſchriftlich verpflichtet, die Kinder, die er zeugen würde, in der Religion ihrer Mutter erziehen zu laſſen. Es wird hierüber ein Revers ausgeſtellt, und wie ſehr auch die proteſtantiſche Welt über ſolchen Zwang ſchreit, ſo will mich bedünken, als ſei die katholiſche Prieſterſchaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre einſegnende Garantie nachſucht, muß ſich auch ihren Bedingungen fügen, Ich fügte mich denſelben ganz de bonne foi, und ich wäre gewiß meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Aber unter uns geſagt, da ich wohl wußte, daß Kinderzeugen nicht meine Specialität iſt, ſo konnte ich beſagten Revers mit deſto leichterm Gewiſſen unterzeichnen, und als ich die Feder aus der Hand legte, kicherten in meinem Gedächtniß die Worte der ſchönen Ninon de Lenclos: O, le beau billet qu'un Lechastre!

Ich will meinen Bekenntniſſen die Krone aufſetzen, indem ich geſtehe, daß ich damals, um die Dispens des Erzbiſchofes zu erlangen, nicht blos meine Kinder, ſondern ſogar mich ſelbſt der katholiſchen Kirche verſchrieben hätte — Aber der ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in den Kindermährchen ſich die künftige Geburt für ſeine Dienſte ausbedingt, begnügte ſich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und ſo blieb ich ein Proteſtant, nach wie vor, ein proteſtirender Proteſtant, und ich proteſtire gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu ſein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer ſelbſt das aberwitzigſte Gerede, ohne mich viel darum zu bekümmern über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutſchland herumtrobbelt, keinen Anlaß zu gewähren, in ihrer täppiſch treuloſen Weiſe meinen Wankelmuth zu bejammern und dabei wieder auf ihre eigne, unwandelbare, in der dickſten Bärenhaut eingenähte Charakterfeſtigkeit zu pochen. Gegen den armen ogre de Rome, gegen die römiſche Kirche, iſt alſo dieſe Reclamation nicht gerichtet. Ich habe längſt aller Befehdung derſelben entſagt, und längſt ruht in der Scheide das Schwert, das ich einſt zog im Dienſte einer Idee, und nicht einer Privatleidenſchaft. Ja, ich war in dieſem Kampf gleichſam ein officier de fortune, der ſich brav ſchlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatiſcher Feindſchaft gegen die römiſche Kirche kann bei mir nicht die Rede ſein, da es mir immer an jener Bornirtheit fehlt, die zu einer ſolchen Animoſität nöthig iſt. Ich kenne zu gut meine geiſtige Taille, um nicht zu wiſſen, daß ich einem Coloſſe, wie die Peterskirche iſt, mit meinem wüthendſten Anrennen wenig ſchaden dürfte; nur ein beſcheidener Handlanger konnte ich ſein bei dem langſamen Abtragen ſeiner Quadern, welches Geſchäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu ſehr Geſchichtskundiger,

als daß ich nicht die Riesenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Bastille des Geistes, behauptet immerhin, dieselbe werde jetzt nur noch von Invaliden vertheidigt: aber es ist darum nicht minder wahr, daß auch diese Bastille nicht so leicht einzunehmen wäre, und noch mancher junge Anstürmer an seinen Wällen den Hals brechen wird. Als Denker, als Metaphysiker, mußte ich immer der Consequenz der römisch-katholischen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma noch den Cultus je durch Witz und Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zu viel Ehre und zu viel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geistesverwandten Voltaire's nannte. Ich war immer ein Dichter, und deshalb mußte sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Cultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnißvoll selige Ueberschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie: auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erste Gedichtesammlung enthält Spuren dieser schönen Madonna-Periode, die ich in spätern Sammlungen lächerlich sorgsam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit ist vorüber, und ich erlaube Jedem, über diese Geständnisse zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erst zu gestehen, daß in derselben Weise, wie kein blinder Haß gegen die römische Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Rancune gegen ihre Priester in meinem Gemüthe nisten konnte: wer meine satirische Begabniß und die Bedürfnisse meines parodirenden Uebermuths kennt, wird mir gewiß das Zeugniß ertheilen, daß ich die menschlichen Schwächen der Clerisei immer schonte, obgleich in meiner spätern Zeit die frommthuenden, aber dennoch sehr bissigen Ratten, die in den Sacristeien Bayerns und Oesterreichs herumrascheln, das versaulte Pfaffengeschmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigsten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Priesterstand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienste gedachte, die er sich einst um mich erwarb. Denn katholische Priester waren es, denen ich als Kind meinen ersten Unterricht verdankte; sie leiteten meine ersten Geistesschritte. Auch in der höhern Unterrichtsanstalt zu Düsseldorf, welche unter der französischen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer fast lauter katholische Geistliche, die sich alle mit ernster Güte meiner Geistesbildung annahmen; seit der preußischen Invasion, wo auch jene Schule den preußisch-griechischen Namen Gymnasium annahm, wurden die Priester allmählich durch weltliche Lehrer ersetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher abgeschafft, die kurzgefaßten, in latei-

niſcher Sprache geſchriebenen Leitfaden und Chreſtomatien, welche noch aus den Jeſuitenſchulen herſtammten, und ſie wurden ebenfalls erſetzt durch neue Grammatiken und Compendien, geſchrieben in einem ſchwindſüchtigen, pedantiſchen Berlinerdeutſch, in einem abſtracten Wiſſenſchaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfaßliche, natürliche und geſunde Jeſuitenlatein. Wie man auch über die Jeſuiten denkt, ſo muß man doch eingeſtehen, ſie bewährten immer einen praktiſchen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Alterthums ſehr verſtümmelt mitgetheilt, ſo haben ſie doch dieſe Alterthumskenntniß ſehr verallgemeinert, ja ſogar demokratiſirt, ſie ging in die Maſſen über, ſtatt daß bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geiſtesariſtokrat das Alterthum und die Alten beſſer begreifen lernt, aber der großen Volksmenge ſehr ſelten ein claſſiſcher Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine Aeſopiſche Fabel oder ein Horaziſcher Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrodkruſten ihrer Jugend ſpäter noch lange zu knuspern hatten. So ein Bischen Latein ziert den ganzen Menſchen, ſagte mir einſt ein alter Schuſter, dem aus der Zeit, wo er mit dem ſchwarzen Mäntelchen in das Jeſuitencollegium ging, ſo mancher ſchöne Ciceronianiſche Paſſus aus den Catilinariſchen Reden im Gedächtniſſe geblieben, den er gegen heutige Demagogen ſo oft und ſo ſpaßhaft glücklich citirte. Pädagogik war die Specialität der Jeſuiten, und obgleich ſie dieſelbe im Intereſſe ihres Ordens treiben wollten, ſo nahm doch die Leidenſchaft für die Pädagogik ſelbſt, die einzige menſchliche Leidenſchaft die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, ſie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zu Gunſten des Glaubens, und ſtatt die Menſchen wieder zu Kindern zu machen, wie ſie beabſichtigten, haben ſie im Gegentheil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menſchen gemacht. Die größten Männer der Revolution ſind aus den Jeſuitenſchulen hervorgegangen, und ohne die Disciplin dieſer letztern wäre vielleicht die große Geiſterbewegung erſt ein Jahrhundert ſpäter ausgebrochen.

Arme Väter von der Geſellſchaft Jeſu! Ihr ſeid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geweſen, man hat jedoch nur Eure Gefährlichkeit, aber nicht Eure Verdienſte begriffen. Was mich betrifft, ſo konnte ich nie einſtimmen in das Zetergeſchrei meiner Genoſſen, die bei dem Namen Loyala immer in Wuth geriethen, wie Ochſen, denen man einen rothen Lappen vorhält! Und dann, ohne im Geringſten die Hut meiner Partei-Intereſſen zu verabſäumen, mußte ich mir in der Beſonnenheit meines Gemüthes zuweilen geſtehen, wie es oft von den kleinſten Zufälligkeiten abhing, daß wir dieſer ſtatt jener Partei zufielen und uns jetzt nicht in einem ganz entgegengeſetzten Feldlager befänden. In dieſer Beziehung kommt mir oft ein Geſpräch in den Sinn, das ich mit meiner Mutter führte, vor etwa acht Jahren,

wo ich die hochbetagte Frau, die ſchon damals achtzigjährig, in Hamburg beſuchte. Eine ſonderbare Aeußerung entſchlüpfte ihr, als wir von den Schulen, worin ich meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholiſchen Lehrern ſprachen, worunter ſich, wie ich jetzt erfuhr, manche ehemalige Mitglieder des Jeſuitenordens befanden. Wir ſprachen viel von unſerm alten lieben Schallmeyer, dem in der franzöſiſchen Periode die Leitung des Düſſeldorfer Lyceums als Rector anvertraut war, und der auch für die oberſte Claſſe Vorleſungen über Philoſophie hielt, worin er unumwunden die freigeiſtigſten griechiſchen Syſteme auseinanderſetzte, wie grell dieſe auch gegen die orthodoxen Dogmen abſtachen, als deren Prieſter er ſelbſt zuweilen in geiſtlicher Amtstracht am Altar fungirte. Es iſt gewiß bedeutſam, und vielleicht einſt vor den Aſſiſen im Thale Joſaphat kann es mir als circonstance atténuante angerechnet werden, daß ich ſchon im Knabenalter den beſagten philoſophiſchen Vorleſungen beiwohnen durfte. Dieſe bedenkliche Begünſtigung genoß ich vorzugsweiſe, weil der Rector Schallmeyer ſich als Freund unſrer Familie ganz beſonders für mich intereſſirte; einer meiner Oehme, der mit ihm zu Bonn ſtudirt hatte, war dort ſein academiſcher Pylades geweſen, und mein Großvater errettete ihn einſt aus einer tödtlichen Krankheit. Der alte Herr beſprach ſich deshalb ſehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in ſolcher Unterredung war es, wie mir meine Mutter ſpäter in Hamburg erzählte, daß er ihr den Rath ertheilte, mich dem Dienſt der Kirche zu widmen und nach Rom zu ſchicken, um in einem dortigen Seminar katholiſche Theologie zu ſtudiren; durch die einflußreichen Freunde, die der Rector Schallmeyer unter den Prälaten höchſten Ranges zu Rom beſaß, verſicherte er, im Stande zu ſein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir dieſes meine Mutter erzählte, bedauerte ſie ſehr, daß ſie dem Rathe des geiſtreichen alten Herrn nicht Folge geleiſtet, der mein Naturell frühzeitig durchſchaut hatte und wohl am richtigſten begriff, welches geiſtige und phyſiſche Klima demſelben am angemeſſenſten und heilſamſten geweſen ſein möchte. Die alte Frau bereute jetzt ſehr, einen ſo vernünftigen Vorſchlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte ſie für mich ſehr hochfliegende weltliche Würden, und dann war ſie eine Schülerin Rouſſeau's, eine ſtrenge Deiſtin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren älteſten Sohn in jene Soutane zu ſtecken, welche ſie von deutſchen Prieſtern mit ſo plumpem Ungeſchick tragen ſah. Sie wußte nicht, wie ganz anders ein römiſcher Abbate dieſelbe mit einem graciöſen Schick trägt und wie coquet er das ſchwarzſeidne Mäntelchen achſelt, das die fromme Uniform der Galanterie und der Schöngeiſterei iſt im ewig ſchönen Rom.

O, welch ein glücklicher Sterblicher iſt ein römiſcher Abbate, der nicht blos der Kirche Chriſti, ſondern auch dem Apoll und den Muſen dient. Er ſelbſt

iſt ihr Liebling, und die drei Göttinen der Anmuth halten ihm das Tintenfaß, wenn er ſeine Sonette verfertigt, die er in der Academie der Arcadier mit zierlichen Cadenzen recitirt. Er iſt ein Kunſtkenner, und er braucht nur den Hals einer jungen Sängerin zu betaſten, um vorausſagen zu können, ob ſie einſt eine celeberrima cantatrice, eine diva, eine Weltprimadonna, ſein wird. Er verſteht ſich auf Antiquitäten, und über den ausgegrabenen Torſo einer griechiſchen Bacchantin ſchreibt er eine Abhandlung im ſchönſten Ciceronianiſchen Latein, die er dem Oberhaupte der Chriſtenheit, dem pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar welcher Gemäldekenner iſt der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers beſucht und ihnen über ihre weiblichen Modelle die feinſten anatomiſchen Beobachtungen mittheilt. Der Schreiber dieſer Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt, ein ſolcher Abbate zu werden und im ſüßeſten dolce far niente dahin zu ſchlendern durch die Bibliotheken, Gallerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, ſtudirend im Genuſſe und genießend im Studium, und ich hätte Meſſe geleſen vor den auserleſenſten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche als ſtrenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in ascetiſche Rohheit ausartend — ich hätte am meiſten die römiſchen Damen erbaut, und wäre vielleicht durch ſolche Gunſt und Verdienſte in der Hierarchie der Kirche zu den höchſten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein monsignore geworden, ein Violetſtrumpf, ſogar der rothe Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es iſt kein Pfäfflein noch ſo klein,
Es möchte gern ein Päpſtlein ſein —

ſo hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabenſten Ehrenpoſten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, ſo würde ich dennoch die Ernennung zum Papſte nicht ausgeſchlagen haben, wenn die Wahl des Conclaves auf mich gefallen wäre. Es iſt dieſes jedenfalls ein ſehr anſtändiges und auch mit gutem Einkommen verſehenes Amt, das ich gewiß mit hinlänglichem Geſchick verſehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergeſetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Chriſten, ſowohl Prieſtern als Laien, das Bein hinſtreckend zum Fußkuß. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Baſilica in Triumph herumtragen laſſen, und nur im wackelndſten Falle würde ich mich ein Bischen feſtgeklammert haben an der Armlehne des goldnen Seſſels, den ſechs ſtämmige carmoiſinrothe Camerièren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuziner mit brennenden Kerzen und gallonirte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt des Kirchenfürſten befächeln — wie gar lieblich zu ſchauen iſt auf dem Proceſſions-Ge-

mälde des Horace Vernet. Mit einem gleichen unerschütterlichen sacertotalen Ernste — denn ich kann sehr ernst sein, wenn es durchaus nöthig ist — hätte ich auch vom Lateran herab der ganzen Christenheit den jährlichen Segen ertheilt; in Pontificalibus, mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe, und umgeben von einem Generalstab von Rothhüten und Bischofsmützen, Goldbrocatgewändern und Kutten von allen Couleuren, hätte sich Meine Heiligkeit auf dem hohen Balcon dem Volke gezeigt, das tief unten, in unabsehbar wimmelnder Menge, mit gebeugten Köpfen und kniend hingelagert — und ich hätte ruhig die Hände ausgestreckt und den Segen ertheilt, der Stadt und der Welt.

Aber, wie du wohl weißt, geneigter Leser, ich bin kein Papst geworden, auch kein Cardinal, nicht mal ein römischer Nuntius, und wie in der weltlichen, so auch in der geistlichen Hierarchie habe ich weder Amt noch Würden errungen. Ich habe es, wie die Leute sagen, auf dieser schönen Erde zu nichts gebracht. Es ist nichts aus mir geworden, nichts als ein Dichter.

Nein, ich will keiner heuchlerischen Demuth mich hingebend, diesen Namen geringschätzen. Man ist viel, wenn man ein Dichter ist, und gar wenn man ein großer lyrischer Dichter ist in Deutschland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philosophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falschen Bescheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verläugnen. Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter wie ich den Lorbeer errungen, und wenn mein College Wolfgang Goethe wohlgefällig davon singt, „daß der Chinese mit zitternder Hand Werthern und Lotten auf Glas male," so kann ich, soll doch einmal geprahlt werden, dem chinesischen Ruhm einen noch weit fabelhaftern, nämlich einen japanischen entgegensetzen. Als ich mich vor etwa zwölf Jahren hier im Hôtel des Princes bei meinem Freunde H. Wöhrman aus Riga befand, stellte mir derselbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangasaki zugebracht und begierig wünschte, meine Bekanntschaft zu machen. Es war der Dr. Bürger, der jetzt in Leyden mit dem gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgiebt. Der Holländer erzählte mir, daß er einen jungen Japanesen Deutsch gelehrt, der später meine Gedichte in japanischer Uebersetzung drucken ließ, und dieses sei das erste europäische Buch gewesen, das in japanischer Sprache erschienen — übrigens fände ich über diese curiose Uebertragung einen weitläufigen Artikel in der englischen Review von Calcutta. Ich schickte sogleich nach mehreren cabinets de lecture, doch keine ihrer gelehrten Vorsteherinnen konnte mir die Review von Calcutta verschaffen, und auch an Julien und Paultier wandte ich mich vergebens —

Seitdem habe ich über meinen japanischen Ruhm keine weitern Nachfor-

ſchungen angeſtellt. In dieſem Augenblick iſt er mir eben ſo gleichgültig wie etwa mein finnländiſcher Ruhm. Ach! der Ruhm überhaupt, dieſer ſonſt ſo ſüße Tand, ſüß wie Ananas und Schmeichelei, er ward mir ſeit geraumer Zeit ſehr verleidet; er dünkt mich jetzt bitter wie Wermuth. Ich kann wie Romeo ſagen: ich bin der Narr des Glücks. Ich ſtehe jetzt vor dem großen Breinapf, aber es fehlt mir der Löffel. Was nützt es mir, daß bei Feſtmahlen aus goldnen Pocalen und mit den beſten Weinen meine Geſundheit getrunken wird, wenn ich ſelbſt unterdeſſen, abgeſondert von aller Weltluſt, nur mit einer ſchalen Tiſane meine Lippen netzen darf! Was nützt es mir, daß begeiſterte Jünglinge und Jungfrauen meine marmorne Büſte mit Lorbeern umkränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine ſpaniſche Fliege hinter die Ohren gedrückt wird! Was nützt es mir, daß alle Roſen von Schiras ſo zärtlich für mich glühen und duften — ach, Schiras iſt zweitauſend Meilen entfernt von der Rue d'Amſterdam, wo ich in der verdrießlichen Einſamkeit meiner Krankenſtube nichts zu riechen bekomme, als etwa die Parfüms von gewärmten Servietten. Ach! der Spott Gottes laſtet ſchwer auf mir. Der große Autor des Weltalls, der Ariſtophanes des Himmels, wollte dem kleinen irdiſchen, ſogenannten deutſchen Ariſtophanes recht grell darthun, wie die witzigſten Sarcasmen deſſelben nur armſelige Spöttereien geweſen im Vergleich mit den ſeinigen, und wie kläglich ich ihm nachſtehen muß im Humor, in der coloſſalen Spaßmacherei.

Ja, die Lauge der Verhöhnung, die der Meiſter über mich herabgeußt, iſt entſetzlich, und ſchauerlich grauſam iſt ſein Spaß. Demüthig bekenne ich ſeine Ueberlegenheit, und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber wenn es mir auch an ſolcher höchſten Schöpfungskraft fehlt, ſo blitzt doch in meinem Geiſte die ewige Vernunft, und ich darf ſogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und da wage ich nun zunächſt die unterthänigſte Andeutung auszuſprechen, es wolle mich bedünken, als zöge ſich jener grauſame Spaß, womit der Meiſter den armen Schüler heimſucht, etwas zu ſehr in die Länge; er dauert ſchon über ſechs Jahre, was nachgerade langweilig wird. Dann möchte ich ebenfalls mir die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daß jener Spaß nicht neu iſt und daß ihn der große Ariſtophanes des Himmels ſchon bei einer andern Gelegenheit angebracht, und alſo ein Plagiat an hoch ſich ſelber begangen habe. Um dieſe Behauptung zu unterſtützen, will ich eine Stelle der Limburger Chronik citiren. Dieſe Chronik iſt ſehr intereſſant für diejenigen, welche ſich über Sitten und Bräuche des deutſchen Mittelalters unterrichten wollen. Sie beſchreibt, wie ein Modejournal, die Kleidertrachten, ſowohl die männlichen als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie giebt auch Nachricht von den Liedern, die

in jedem Jahre gepfiffen und geſungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgetheilt. So vermeldet ſie von Anno 1480, daß man in dieſem Jahre in ganz Deutſchland Lieder gepfiffen und geſungen, die ſüßer und lieblicher, als alle Weiſen, ſo man zuvor in deutſchen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal das Frauenzimmer, ſei ganz davon vernarrt geweſen, ſo daß man ſie von Morgen bis Abend ſingen hörte; dieſe Lieder aber, ſetzt die Chronik hinzu, habe ein junger Clericus gedichtet, der von der Miſſelſucht behaftet war und ſich, vor aller Welt verborgen, in einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiß, lieber Leſer, was für ein ſchauderhaftes Gebreſte im Mittelalter die Miſſelſucht war, und wie die armen Leute, die ſolchem unheilbarem Siechthum verfallen, aus jeder bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen waren und ſich keinem menſchlichen Weſen nahen durften. Lebendig Todte wandelten ſie einher, vermummt vom Haupte bis zu den Füßen, die Kapuze über das Geſicht gezogen, und in der Hand eine Klapper tragend, die ſogenannte Lazarusklapper, womit ſie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte. Der arme Clericus, von deſſen Ruhm als Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik geſprochen, war nun ein ſolcher Miſſelſüchtiger, und er ſaß traurig in der Oede ſeines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutſchland ſeine Lieder ſang und pfiff! O, dieſer Ruhm war die uns wohl bekannte Verhöhnung, der grauſame Spaß Gottes, der auch hier derſelbe iſt, obgleich er diesmal im romantiſchen Coſtume des Mittelalters erſcheint. Der blaſirte König von Judäa ſagte mit Recht: es giebt nichts Neues unter der Sonne — Vielleicht iſt dieſe Sonne ſelbſt ein alter aufgewärmter Spaß, der mit neuen Strahlen geflickt, jetzt ſo impoſant funkelt! -

Manchmal in meinen trüben Nachtgeſichten glaube ich den armen Clerikus der Limburger Chronik, meinen Bruder in Apoll, vor mir zu ſehen, und ſeine leidenden Augen lugen ſonderbar ſtier hervor aus ſeiner Kapuze; aber im ſelben Augenblick huſcht er von dannen, und verhallend, wie das Echo eines Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarus-Klapper.

Ludwig Marcus.

—

Denkworte.

—

Geschrieben zu Paris den 22. April 1844.

Was ist der Grund, warum von den Deutschen, die nach Frankreich herüber gekommen, so viele in Wahnsinn verfallen? Die Meisten hat der Tod aus der Geistesnacht erlöst; andere sind in Irrenanstalten gleichsam lebendig begraben; viele auch, denen ein Funken von Bewußtsein geblieben, suchen ihren Zustand zu verbergen, und geberden sich halbweg vernünftig, um nicht eingesperrt zu werden. Dies sind die Pfiffigen; die Dummen können sich nicht lange verstellen. Die Anzahl derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finstern Uebel leiden, ist sehr groß, und man möchte bald behaupten, der Wahnsinn sei die Nationalkrankheit der Deutschen in Frankreich. Wahrscheinlich bringen wir den Keim des Gebrestens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden Asphaltpflaster der hiesigen Gesellschaft, gedeiht rasch zur blühendsten Verrücktheit, was in Deutschland lebenslang nur eine närrische Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es schon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, daß man das Vaterland verließ, um in der Fremde „die harten Treppen" auf und ab zu steigen, und das noch härtere Brod des Exils mit seinen Thränen zu feuchten? Man muß jedoch beileibe nicht glauben, als seien es excentrische Sturm- und Drangnaturen, oder gar Freunde des Müßiggangs und der entfesselten Sinnlichkeit, die sich hier in die Abgründe des Irrsinns verlieren — nein, dieses Unglück betraf immer vorzugsweise die honorahelsten Gemüther, die fleißigsten und enthaltsamsten Geschöpfe.

Zu den beklagenswerthesten Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unser armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieser deutsche Gelehrte, der sich durch Fülle des Wissens ebenso rühmlich auszeichnete, wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieser Beziehung, daß wir sein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältnisse und das ganze Detail seiner Lebensumstände sind uns nie genau bekannt gewesen. So viel ich weiß, ist er geboren zu Dessau im Jahre 1798, von unbemittelten Eltern, die dem gottesfürchtigen Cultus des Judenthums anhingen. Er kam Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu studiren, verließ aber bald diese Wissenschaft. Dort zu Berlin sah ich ihn zuerst, und zwar im Collegium von Hegel, wo er oft neben mir saß und die Worte des Meisters gehörig nachschrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch seine äußere Erscheinung war nichts weniger als

jugendlich. Ein kleiner ſchmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greiſenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine ſolche Mißförmlichkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über dieſen Mangel wunderte man ſich. Diejenigen, welche den verſtorbenen Moſes Mendelsſohn perſönlich gekannt, bemerkten mit Erſtaunen die Aehnlichkeit, welche die Geſichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweiſen darboten, der ſonderbarerweiſe ebenfalls aus Deſſau gebürtig war. Hätten ſich die Chronologie und die Tugend nicht allzubeſtimmt für den ehrwürdigen Moſes verbürgt, ſo könnten wir auf einen frivolen Gedanken gerathen.

Aber dem Geiſte nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutſchen Juden, und in ſeiner Seele wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der beſcheidene Rechtſinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugſame, eiſerne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenoſſen. Das Schickſal derſelben war, wie bei jenem Moſes, auch bei Marcus der ſchmerzlich glühende Mittelpunkt aller ſeiner Gedanken, das Herz ſeines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhiſtor, er ſtöberte in allen Bereichen des Wiſſens, er verſchlang ganze Bibliotheken, er verwühlte ſich in allen Sprachſchätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellſten wie im particularſten Sinne, war am Ende ſein Lieblingsſtudium geworden: es gab auf dieſem Erdball kein Factum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen ſeinen Geiſtesexcurſionen kam er immer gleichſam nach Hauſe zurück zu der Leidensgeſchichte Iſraels, zu der Schädelſtätte Jeruſalems und zu dem kleinen Väterdialekt Paläſtinas, um deſſentwillen er vielleicht die ſemitiſchen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieſer Zug war wohl der hervorſtechend wichtigſte im Charakter des Ludwig Marcus, und er giebt ihm ſeine Bedeutung und ſein Verdienſt; denn nicht blos das Thun, nicht blos die Thatſache der hinterlaſſenen Leiſtung, giebt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, ſondern auch das Streben ſelbſt, und gar beſonders das unglückliche Streben, das geſcheiterte, fruchtloſe, aber großmüthige Wollen.

Andere werden vielleicht das erſtaunliche Wiſſen, das der Verſtorbene in ſeinem Gedächtniß aufgeſtapelt hatte, ganz beſonders rühmen und preiſen; für uns hat daſſelbe keinen ſonderlichen Werth. Wir konnten überhaupt dieſem Wiſſen, ehrlich geſtanden, niemals Geſchmack abgewinnen. Alles was Marcus wußte, wußte er nicht lebendig organiſch, ſondern als todte Geſchichtlichkeit, die ganze Natur verſteinerte ſich ihm, und er kannte im Grunde nur Foſſilien und Mumien. Dazu geſellte ſich eine Ohnmacht der künſtleriſchen Geſtaltung, und wenn er etwas ſchrieb, war es ein Mitleid

anzuſehen wie er ſich vergebens abmühte, für das Darzuſtellende die nothdürftigſte Form zu finden. Ungenießbar, unverdaulich, abſtrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geſchrieben.

Außer einigen linguiſtiſchen, aſtronomiſchen und botaniſchen Schriften hat Marcus eine Geſchichte der Vandalen in Afrika, und in Verbindung mit dem Profeſſor Duisberg eine nordafrikaniſche Geographie herausgegeben. Er hinterläßt in Manuſcript ein ungeheuer großes Werk über Abyſſinien, welches ſeine eigentliche Lebensarbeit zu ſein ſcheint, da er ſich ſchon zu Berlin mit Abyſſinien beſchäftigt hatte. Nach dieſem Lande zogen ihn wohl zunächſt die Unterſuchungen über die Falaſchas, einen jüdiſchen Stamm, der lange in den abyſſiniſchen Gebirgen ſeine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja, obgleich ſein Wiſſen ſich über alle Weltgegenden verbreitete, ſo wußte Marcus doch am beſten Beſcheid hinter den Mondgebirgen Aethiopiens, an den verborgenen Quellen des Nils, und ſeine größte Freude war, den Bruce oder gar den Haſſelquiſt auf Irrthümern zu ertappen. Ich machte ihn einſt glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabiſchen und talmudiſchen Schriften alles zu compiliren, was auf die Königin von Saba Bezug hat. Dieſer Arbeit, die ſich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, daß ich noch zu heutiger Stunde weiß, weshalb die Könige von Abyſſinien ſich rühmen, aus dem Stamme David entſproſſen zu ſein: ſie leiten dieſe Abſtammung von dem Beſuch her, den ihre Aeltermutter, die beſagte Königin von Saba, dem weiſen Salomon zu Jeruſalem abgeſtattet. Wie ich aus beſagter Compilation erſah, iſt dieſe Dame gewiß eben ſo ſchön geweſen, wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat ſie ein ähnliches Schickſal nach dem Tode, da es verliebte Rabbinen giebt, die ſie durch cabaliſtiſche Zauberkunſt aus dem Grabe zu beſchwören wiſſen; nur ſind ſie manchmal übel dran mit der beſchworenen Schönen, die den großen Fehler hat, daß ſie, wo ſie ſich einmal hingeſetzt, gar zu lange ſitzen bleibt. Man kann ſie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daß irgend ein Intereſſe der jüdiſchen Geſchichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des ſeligen Marcus: in wie weit dergleichen auch bei ſeinen abyſſiniſchen Studien der Fall war, und wie auch dieſe ihn ganz frühzeitig in Anſpruch genommen, ergiebt ſich unabweisbar aus einem Artikel, den er ſchon damals zu Berlin in der „Zeitſchrift für Cultur und Wiſſenſchaft des Judenthums“ abdrucken ließ. Er behandelte nämlich die Beſchneidung bei den Abyſſinierinnen. Wie herzlich lachte der verſtorbene Gans, als er mir in jenem Aufſatze die Stelle zeigte, wo der Verfaſſer den Wunſch ausſprach, es möchte jemand dieſen Gegenſtand bearbeiten, der demſelben beſſer gewachſen ſei.

Die äußere Erſcheinung des kleinen Mannes, die nicht ſelten zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwertheſten Mitgliedern

jener Gesellschaft zu zählen, welche die oben erwähnte Zeitschrift herausgab, und eben unter dem Namen „Verein für Cultur und Wissenschaft des Judenthums" eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geistbegabte und tiefherzige Männer versuchten hier die Rettung einer längst verlornen Sache, und es gelang ihnen höchstens, auf den Wahlstätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins besteht in einigen historischen Arbeiten, in Geschichtsforschungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die spanischen Juden im Mittelalter zu den Merkwürdigkeiten der höhern Kritik gezählt werden müssen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieses vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer schwankenden Uebergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte, und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit, dennoch treu blieb dem selbstgegebenen Worte, der großmüthigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geschaffen und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinsanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte, und obgleich schon hochbejahrt, an den jugendlichsten Irrgedanken des Vereins Theil nahm. Er war ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit seines Lebens der eifrigste Anhänger der kantischen Philosophie, für diese litt er in seiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er sich nie trennen von der alten Gemeinde des mosaischen Bekenntnisses, er wollte nie die äußere Glaubenscocarde ändern. Schon der Schein einer solchen Verläugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie gesagt, ein eingefleischter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken seines Geistes angedeutet. Wenn wir von hegel'scher Philosophie sprachen, schüttelte er sein kahles Haupt und sagte, das sei Aberglaube. Er schrieb ziemlich gut, sprach aber viel besser. Für die Zeitschrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufsatz über den Messiasglauben bei den Juden, worin er mit kritischem Scharfsinn zu beweisen suchte, daß der Glaube an einen Messias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdischen Religion gehöre, und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten sei.

Das thätigste Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele desselben, war M. Moser, der vor einigen Jahren starb, aber schon im jugendlichsten Alter nicht blos die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem großem Mitleid für die Menschheit, von der Sehnsucht, das Wissen zu ver-

wirklichen in heilsamer That. Er war unermüdlich in philantropischen Bestrebungen, er war sehr praktisch, und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publicum hat von seinem Thun und Schaffen nichts erfahren, er focht und blutete incognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben, und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere ist nicht so ärmlich wie man glaubt; sie hat erstaunlich viele solcher anonymen Märtyrer hervorgebracht.

Der Necrolog des verstorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu dessen ehrenwertheften Mitgliedern er gehörte, und als dessen Präsident der schon erwähnte, jetzt ebenfalls verstorbene Eduard Gans sich geltend machte. Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in Bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloß für alle Heilsfragen der Menschheit, so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer Acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam, machte die richtige Bemerkung, daß er während der eifrigsten Discussion und trotz seiner großen Zerstreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbrödе hinlangend, immer diejenigen Butterbrödе ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käse, sondern mit frischem Lachs bedeckt waren.

Die Verdienste des verstorbenen Gans um deutsche Wissenschaft sind allgemein bekannt. Er war einer der rührigsten Apostel der Hegel'schen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts, welche ohne Ahnung von dem Geiste, der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinterlassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livree. Wie wimmert unter seinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutschen Freiheitssinnes, er entfesselte die gebundensten Gedanken und riß der Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist, dessen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigstens herrlich leuchteten. Aber den trübsinnigen Ausspruch des Dichters (im zweiten Theile des Faust):

„Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in Beiden alter Haß,
Daß wo sie immer auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt." —

dieſes fatale Wort müſſen wir auch auf das Verhältniß der Genialität zur Tugend anwenden, dieſe beiden leben ebenfalls in beſtändigem Hader, und kehren ſich manchmal verdrießlich den Rücken. Mit Bekümmerniß muß ich hier erwähnen, daß Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Cultur und Wiſſenſchaft des Judenthums, nichts weniger als tugendhaft handelte, und ſich die unverzeihlichſte Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um ſo widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators geſpielt, und beſtimmte Präſidialpflichten übernommen hatte. Es iſt hergebrachte Pflicht, daß der Capitän immer der letzte ſei, der das Schiff verläßt, wenn daſſelbe ſcheitert — Gans aber rettete ſich ſelbſt zuerſt. Wahrlich in moraliſcher Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gans überragt, und er konnte hier ebenfalls beklagen, daß Gans ſeiner Aufgabe nicht beſſer gewachſen war.

Wir haben die Theilnahme des Marcus an dem Verein für Cultur und Wiſſenſchaft des Judenthums als einen Umſtand bezeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erſchien, als all ſein ſtupendes Wiſſen und ſeine ſämmtlichen gelehrten Arbeiten. Ihm ſelber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Beſtrebungen und Illuſionen jenes Vereins ſich hingab, als die ſonnigſte Blüthenſtunde ſeines kümmerlichen Lebens erſchienen ſein. Deshalb mußte hier jenes Vereins ganz beſonders Erwähnung geſchehen, und eine nähere Erörterung ſeines Gedankens wäre wohl nicht überflüſſig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter geſtatten in dieſen Blättern keine ſolche ausgeführte Darſtellung, da letztere nicht blos die religiöſen und bürgerlichen Verhältniſſe der Juden, ſondern auch die aller deiſtiſchen Secten auf dieſem Erdball umfaſſen müßte. Nur ſo viel will ich hier ausſprechen, daß der eſoteriſche Zweck jenes Vereins nichts anderes war, als eine Vermittelung des hiſtoriſchen Judenthums mit der modernen Wiſſenſchaft, von welcher man annahm, daß ſie im Laufe der Zeit zur Weltherrſchaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umſtänden, zur Zeit des Philo, als die griechiſche Philoſophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien Aehnliches verſucht, mit mehr oder minderem Mißgeſchick. Von ſchismatiſcher Aufklärerei war hier nicht die Rede, und noch weniger von jener Emancipation, die in unſeren Tagen manchmal ſo ekelhaft geiſtlos durchgeträtſcht wird, daß man das Intereſſe dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die iſraelitiſchen Freunde dieſer Frage verſtanden, ſie in eine wäſſerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr ſchädlicher iſt, als das blödſinnige Gift der Gegner. Da giebt es gemüthliche Phariſäer, die noch beſonders damit prahlen, daß ſie kein Talent zum Schreiben beſitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehovah die Feder ergriffen haben. Mögen die deutſchen Regierungen doch recht bald ein äſthetiſches Erbarmen mit dem Publicum haben, und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beſchleunigung der Emancipation, die doch früh oder ſpät bewilligt werden muß.

Ja, die Emancipation wird früh oder ſpät bewilligt werden müſſen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Claſſen keine religiöſe Wurzel mehr, und bei den untern Claſſen transformirt ſie ſich täglich mehr und mehr in den ſocialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Capitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaß hat jetzt einen andern Namen, ſogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, ſo ſind ſie endlich zur hochweiſen Anſicht gelangt, daß der Staat ein organiſcher Körper iſt, und daß derſelbe nicht zu einer vollkommenen Geſundheit gelangen kann, ſo lange ein einziges ſeiner Glieder, und ſei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreſte leidet. Ja, der Staat mag noch ſo keck ſein Haupt tragen und mit breiter Bruſt allen Stürmen trotzen, das Herz in der Bruſt und ſogar das ſtolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müſſen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeſchränkungen ſind ſolche Hühneraugen an den deutſchen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entſetzlich der Grundpfeiler aller poſitiven Religionen, die Idee des Deismus ſelbſt, von neuen Doctrinen bedroht iſt, wie die Fehde zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, ſondern bald eine wilde Todesſchlacht ſein wird — bedächten die Regierungen dieſe verhüllten Nöthen, ſie müßten froh ſein, daß es noch Juden auf der Welt giebt, daß die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter ſie genannt hat, noch auf den Beinen ſteht, daß es noch ein Volk Gottes giebt. Statt ſie von ihrem Glauben durch geſetzliche Beſchränkungen abtrünnig zu machen, ſollte man ſie noch durch Prämien darin zu ſtärken ſuchen, man ſollte ihnen auf Staatskoſten ihre Synagogen bauen, damit ſie nur hineingehen, und das Volk draußen ſich einbilden mag, es werde in der Welt noch etwas geglaubt. Hütet Euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das iſt eitel Waſſer, und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beſchneidung, das iſt der Glauben eingeſchnitten ins Fleiſch; in den Geiſt läßt er ſich nicht mehr einſchneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube feſtgebunden wird auf den Arm; der Staat ſollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, ſowie auch das Mehl zu Matzekuchen, woran das gläubige Iſrael ſchon drei Jahrtauſende knuspert. Fördert, beſchleunigt die Emancipation, damit ſie nicht zu ſpät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt ein Sprichwort: Während der Weiſe ſich beſinnt, beſinnt ſich auch der Narr.

Die vorſtehenden Betrachtungen knüpfen ſich natürlich an die Perſon, die ich hier zu beſprechen hatte, und die, wie ich ſchon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung, als vielmehr durch hiſtoriſche und moraliſche Bezüge,

unser Interesse in Anspruch nimmt. Ich kann auch aus eigener Anschauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unseres Markus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er, trotz seines außerordentlichen Wissens und seiner hohen Sittlichkeit, dennoch in den Ueberbleibseln mittelalterlicher Gesetze ein Hinderniß der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren gestorben, und aus Großmuth hatte er zum Besten seiner hülfsbedürftigern Geschwister auf die Verlassenschaft verzichtet. Etwa funfzehn Jahre vergingen, und ich hatte lange nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus noch von der Königin von Saba, weder von Hasselquist noch von den beschnittenen Abyssinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen, und er erzählte mir, daß er unterdessen Professor in Dijon gewesen, jetzt aber einer ministeriellen Unbill wegen die Professur aufgegeben habe, und hier bleiben wolle, um die Hülfsquellen der Bibliothek für sein großes Werk zu benutzen. Wie ich von andern hörte, war ein bischen Eigensinn im Spiel, und das Ministerium hatte ihm sogar vorgeschlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, seine Stelle durch einen wohlfeiler besoldeten Suppleanten zu besetzen und ihm selber den größten Theil seines Gehalts zu überlassen. Dagegen sträubte sich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ seinem Nachfolger die ganze Besoldung. Seine Uneigennützigkeit ist hier um so merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit sein Leben fristete. Es ging ihm sogar sehr schlecht, und ohne die Engelhülfe einer schönen Frau wäre er gewiß im barbenden Elende verkommen. Ja, es war eine sehr schöne und große Dame von Paris, eine der glänzendsten Erscheinungen des hiesigen Weltlebens, die, als sie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit seines kümmerlichen Lebens hinabstieg und mit anmuthiger Zartsinnigkeit ihn dahin zu bringen wußte, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, seinen Stolz zähmte hier ganz besonders die Aussicht, daß seine Gönnerin, die Gattin des reichsten Banquiers dieses Erdballs, späterhin sein großes Werk auf ihre Kosten drucken lassen werde. Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geistes und ihrer Bildung so viel gerühmt wird, müsse doch sehr viel daran gelegen sein, daß endlich eine gründliche Geschichte von Abyssinien geschrieben werde, und er fand es ganz natürlich, daß sie dem Autor durch einen Jahrgehalt seine große Mühe und Arbeit zu vergüten suchte.

Die Zeit, während welcher ich den guten Marcus nicht gesehen, etwa funfzehn Jahre, hatte auf sein Aeußeres nicht verschönernd gewirkt. Seine Erscheinung, die früher an's Possierliche streifte, war jetzt eine entschiedene Caricatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte fast sagen erquickende Caricatur. Ein spaßhaft wehmüthiges Ansehen gab ihm sein von Leiden

durchfurchtes Greisengesicht, worin die kleinen pechschwarzen Aeuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar sein abenteuerlicher fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechschwarz und anliegend gewesen, waren jetzt ergraut, und umgaben in krauser aufgesträubter Fülle das schon außerdem unverhältnißmäßig große Haupt. Er glich so ziemlich jenen breitköpfigen Figuren mit dünnen Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasscheiben eines chinesischen Schattenspiels sehen. Besonders wenn mir die zwerghafte Gestalt in Gesellschaft seines Collaborators, des ungeheuer großen und stattlichen Professors Duisberg, auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Brust. Einem meiner Bekannten, der mich frug wer der Kleine wäre, sagte ich es sei der König von Abyssinien, und dieser Name ist ihm bis an sein Ende geblieben. Hast du mir deshalb gezürnt, theurer guter Marcus? Für deine schöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine bessere Envelope erschaffen können. Der liebe Gott ist aber zu sehr beschäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff ist, der edlen Perle eine prächtig ciselirte Goldfassung zu verleihen, wird er plötzlich gestört, und er wickelt das Juwel geschwind in das erste beste Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weisesten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja sogar einer seiner Lieblingswünsche war in Erfüllung gegangen: er besaß eine kleine Wohnung mit eignen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schwestersohn, besucht ihn hier eines Abends, und kann sich nicht genug darüber wundern, daß der Oheim sich plötzlich auf die Erde setzt und mit wilder trotziger Stimme die scheußlichsten Gassenlieder zu singen beginnt. Er, der nie gesungen, und in Wort und Ton immer die Keuschheit selbst war! Aber die Sache ward noch grauenhaft befremdlicher, als der Oheim zornig emporsprang, das Fenster aufstieß und erst seine Uhr zur Straße hinabschmiß, dann seine Manuscripte, Tintenfaß, Federn, seine Geldbörse. Als der Neffe sah, daß der Oheim das Geld zum Fenster hinauswarf, konnte er nicht länger an seinem Wahnsinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanstalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter schauderhaften Leiden den Geist aufgab! Er starb am 15. Julius, und ward am 17. auf dem Kirchhofe Montmartre begraben. Ich habe leider seinen Tod zu spät erfahren, als daß ich ihm die letzte Ehre erweisen konnte. Indem ich heute diese Blätter seinem Andenken widme, wollte ich das Versäumte nachholen und gleichsam im Geiste an seinem Leichenbegängniß Theil nehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit ich nach altem Brauch den Todten um Verzeihung bitte für den Fall daß ich ihn etwa im Leben beleidigt — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt aussieht! Er scheint darüber zu

lächeln, daß ich seine gelehrte Arbeiten nicht besser gewürdigt habe. Daran mag ihm wenig gelegen sein, denn hier bin ich ja doch kein so competenter Richter wie etwa sein Freund S. Munk, der Orientalist, der mit einer umfassenden Biographie des Verstorbenen und mit der Herausgabe seiner hinterlassenen Werke beschäftigt sein soll.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Gesinnung und eines eben so guten Stiles beflissen, so genieße ich die Genugthuung, daß ich es wagen darf, unter dem anspruchvollen Namen „Denkworte" die vorstehenden Blätter hier mitzutheilen, obgleich sie anonym für das Tagesbedürfniß der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" bereits vor zehn Jahren geschrieben worden. Seit jener Zeit hat sich vieles in Deutschland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichstellung der Bekenner des mosaischen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern besprochen ward, hat seitdem sonderbare Schicksale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 schien sie auf immer erledigt, aber wie mit so vielen andern Errungenschaften aus jener Blüthezeit deutscher Hoffnung, mag es jetzt in unsrer Heimath auch mit besagter Frage sehr rückgängig aussehen, und an manchen Orten soll sie sich wieder, wie man mir sagt, im schmachvollsten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einsicht gelangen, daß sie erst dann wahrhaft emancipirt werden können, wenn auch die Emancipation der Christen vollständig erkämpft und sicher gestellt worden. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volks, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutschen längst gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daß sich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlassenen Schriften des seligen Marcus beschäftigen werde. Leider ist dieses jetzt unmöglich, da jener große Orientalist an einem Uebel leidet, das ihm nicht erlaubt, sich einer solchen Arbeit zu unterziehen; er ist nämlich seit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erst kürzlich dieses betrübsame Ereigniß, und erinnere mich jetzt, daß der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome sein leidendes Gesicht nie schonen wollte. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte ihn auf der königlichen Bibliothek zu sehen, saß er vergraben in einem Wust von arabischen Manuscripten, und es war schmerzlich anzusehen, wie er seine kranken blassen Augen mit der Entzifferung des phantastisch geschnörkelten Abracadabra anstrengte. Er war

Custos in besagter Bibliothek, und er ist jetzt nicht mehr im Stande, dieses kleine Amt zu verwalten. Hauptsächlich mit dem Ertrag seiner literarischen Arbeiten bestritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit ist wohl die härteste Heimsuchung, die einen deutschen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravste Seele, die gefunden werden mag; Munk ist uneigennützig bis zum Hochmuth, und bei all seinem reichen Wissen von einer rührenden Bescheidenheit. Er trägt gewiß sein Schicksal mit stoischer Fassung und religiöser Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muß der Gerechte so viel leiden auf Erden? Warum muß Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der schwadronirende Hanswurst, der gewiß seine Augen niemals durch arabische Manuscripte trüben mochte, sich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und fast stinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löst nicht diese böse Frage. Im Gegentheil, dieses Buch ist das Hohelied der Skepsis, und es zischen und pfeifen darin die entsetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, daß bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Commission, deren Präsident Esra war, jenes Buch in den Canon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft diese Frage gestellt. Nach meinem Vermuthen thaten solches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverstand, sondern weil sie in ihrer hohen Weisheit wohl wußten, daß der Zweifel in der menschlichen Natur tief begründet und berechtigt ist, und daß man ihn also nicht täppisch ganz unterdrücken, sondern nur heilen muß. Sie verfuhren bei dieser Cur ganz homöopathisch, durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend, aber sie gaben keine homöopathisch kleine Dosis, sie steigerten vielmehr dieselbe auf's ungeheuerste, und eine solche überstarke Dosis von Zweifel ist das Buch Hiob; dieses Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Haus-Apotheke der Menschheit. Ja, wie der Mensch, wenn er leidet, sich ausweinen muß, so muß er sich auch auszweifeln, wenn er sich grausam gekränkt fühlt in seinen Ansprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigste Weinen, so entsteht auch durch den höchsten Grad des Zweifels, den die Deutschen so richtig die Verzweiflung nennen, die Krisis der moralischen Heilung. — Aber wohl demjenigen, der gesund ist und keiner Medicin bedarf!

Die romantiſche Schule.

Vorrede.

Den beträchtlichſten Theil dieſer Blätter, die urſprünglich in franzöſiſcher Sprache abgefaßt und an Franzoſen gerichtet ſind, habe ich bereits vor einiger Zeit in deutſcher Verſion, unter dem Titel „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland," dem vaterländiſchen Publikum mitgetheilt. In der gegenwärtigen Ergänzung mag das Buch wohl den neuen Titel „Die romantiſche Schule" verdienen; denn ich glaube, daß es dem Leſer die Hauptmomente der literariſchen Bewegung, die jene Schule hervorgebracht, aufs getreuſamſte veranſchaulichen kann.

Es war meine Abſicht, auch die ſpätere Periode unſerer Literatur in ähnlicher Form zu beſprechen; aber dringendere Beſchäftigungen und äußere Verhältniſſe erlaubten mir nicht unmittelbar ans Werk zu gehen. Ueberhaupt iſt die Art der Behandlung und die Weiſe der Herausgabe bei meinen letzten Geiſteserzeugniſſen immer von zeitlichen Umſtänden bedingt geweſen. So habe ich meine Mittheilungen „Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland" als einen zweiten Theil des „Salon" publiziren müſſen; und doch ſollte dieſe Arbeit eigentlich die allgemeine Einleitung in die deutſche Literatur bilden. Ein beſonderes Mißgeſchick, das mich bei dieſem zweiten Theile des Salons betroffen, habe ich bereits, durch die Tagespreſſe, zur öffentlichen Kunde gebracht. Mein Herr Verleger, den ich anklagte mein Buch eigenmächtig verſtümmelt zu haben, hat dieſer Beſchuldigung, durch daſſelbe Organ, widerſprochen; er erklärte jene Verſtümmelung für das Werk einer Behörde, die über alle Rügen erhaben iſt. —

Geſchrieben zu Paris, im Herbſt 1835.

Heinrich Heine.



Erſtes Buch.

Frau von Staëls Werk de l'Allemagne iſt die einzige umfaſſende Kunde, welche die Franzoſen über das geiſtige Leben Deutſchlands erhalten haben. Und doch iſt, ſeitdem dieſes Buch erſchienen, ein großer Zeitraum verfloſſen und eine ganz neue Literatur hat ſich unterdeſſen in Deutſchland entfaltet. Iſt es nur eine Uebergangsliteratur? hat ſie ſchon ihre Blüthe erreicht? iſt ſie bereits abgewelkt? Hierüber ſind die Meinungen getheilt. Die meiſten glauben mit dem Tode Goethes beginne in Deutſchland eine neue literariſche Periode, mit ihm ſei auch das alte Deutſchland zu Grabe gegangen, die ariſtokratiſche Zeit der Literatur ſei zu Ende, die demokratiſche beginne, oder, wie ſich ein franzöſiſcher Journaliſt jüngſt ausdrückte: „der Geiſt der Einzelnen habe aufgehört, der Geiſt Aller habe angefangen."

Was mich betrifft, ſo vermag ich nicht in ſo beſtimmter Weiſe über die künftigen Evoluzionen des deutſchen Geiſtes abzuurtheilen. Die Endſchaft der „Goethe'ſchen Kunſtperiode," mit welchem Namen ich dieſe Periode zuerſt bezeichnete, habe ich jedoch ſchon ſeit vielen Jahren vorausgeſagt. Ich hatte gut prophezeien! Ich kannte ſehr gut die Mittel und Wege jener Unzufriedenen, die dem Goethe'ſchen Kunſtreich ein Ende machen wollten, und in den damaligen Emeuten gegen Goethe will man ſogar mich ſelbſt geſehen haben. Nun Goethe todt iſt, bemächtigt ſich meiner darob ein wunderbarer Schmerz.

Indem ich dieſe Blätter gleichſam als eine Fortſetzung des Frau v. Staëlſchen de l'Allemagne ankündige, muß ich, die Belehrung rühmend, die man aus dieſem Werke ſchöpfen kann, dennoch eine gewiſſe Vorſicht beim Gebrauche deſſelben anempfehlen und es durchaus als Koteriebuch bezeichnen. Frau von Staël, glorreichen Andenkens, hat hier, in der Form eines Buches, gleichſam einen Salon eröffnet, worin ſie deutſche Schriftſteller empfing, und ihnen Gelegenheit gab, ſich der franzöſiſchen civiliſirten Welt bekannt zu machen; aber in dem Getöſe der verſchiedenſten Stimmen, die aus dieſem Buche hervorſchreien, hört man doch immer am vernehmlichſten den feinen Diskant des Herrn A. W. Schlegel. Wo ſie ganz ſelbſt iſt, wo die großfühlende Frau ſich unmittelbar ausſpricht mit ihrem ganzen ſtrahlenden Herzen, mit dem

ganzen Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten: da ist das Buch gut und vortrefflich. Sobald sie aber fremden Einflüsterungen gehorcht, sobald sie einer Schule huldigt, deren Wesen ihr ganz fremd und unbegreifbar ist, sobald sie durch die Anpreisung dieser Schule gewisse ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer protestantischen Klarheit in direktem Widerspruche sind: da ist ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kommt noch, daß sie außer den unbewußten, auch noch bewußte Partheilichkeiten ausübt, daß sie, durch die Lobpreisung des geistigen Lebens, des Idealismus in Deutschland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzosen, die materielle Herrlichkeit der Kaiserperiode, frondiren will. Ihr Buch de l'Allemagne gleicht in dieser Hinsicht der Germania des Tazitus, der vielleicht ebenfalls, durch seine Apologie der Deutschen, eine indirekte Satyre gegen seine Landsleute schreiben wollte.

Wenn ich oben einer Schule erwähnte, welcher Frau von Staël huldigte und deren Tendenzen sie beförderte: so meinte ich die romantische Schule. Daß diese in Deutschland ganz etwas anderes war, als was man in Frankreich mit diesem Namen bezeichnet, daß ihre Tendenzen ganz verschieden waren von denen der französischen Romantiker, das wird in den folgenden Blättern klar werden.

Was war aber die romantische Schule in Deutschland?

Sie war nichts anders als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben, manifestirt hatte. Diese Poesie aber war aus dem Christenthume hervorgegangen, sie war eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen. Ich weiß nicht ob die melancholische Blume, die wir in Deutschland Passionsblume benamsen, auch in Frankreich diese Benennung führt, und ob ihr von der Volkssage ebenfalls jener mystische Ursprung zugeschrieben wird. Es ist jene sonderbar mißfarbige Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Christi gebraucht worden, nemlich Hammer, Zange, Nägel u. s. w. abkonterfeit sieht, eine Blume, die durchaus nicht häßlich, sondern nur gespenstisch ist, ja deren Anblick sogar ein grauenhaftes Vergnügen in unserer Seele erregt, gleich den krampfhaft süßen Empfindungen, die aus dem Schmerze selbst hervorgehen. In solcher Hinsicht wäre diese Blume das geeignetste Symbol für das Christenthum selbst, dessen schauerlichster Reiz eben in der Wollust des Schmerzes besteht.

Obgleich man in Frankreich unter dem Namen Christenthum nur den römischen Katholizismus versteht, so muß ich doch besonders bevorworten, daß ich nur von letzterem spreche. Ich spreche von jener Religion in deren ersten Dogmen eine Verdammniß alles Fleisches enthalten ist, und die dem Geiste nicht blos eine Obermacht über das Fleisch zugesteht, sondern auch dieses ab-

tödten will um den Geiſt zu verherrlichen; ich ſpreche von jener Religion durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokriſie in die Welt gekommen, indem eben, durch die Verdammniß des Fleiſches, die unſchuldigſten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit ganz Geiſt zu ſein die Hypokriſie ſich ausbilden mußte; ich ſpreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdiſchen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteſte Stütze des Despotismus geworden. Die Menſchen haben jetzt das Weſen dieſer Religion erkannt, ſie laſſen ſich nicht mehr mit Anweiſungen auf den Himmel abſpeiſen, ſie wiſſen daß auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels iſt, und ſie vindiziren jetzt die Genüſſe der Erde, dieſes ſchönen Gottesgartens, unſeres unveräußerlichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konſequenzen jenes abſoluten Spiritualismus jetzt ſo ganz begreifen, dürfen wir auch glauben, daß die chriſtkatholiſche Weltanſicht ihre Endſchaft erreicht. Denn jede Zeit iſt eine Sphynx, die ſich in den Abgrund ſtürzt, ſobald man ihr Räthſel gelöſt hat.

Keineswegs jedoch läugnen wir hier den Nutzen, den die chriſtkatholiſche Weltanſicht in Europa geſtiftet. Sie war nothwendig als eine heilſame Reaction gegen den grauenhaft koloſſalen Materialismus, der ſich im römiſchen Reiche entfaltet hatte und alle geiſtige Herrlichkeit des Menſchen zu vernichten drohte. Wie die ſchlüpfrigen Memoiren des vorigen Jahrhunderts gleichſam die pièces justificatives der franzöſiſchen Revoluzion bilden; wie uns der Terrorismus eines Comité du salut public als nothwendige Arznei erſcheint, wenn wir die Selbſtbekenntniſſe der franzöſiſchen vornehmen Welt ſeit der Regentſchaft leſen: ſo erkennt man auch die Heilſamkeit des asceti-ſchen Spiritualismus, wenn man etwa den Petron oder den Apulejus geleſen, Bücher, die man als pièces justificatives des Chriſtenthums betrachten kann. Das Fleiſch war ſo frech geworden in dieſer Römerwelt, daß es wohl der chriſtlichen Disciplin bedurfte um es zu züchtigen. Nach dem Gaſtmahl eines Trimalkion bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Chriſtenthum.

Oder etwa, wie greiſe Lüſtlinge durch Ruthenſtreiche das erſchlaffte Fleiſch zu neuer Genußfähigkeit aufreizen: wollte das alternde Rom ſich mönchiſch geißeln laſſen, um raffinirte Genüſſe in der Qual ſelbſt und die Wolluſt im Schmerze zu finden?

Schlimmer Ueberreiz! er raubte dem römiſchen Staatskörper die letzten Kräfte. Nicht durch die Trennung in zwei Reiche ging Rom zu Grunde; am Bosphoros wie an der Tiber ward Rom verzehrt von demſelben judäiſchen Spiritualismus, und hier wie dort ward die römiſche Geſchichte ein langſames Dahinſterben, eine Agonie die Jahrhunderte dauerte. Hat etwa das gemeuchelte Judäa, indem es den Römern ſeinen Spiritualismus beſcheerte,

ſich an dem ſiegenden Feinde rächen wollen, wie einſt der ſterbende Centaur, der dem Sohne Jupiters das verderbliche Gewand, das mit dem eignen Blute vergiftet war, ſo liſtig zu überliefern wußte? Wahrlich, Rom, der Herkules unter den Völkern, wurde durch das jüdäiſche Gift ſo wirkſam verzehrt, daß Helm und Harniſch ſeinen welkenden Gliedern entſanken, und ſeine imperatoriſche Schlachtſtimme herabſiechte zu betendem Pfaffengewimmer und Kaſtratengetriller.

Aber was den Greis entkräftet, das ſtärkt den Jüngling. Jener Spiritualismus wirkte heilſam auf die übergeſunden Völker des Nordens; die allzuvollblütigen barbariſchen Leiber wurden chriſtlich vergeiſtigt; es begann die europäiſche Civiliſazion. Das iſt eine preiswürdige, heilige Seite des Chriſtenthums. Die katholiſche Kirche erwarb ſich in dieſer Hinſicht die größten Anſprüche auf unſere Verehrung und Bewunderung. Sie hat, durch große geniale Inſtitutionen, die Beſtialität der nordiſchen Barbaren zu zähmen und die brutale Materie zu bewältigen gewußt.

Die Kunſtwerke des Mittelalters zeigen nun jene Bewältigung der Materie durch den Geiſt und das iſt oft ſogar ihre ganze Aufgabe. Die epiſchen Dichtungen jener Zeit könnte man leicht nach dem Grade dieſer Bewältigung klaſſifiziren.

Von lyriſchen und dramatiſchen Gedichten kann hier nicht die Rede ſein; denn letztere exiſtirten nicht, und erſtere ſind ſich ziemlich ähnlich in jedem Zeitalter, wie die Nachtigallenlieder in jedem Frühling.

Obgleich die epiſche Poeſie des Mittelalters in heilige und profane geſchieden war, ſo waren doch beide Gattungen ihrem Weſen nach ganz chriſtlich; denn, wenn die heilige Poeſie auch ausſchließlich das jüdiſche Volk, welches für das allein heilige galt, und deſſen Geſchichte, welche allein die heilige hieß, die Helden des alten und neuen Teſtaments, die Legende, kurz die Kirche beſang, ſo ſpiegelte ſich doch in der profanen Poeſie das ganze damalige Leben mit allen ſeinen chriſtlichen Anſchauungen und Beſtrebungen. Die Blüthe der heiligen Dichtkunſt im deutſchen Mittelalter iſt vielleicht „Barlaam und Joſaphat,“ ein Gedicht worin die Lehre von der Abnegazion, von der Enthaltſamkeit, von der Entſagung, von der Verſchmähung aller weltlichen Herrlichkeit am konſequenteſten ausgeſprochen worden. Hiernächſt möchte ich den „Lobgeſang auf den heiligen Anno“ für das Beſte der heiligen Gattung halten. Aber dieſes letztere Gedicht greift ſchon weit hinaus in's Weltliche. Es unterſcheidet ſich überhaupt von den erſteren wie etwa ein byzantiniſches Heiligenbild von einem altdeutſchen. Wie auf jenen byzantiniſchen Gemälden, ſehen wir ebenfalls in Barlaam und Joſaphat die höchſte Einfachheit, nirgends iſt perſpektiviſches Beiwerk, und die lang mageren, ſtatuenähnlichen Leiber und die idealiſch ernſthaften Geſichter treten ſtreng abgezeichnet hervor, wie aus

weichem Goldgrund; — im Lobgesang auf den heiligen Anno wird, wie auf altdeutschen Gemälden, das Beiwerk fast zur Hauptsache und trotz der grandiosen Anlage ist doch das Einzelne aufs Kleinlichste ausgeführt, und man weiß nicht, ob man dabei die Conzeption eines Riesen oder die Geduld eines Zwergs bewundern soll. Ottfried's Evangeliengedicht, das man als das Hauptwerk der heiligen Poesie zu rühmen pflegt, ist lange nicht so ausgezeichnet wie die erwähnten Dichtungen.

In der profanen Poesie finden wir, nach obiger Andeutung, zuerst den Sagenkreis der Nibelungen und des Heldenbuchs; da herrscht noch die ganze vorchristliche Denk- und Gefühlsweise, da ist die rohe Kraft noch nicht zum Ritterthum herabgemildert, da stehen noch, wie Steinbilder, die starren Kämpen des Nordens, und das sanfte Licht und der sittige Athem des Christenthums dringt noch nicht durch die eisernen Rüstungen. Aber es dämmert allmählich in den altgermanischen Wäldern, die alten Götzeneichen werden gefällt und es entsteht ein lichter Kampfplatz, wo der Christ mit dem Heiden kämpft: und dieses sehen wir im Sagenkreis Karls des Großen, worin sich eigentlich die Kreuzzüge mit ihren heiligen Tendenzen abspiegeln. Nun aber, aus der christlich spiritualisirten Kraft, entfaltet sich die eigenthümlichste Erscheinung des Mittelalters, das Ritterthum, das sich endlich noch sublimirt als ein geistliches Ritterthum. Jenes, das weltliche Ritterthum, sehen wir am anmuthigsten verherrlicht in dem Sagenkreis des König Arthus, worin die süßeste Galanterie, die ausgebildetste Courtoise und die abentheuerlichste Kampflust herrscht. Aus den süß närrischen Arabesken und phantastischen Blumengebilden dieser Gedichte grüßen uns der köstliche Iwain, der vortreffliche Lanzelot vom See, und der tapfere, galante, honette, aber etwas langweilige Wigalois. Neben diesem Sagenkreis sehen wir den damit verwandten und verwebten Sagenkreis vom „heiligen Gral" worin das geistliche Ritterthum verherrlicht wird, und da treten uns entgegen drei der grandiosesten Gedichte des Mittelalters, der Titurel, der Parcival und der Lohengrin; hier stehen wir der romantischen Poesie gleichsam persönlich gegenüber, wir schauen ihr tief hinein in die großen leidenden Augen, und sie umstrickt uns unversehens mit ihrem scholastischen Netzwerk und zieht uns hinab in die wahnwitzige Tiefe der mittelalterlichen Mystik. Endlich sehen wir aber auch Gedichte in jener Zeit, die dem christlichen Spiritualismus nicht unbedingt huldigen, ja worin dieser sogar frondirt wird, wo der Dichter sich den Ketten der abstrakten christlichen Tugenden entwindet und wohlgefällig sich hinabtaucht in die Genußwelt der verherrlichten Sinnlichkeit; und es ist eben nicht der schlechteste Dichter, der uns das Hauptwerk dieser Richtung, Tristan und Isolde, hinterlassen hat. Ja, ich muß gestehen, Gottfried von Straßburg, der Verfasser dieses schönsten Gedichts des Mittelalters, ist vielleicht auch dessen größter Dichter, und er überragt noch alle

Herrlichkeit des Wolfram von Eſchilbach, den wir im Parcival und in den Fragmenten des Titurel ſo ſehr bewundern. Es iſt vielleicht jetzt erlaubt, den Meiſter Gottfried unbedingt zu rühmen und zu preiſen. Zu ſeiner Zeit hat man ſein Buch gewiß für gottlos und ähnliche Dichtungen, wozu ſchon der Lancelot gehörte, für gefährlich gehalten. Und es ſind wirklich auch bedenkliche Dinge vorgefallen. Franceſca da Polenta und ihr ſchöner Freund mußten theuer dafür büßen, daß ſie eines Tages mit einander in einem ſolchen Buche laſen; — die größere Gefahr freilich beſtand darin, daß ſie plötzlich zu leſen aufhörten!

Die Poeſie in allen dieſen Gedichten des Mittelalters trägt einen beſtimmten Charakter, wodurch ſie ſich von der Poeſie der Griechen und Römer unterſcheidet. In Betreff dieſes Unterſchieds nennen wir erſtere die romantiſche und letztere die klaſſiſche Poeſie. Dieſe Benennungen aber ſind nur unſichere Rubriken und führten bisher zu den unerquicklichſten Verwirrniſſen, die noch geſteigert wurden, wenn man die antique Poeſie ſtatt klaſſiſch auch plaſtiſch nannte. Hier lag beſonders der Grund zu Mißverſtändniſſen. Nemlich die Künſtler ſollen ihren Stoff plaſtiſch bearbeiten, er mag chriſtlich oder heidniſch ſein, ſie ſollen ihn in klaren Umriſſen darſtellen, kurz: plaſtiſche Geſtaltung ſoll in der romantiſch modernen Kunſt, eben ſo wie in der antiquen Kunſt, die Hauptſache ſein. Und in der That, ſind nicht die Figuren in der göttlichen Comödie des Dante oder auf den Gemälden des Raphael eben ſo plaſtiſch wie die im Virgil oder auf den Wänden von Herkulanum? Der Unterſchied beſteht darin, daß die plaſtiſchen Geſtalten in der antiquen Kunſt ganz identiſch ſind mit dem Darzuſtellenden, mit der Idee, die der Künſtler darſtellen wollte, z. B. daß die Irrfahrten des Odyſſeus gar nichts anders bedeuten, als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeya war und Odyſſeus hieß; daß ferner der Bacchus, den wir im Louvre ſehen, nichts anders iſt als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wolluſt in den gewölbt weichen Lippen. Anders iſt es in der romantiſchen Kunſt; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine eſoteriſche Bedeutung, ſie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, iſt die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne ſo tröſtlich zuduftet, das iſt die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geiſt, die zugleich eins ausmachen, wie Nuß, Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind. Wenn Homer die Rüſtung eines Helden ſchildert, ſo iſt es eben nichts anders als eine gute Rüſtung, die ſo und ſo viel Ochſen werth iſt; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in ſeinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beſchreibt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß er ſich unter dieſen Röcken eben ſo viele verſchiedene Tugenden denkt, daß ein beſonderer Sinn verborgen iſt unter dieſen hei-

ligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauſchaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern iſt, ganz vernünftigerweiſe als Mandelblüthe beſungen wird. Das iſt nun der Charakter der mittelalterlichen Poeſie, die wir die romantiſche nennen.

Die klaſſiſche Kunſt hatte nur das Endliche darzuſtellen, und ihre Geſtalten konnten identiſch ſein mit der Idee des Künſtlers. Die romantiſche Kunſt hatte das Unendliche und lauter ſpiritualiſtiſche Beziehungen darzuſtellen oder vielmehr anzudeuten, und ſie nahm ihre Zuflucht zu einem Syſtem tradizioneller Symbole, oder vielmehr zum Paraboliſchen, wie ſchon Chriſtus ſelbſt ſeine ſpiritualiſtiſchen Ideen durch allerlei ſchöne Parabeln deutlich zu machen ſuchte. Daher das Myſtiſche, Räthſelhafte, Wunderbare und Ueberſchwengliche in den Kunſtwerken des Mittelalters; die Phantaſie macht ihre entſetzlichſten Anſtrengungen das Reingeiſtige durch ſinnliche Bilder darzuſtellen, und ſie erfindet die koloſſalſten Tollheiten, ſie ſtülpt den Pelion auf den Oſſa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen.

Bei den Völkern, wo die Poeſie ebenfalls das Unendliche darſtellen wollte, und ungeheure Ausgeburten der Phantaſie zum Vorſchein kamen, z. B. bei den Skandinaviern und Indiern, finden wir Gedichte, die wir ebenfalls für romantiſch halten und auch romantiſch zu nennen pflegen.

Von der Muſik des Mittelalters können wir nicht viel ſagen. Es fehlen uns die Urkunden. Erſt ſpät, im ſechzehnten Jahrhundert, entſtanden die Meiſterwerke der katholiſchen Kirchenmuſik, die man in ihrer Art nicht genug ſchätzen kann, da ſie den chriſtlichen Spiritualismus am reinſten ausſprechen. Die rezitirenden Künſte, ſpiritualiſtiſch ihrer Natur nach, konnten im Chriſtenthum ein ziemliches Gedeihen finden. Minder vortheilhaft war dieſe Religion für die bildenden Künſte. Denn da auch dieſe den Sieg des Geiſtes über die Materie darſtellen ſollten, und dennoch eben dieſe Materie als Mittel ihrer Darſtellung gebrauchen mußten: ſo hatten ſie gleichſam eine unnatürliche Aufgabe zu löſen. Daher in Skulptur und Malerei jene abſcheulichen Themate: Martyrbilder, Kreuzigungen, ſterbende Heiligen, Zerſtörung des Fleiſches. Die Aufgaben ſelbſt waren ein Martyrthum der Skulptur, und wenn ich jene verzerrten Bildwerke ſehe, wo durch ſchief-fromme Köpfe, lange dünne Arme, magere Beine und ängſtlich unbeholfene Gewänder die chriſtliche Abſtinenz und Entſinnlichung dargeſtellt werden ſoll, ſo erfaßt mich unſägliches Mitleid mit den Künſtlern jener Zeit. Die Maler waren wohl etwas begünſtigter, da das Material ihrer Darſtellung, die Farbe, in ſeiner Unerfaßbarkeit, in ſeiner bunten Schattenhaftigkeit, dem Spiritualismus nicht ſo derb widerſtrebte wie das Material der Skulptoren; dennoch mußten auch ſie, die Maler, mit den widerwärtigſten Leidensgeſtalten die ſeufzende Leinwand belaſten. Wahrlich, wenn man manche Gemäldeſammlung betrachtet und nichts als Blutſcenen,

Stäupen und Hinrichtung dargeſtellt ſieht, ſo ſollte man glauben, die alten Meiſter hätten dieſe Bilder für die Gallerie eines Scharfrichters gemalt.

Aber der menſchliche Genius weiß ſogar die Unnatur zu verklären, vielen Malern gelang es die unnatürliche Aufgabe ſchön und erhebend zu löſen, und namentlich die Italiener wußten der Schönheit etwas auf Koſten des Spiritualismus zu huldigen, und ſich zu jener Idealität emporzuſchwingen, die in ſo vielen Darſtellungen der Madonna ihre Blüthe erreicht hat. Die katholiſche Kleriſei hat überhaupt, wenn es die Madonna galt, dem Senſualismus immer einige Zugeſtändniſſe gemacht. Dieſes Bild einer unbefleckten Schönheit, die noch dabei von Mutterliebe und Schmerz verklärt iſt, hatte das Vorrecht, durch Dichter und Maler gefeiert und mit allen ſinnlichen Reizen geſchmückt zu werden. Denn dieſes Bild war ein Magnet, welcher die große Menge in den Schooß des Chriſtenthums ziehen konnte. Madonna Maria war gleichſam die ſchöne Dame du Comptoir der katholiſchen Kirche, die deren Kunden, beſonders die Barbaren des Nordens, mit ihrem himmliſchen Lächeln anzog und feſthielt.

Die Baukunſt trug im Mittelalter denſelben Charakter wie die anderen Künſte; wie denn überhaupt damals alle Manifeſtazionen des Lebens aufs wunderbarſte mit einander harmonirten. Hier, in der Architektur, zeigt ſich dieſelbe paraboliſche Tendenz wie in der Dichtkunſt. Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den eſoteriſchen Sinn ſeiner ſteinernen Symbolik. Nur der Geſammteindruck bringt uns unmittelbar in's Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geiſtes und die Zertretung des Fleiſches. Das Innere des Doms ſelbſt iſt ein hohles Kreuz und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums ſelbſt; die bunten Fenſter werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unſeren Füßen Leichenſteine und Verweſung; und mit den koloſſalen Pfeilern ſtrebt der Geiſt in die Höhe, ſich ſchmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden ſinkt. Wenn man ſie von außen erblickt dieſe gothiſchen Dome, dieſe ungeheuren Bauwerke, die ſo luftig, ſo fein, ſo zierlich, ſo durchſichtig gearbeitet ſind, daß man ſie für ausgeſchnitzelt, daß man ſie für brabanter Spitzen von Marmor halten ſollte: dann fühlt man erſt recht die Gewalt jener Zeit, die ſelbſt den Stein ſo zu bewältigen wußte, daß er faſt geſpenſtiſch durchgeiſtet erſcheint, daß ſogar dieſe härteſte Materie den chriſtlichen Spiritualismus ausſpricht.

Aber die Künſte ſind nur der Spiegel des Lebens, und wie im Leben der Katholizismus erloſch, ſo verhallte und erblich er auch in der Kunſt. Zur Zeit der Reformazion ſchwand allmählich die katholiſche Poeſie in Europa, und an ihrer Stelle ſehen wir die längſt abgeſtorbene griechiſche Poeſie wieder aufleben. Es war freilich nur ein künſtlicher Frühling, ein Werk des Gärtners

und nicht der Sonne, und die Bäume und Blumen ſteckten in engen Töpfen, und ein Glashimmel ſchützte ſie vor Kälte und Nordwind.

In der Weltgeſchichte iſt nicht jedes Ereigniß die unmittelbare Folge eines anderen, alle Ereigniſſe bedingen ſich vielmehr wechſelſeitig. Keineswegs bloß durch die griechiſchen Gelehrten, die nach der Eroberung von Byzanz zu uns herüber emigrirt, iſt die Liebe für das Griechenthum und die Sucht es nachzuahmen bei uns allgemein geworden: ſondern auch in der Kunſt wie im Leben regte ſich ein gleichzeitiger Proteſtantismus; Leo X., der prächtige Mediziäer, war ein eben ſo eifriger Proteſtant wie Luther; und wie man zu Wittenberg in lateiniſcher Proſa proteſtirte, ſo proteſtirte man zu Rom in Stein, Farbe und Ottaverime. Oder bilden die marmornen Kraftgeſtalten des Michel Angelo, die lachenden Nymphengeſichter des Giulio Romano, und die lebenstrunkene Heiterkeit in den Verſen des Meiſters Ludovico nicht einen proteſtirenden Gegenſatz zu dem altdüſtern, abgehärmten Katholizismus? Die Maler Italiens polemiſirten gegen das Pfaffenthum vielleicht weit wirkſamer als die ſächſiſchen Theologen. Das blühende Fleiſch auf den Gemälden des Tizian, das iſt alles Proteſtantismus. Die Lenden ſeiner Venus ſind viel gründlichere Theſen, als die welche der deutſche Mönch an die Kirchenthüre von Wittenberg angeklebt. — Es war damals als hätten die Menſchen ſich plötzlich erlöſt gefühlt von tauſendjährigem Zwang; beſonders die Künſtler athmeten wieder frei, als ihnen der Alp des Chriſtenthums von der Bruſt gewälzt ſchien; enthuſiaſtiſch ſtürzten ſie ſich in das Meer griechiſcher Heiterkeit, aus deſſen Schaum ihnen wieder die Schönheitsgöttinnen entgegentauchten; die Maler malten wieder die ambroſiſche Freude des Olymps; die Bildhauer meißelten wieder mit alter Luſt die alten Heroen aus dem Marmorblock hervor; die Poeten beſangen wieder das Haus des Atreus und des Lajos; es entſtand die Periode der neuklaſſiſchen Poeſie.

Wie ſich in Frankreich unter Ludwig XIV. das moderne Leben am vollendetſten ausgebildet; ſo gewann hier jene neu-klaſſiſche Poeſie ebenfalls eine ausgebildete Vollendung, ja gewiſſermaßen eine ſelbſtſtändige Originalität. Durch den politiſchen Einfluß des großen Königs verbreitete ſich dieſe neuklaſſiſche Poeſie im übrigen Europa; in Italien, wo ſie ſchon einheimiſch geworden war, erhielt ſie ein franzöſiſches Colorit; mit den Anjous kamen auch die Helden der franzöſiſchen Tragödie nach Spanien; ſie gingen nach England mit Madame Henriette; und wir Deutſchen, wie ſich von ſelbſt verſteht, wir bauen dem gepuderten Olymp von Verſaille unſere tölpiſchen Tempel. Der berühmteſte Oberprieſter derſelben war Godſched, jene große Alongeperücke, die unſer theurer Goethe in ſeinen Memoiren ſo trefflich beſchrieben hat.

Leſſing war der literariſche Arminius der unſer Theater von jener Fremdherrſchaft befreite. Er zeigte uns die Nichtigkeit, die Lächerlichkeit, die Abge-

schmacktheit jener Nachahmungen des französischen Theaters, das selbst wieder dem griechischen nachgeahmt schien. Aber nicht bloß durch seine Kritik, sondern auch durch seine eignen Kunstwerke, ward er der Stifter der neuern deutschen Originalliteratur. Alle Richtungen des Geistes, alle Seiten des Lebens, verfolgte dieser Mann mit Enthusiasmus und Uneigennützigkeit. Kunst, Theologie, Alterthumswissenschaft, Dichtkunst, Theaterkritik, Geschichte, alles trieb er mit demselben Eifer und zu demselben Zwecke. In allen seinen Werken lebt dieselbe große sociale Idee, dieselbe fortschreitende Humanität, dieselbe Vernunftreligion, deren Johannes er war, und deren Messias wir noch erwarten. Diese Religion predigte er immer, aber leider oft ganz allein und in der Wüste. Und dann fehlte ihm auch die Kunst, den Stein in Brod zu verwandeln; er verbrachte den größten Theil seines Lebens in Armuth und Drangsal; das ist ein Fluch, der fast auf allen großen Geistern der Deutschen lastet. — Mehr als man ahnte war Lessing auch politisch bewegt, eine Eigenschaft die wir bei seinen Zeitgenossen gar nicht finden; wir merken jetzt erst, was er mit der Schilderung des Duodezdespotismus in Emilia Galotti gemeint hat. Man hielt ihn damals nur für einen Champion der Geistesfreiheit und Bekämpfer der klerikalen Intoleranz; denn seine theologischen Schriften verstand man schon besser. Die Fragmente „über Erziehung des Menschengeschlechts" welche Eugène Rodrigue ins Französische übersetzt hat, können vielleicht den Franzosen von der umfassenden Weite des Lessingschen Geistes einen Begriff geben. Die beiden kritischen Schriften welche den meisten Einfluß auf die Kunst ausgeübt, sind seine „hamburgische Dramaturgie" und sein „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie." Seine ausgezeichneten Theaterstücke sind: Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und Nathan der Weise.

Gotthold Ephraim Lessing ward geboren zu Camenz in der Lausitz den 22sten Januar 1729, und starb zu Braunschweig den 15ten Febr. 1781. Er war ein ganzer Mann, der, wenn er mit seiner Polemik das Alte zerstörend bekämpfte, auch zu gleicher Zeit selber etwas Neues und Besseres schuf; er glich, sagt ein deutscher Autor, jenen frommen Juden, die beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft gestört wurden, und dann mit der einen Hand gegen diese kämpften, und mit der anderen Hand am Gotteshause weiter bauten. Es ist hier nicht die Stelle, wo ich mehr von Lessing sagen dürfte; aber ich kann nicht umhin zu bemerken, daß er in der ganzen Literaturgeschichte derjenige Schriftsteller ist, den ich am meisten liebe. Noch eines anderen Schriftstellers, der in demselben Geiste und zu demselben Zwecke wirkte und Lessings nächster Nachfolger genannt werden kann, will ich hier erwähnen; seine Würdigung gehört freilich ebenfalls nicht hieher; wie er denn überhaupt in der Literaturgeschichte einen ganz einsamen Platz einnimmt und sein

Verhältniß zu Zeit und Zeitgenoſſen noch immer nicht beſtimmt ausgeſprochen werden kann. Es iſt Johann Gottfried Herder, geboren 1744 zu Morungen in Oſtpreußen und geſtorben zu Weimar in Sachſen im Jahr 1803.

Die Literaturgeſchichte iſt die große Morgue wo jeder ſeine Todten aufſucht, die er liebt oder womit er verwandt iſt. Wenn ich da unter ſo vielen unbedeutenden Leichen den Leſſing oder den Herder ſehe mit ihren erhabenen Menſchengeſichtern, dann pocht mir das Herz. Wie dürfte ich vorübergehen, ohne Euch flüchtig die blaſſen Lippen zu küſſen!

Wenn aber Leſſing die Nachahmerei des franzöſiſchen Aftergriechenthums gar mächtig zerſtörte, ſo hat er doch ſelbſt, eben durch ſeine Hinweiſung auf die wirklichen Kunſtwerke des griechiſchen Alterthums gewiſſermaßen einer neuen Art thörichter Nachahmungen Vorſchub geleiſtet. Durch ſeine Bekämpfung des religiöſen Aberglaubens beförderte er ſogar die nüchterne Aufklärungsſucht, die ſich zu Berlin breit machte, und im ſeligen Nikolai ihr Hauptorgan, und in der allgemeinen deutſchen Bibliothek ihr Arſenal beſaß. Die kläglichſte Mittelmäßigkeit begann damals, widerwärtiger als je, ihr Weſen zu treiben, und das Läppiſche und Leere bließ ſich auf, wie der Froſch in der Fabel.

Man irrt ſehr wenn man etwa glaubt, daß Goethe, der damals ſchon aufgetaucht, bereits allgemein anerkannt geweſen ſei. Sein Götz von Berlichingen und ſein Werther waren mit Begeiſterung aufgenommen worden, aber die Werke der gewöhnlichſten Stümper waren es nicht minder, und man gab Goethen nur eine kleine Niſche in dem Tempel der Literatur. Nur den Götz und den Werther hatte das Publikum, wie geſagt, mit Begeiſterung aufgenommen, aber mehr wegen des Stoffes als wegen ihrer artiſtiſchen Vorzüge, die faſt niemand in dieſen Meiſterwerken zu ſchätzen verſtand. Der Götz war ein dramatiſirter Ritterroman und dieſe Gattung liebte man damals. In dem Werther ſah man nur die Bearbeitung einer wahren Geſchichte, die des jungen Jeruſalem, eines Jünglings, der ſich aus Liebe todtgeſchoſſen, und dadurch in jener windſtillen Zeit einen ſehr ſtarken Lärm gemacht; man las mit Thränen ſeine rührende Briefe; man bemerkte ſcharfſinnig, daß die Art, wie Werther aus einer adeligen Geſellſchaft entfernt geworden, ſeinen Lebensüberdruß geſteigert habe; die Frage über den Selbſtmord gab dem Buche noch mehr Beſprechung; einige Narren verfielen auf die Idee ſich bei dieſer Gelegenheit ebenfalls todt zu ſchießen; das Buch machte, durch ſeinen Stoff, einen bedeutenden Knalleffekt. Die Romane von Auguſt Lafontaine wurden jedoch eben ſo gern geleſen, und da dieſer unaufhörlich ſchrieb, ſo war er berühmter als Wolfgang Goethe. Wieland war der damalige große Dichter mit dem es etwa nur der Herr Odendichter Rammler zu Berlin in der Poeſie aufnehmen konnte. Abgöttiſch wurde Wieland verehrt, mehr als jemals Goethe.

Das Theater beherrſchte Iffland mit ſeinen bürgerlich larmoyanten Dramen und Kotzebue mit ſeinen banal witzigen Poſſen.

Dieſe Literatur war es wogegen ſich, während den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, eine Schule in Deutſchland erhob, die wir die romantiſche genannt, und als deren Gerants ſich uns die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel präſentirt haben. Jena, wo ſich dieſe beiden Brüder nebſt vielen gleichgeſtimmten Geiſtern auf und zu befanden, war der Mittelpunkt, von wo aus die neue äſthetiſche Doktrin ſich verbreitete. Ich ſage Doktrin, denn dieſe Schule begann mit Beurtheilung der Kunſtwerke der Vergangenheit und mit dem Recept zu den Kunſtwerken der Zukunft. In dieſen beiden Richtungen hat die ſchlegelſche Schule große Verdienſte um die äſthetiſche Kritik. Bei der Beurtheilung der ſchon vorhandenen Kunſtwerke wurden entweder ihre Mängel und Gebrechen nachgewieſen, oder ihre Vorzüge und Schönheiten beleuchtet. In der Polemik, in jenem Aufdecken der artiſtiſchen Mängel und Gebrechen, waren die Herren Schlegel durchaus die Nachahmer des alten Leſſings, ſie bemächtigten ſich ſeines großen Schlachtſchwerts; nur war der Arm des Herren Auguſt Wilhelm Schlegel viel zu zart ſchwächlich und das Auge ſeines Bruders Friedrich viel zu myſtiſch umwölkt, als daß jener ſo ſtark und dieſer ſo ſcharftreffend zuſchlagen konnte wie Leſſing. In der reproduzirenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines Kunſtwerks veranſchaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfühlen der Eigenthümlichkeiten ankam, wo dieſe zum Verſtändniß gebracht werden mußten, da ſind die Herren Schlegel dem alten Leſſing ganz überlegen. Was ſoll ich aber von ihren Recepten für anzufertigende Meiſterwerke ſagen! Da offenbarte ſich bei den Herren Schlegel eine Ohnmacht, die wir ebenfalls bei Leſſing zu finden glauben. Auch dieſer, ſo ſtark er im Verneinen iſt, ſo ſchwach iſt er im Bejahen, ſelten kann er ein Grundprincip aufſtellen, noch ſeltener ein richtiges. Es fehlt ihm der feſte Boden einer Philoſophie, eines philoſophiſchen Syſtems. Dieſes iſt nun bei den Herren Schlegel in noch viel troſtloſerem Grade der Fall. Man fabelt mancherlei von dem Einfluß des Fichteſchen Idealismus und der Schellingſchen Naturphiloſophie auf die romantiſche Schule, die man ſogar ganz daraus hervorgehen läßt. Aber ich ſehe hier höchſtens nur den Einfluß einiger Fichteſchen und Schellingſchen Gedankenfragmente, keineswegs den Einfluß einer Philoſophie. Herr Schelling, der damals in Jena docirte, hat aber jedenfalls perſönlich großen Einfluß auf die romantiſche Schule ausgeübt; er iſt, was man in Frankreich nicht weiß, auch ein Stück Poet, und es heißt, er ſei noch zweifelhaft, ob er nicht ſeine ſämmtlichen philoſophiſchen Lehren in einem poetiſchen, ja metriſchen Gewande herausgeben ſolle. Dieſer Zweifel charakteriſirt den Mann.

Wenn aber die Herren Schlegel für die Meiſterwerke, die ſie ſich bei den

Poeten ihrer Schule bestellten, keine feste Theorie angeben konnten, so ersetzten sie diesen Mangel dadurch, daß sie die besten Kunstwerke der Vergangenheit als Muster anpriesen und ihren Schülern zugänglich machten. Dieses waren nun hauptsächlich die Werke der christlich-katholischen Kunst des Mittelalters. Die Uebersetzung des Shakespears, der an der Grenze dieser Kunst steht und schon protestantisch klar in unsere moderne Zeit hereinlächelt, war nur zu polemischen Zwecken bestimmt, deren Besprechung hier zu weitläufig wäre. Auch wurde diese Uebersetzung von Herrn A. W. Schlegel unternommen zu einer Zeit als man sich noch nicht ganz ins Mittelalter zurück enthusiasmirt hatte. Später, als dieses geschah, ward der Calderon übersetzt und weit über den Shakespear angepriesen; denn bei jenem fand man die Poesie des Mittelalters am reinsten ausgeprägt, und zwar in ihren beiden Hauptmomenten, Ritterthum und Mönchsthum. Die frommen Comödien des kastilianischen Priesterdichters, dessen poetische Blumen mit Weihwasser besprengt und kirchlich geräuchert sind, wurden jetzt nachgebildet, mit all ihrer heiligen Grandezza, mit all ihrem sacerdotalen Luxus, mit all ihrer gebenedeiten Tollheit; und in Deutschland erblühten nun jene buntgläubigen, närrisch tiefsinnigen Dichtungen, in welchen man sich mystisch verliebte, wie in der Andacht zum Kreuz, oder zur Ehre der Mutter-Gottes schlug, wie im standhaften Prinzen; und Zacharias Werner trieb das Ding so weit wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen in ein Narrenhaus eingesperrt zu werden.

Unsere Poesie, sagten die Herren Schlegel, ist alt, unsere Muse ist ein altes Weib mit einem Spinnrocken, unser Amor ist kein blonder Knabe, sondern ein verschrumpfter Zwerg mit grauen Haaren, unsere Gefühle sind abgewelkt, unsere Phantasie ist verdorrt: wir müssen uns erfrischen, wir müssen die verschütteten Quellen der naiven, einfältigen Poesie des Mittelalters wieder aufsuchen, da sprudelt uns entgegen der Trank der Verjüngung. Das ließ sich das trockne dürre Volk nicht zweimal sagen; besonders die armen Dursthälse, die im märkschen Sande saßen, wollten wieder blühend und jugendlich werden, und sie stürzten nach jenen Wunderquellen, und das soff und schlürfte und schlückerte mit übermäßiger Gier. Aber es erging ihnen wie der alten Kammerjungfer, von welcher man folgendes erzählt: sie hatte bemerkt, daß ihre Dame ein Wunderelixir besaß, das die Jugend wieder herstellt; in Abwesenheit der Dame nahm sie nun aus deren Toilette das Fläschchen, welches jenes Elixir enthielt, statt aber nur einige Tropfen zu trinken, that sie einen so großen, langen Schluck, daß sie durch die höchstgesteigerte Wunderkraft des verjüngenden Tranks, nicht blos wieder jung, sondern gar zu einem ganz kleinen Kinde wurde. Wahrlich, so ging es namentlich unserem vortrefflichen Herrn Tieck, einem der besten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters so viel eingeschluckt, daß er fast wieder

ein Kind wurde, und zu jener lallenden Einfalt herabblühte, die Frau v. Staël so sehr viel Mühe hatte zu bewundern. Sie gesteht selber, daß es ihr kurios vorkomme, wenn eine Person in einem Drama mit einem Monolog debütirt, der mit den Worten anfängt: Ich bin der wackere Bonifazius, und ich komme Euch zu sagen u. s. w.

Herr Ludwig Tieck hat durch seinen Roman „Sternbalds Wanderungen" und durch die von ihm herausgegebenen und von einem gewissen Wackenroder geschriebenen, „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" auch den bildenden Künstlern die naiven, rohen Anfänge der Kunst als Muster dargestellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieser Werke, die sich eben in ihrer technischen Unbeholfenheit kund giebt, wurde zur Nachahmung empfohlen. Von Raphael wollte man nichts mehr wissen, kaum einmal von seinem Lehrer Perugino, den man freilich schon höher schätzte, und in welchem man noch Reste jener Vortrefflichkeiten entdeckte, deren ganze Fülle man in den unsterblichen Meisterwerken des Fra Giovanno Angelico da Fiësole so andachtsvoll bewunderte. Will man sich hier einen Begriff von dem Geschmacke der damaligen Kunstenthusiasten machen, so muß man nach dem Louvre gehen, wo noch die besten Gemälde jener Meister hängen, die man damals unbedingt verehrte; und will man sich einen Begriff von dem großen Haufen der Poeten machen, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, so muß man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehn.

Aber ich glaube jene Bilder im ersten Saale des Louvre sind noch immer viel zu graziöse, als daß man sich dadurch einen Begriff von dem damaligen Kunstgeschmack machen könnte. Man muß sich diese altitalienischen Bilder noch obendrein ins Altdeutsche übersetzt denken. Denn man erachtete die Werke der altdeutschen Maler für noch weit einfältiglicher und kindlicher und also nachahmungswürdiger als die altitalienischen. Denn die Deutschen vermögen ja, hieß es, mit ihrem Gemüth (ein Wort wofür die französische Sprache keinen Ausdruck hat) das Christenthum tiefer aufzufassen als andere Nationen, und Friedrich Schlegel und sein Freund Herr Joseph Görres, wühlten in den alten Städten am Rhein nach den Resten altdeutscher Gemälde und Bildwerke, die man, gleich heiligen Reliquien, blindgläubig verehrte.

Ich habe eben den deutschen Parnaß jener Zeit mit Charenton verglichen. Ich glaube aber auch hier habe ich viel zu wenig gesagt. Ein französischer Wahnsinn ist noch lange nicht so wahnsinnig wie ein deutscher; denn in diesem, wie Polonius sagen würde, ist Methode. Mit einer Pedanterie ohne Gleichen, mit einer entsetzlichen Gewissenhaftigkeit, mit einer Gründlichkeit wovon sich ein oberflächlicher französischer Narr nicht einmal einen Begriff machen kann, trieb man jene deutsche Tollheit.

Der politiſche Zuſtand Deutſchlands war der chriſtlich altdeutſchen Richtung noch beſonders günſtig. Noth lehrt beten, ſagt das Sprüchwort, und wahrlich nie war die Noth in Deutſchland größer, und daher das Volk dem Beten, der Religion, dem Chriſtenthum, zugänglicher als damals. Kein Volk hegt mehr Anhänglichkeit für ſeine Fürſten wie das Deutſche, und mehr noch als der traurige Zuſtand worin das Land durch den Krieg und die Fremdherrſchaft gerathen, war es der jammervolle Anblick ihrer beſiegten Fürſten, die ſie zu den Füßen Napoleons kriechen ſahen, was die Deutſchen aufs unleidlichſte betrübte; das ganze Volk glich jenen treuherzigen alten Dienern in großen Häuſern, die alle Demüthigungen, welche ihre gnädige Herrſchaft erdulden muß, noch tiefer empfinden als dieſe ſelbſt, und die im Verborgenen ihre kummervollſten Thränen weinen wenn etwa das herrſchaftliche Silberzeug verkauft werden ſoll, und die ſogar ihre ärmlichen Erſparniſſe heimlich dazu verwenden, daß nicht bürgerliche Talglichter ſtatt adlicher Wachskerzen auf die herrſchaftliche Tafel geſetzt werden; wie wir ſolches, mit hinlänglicher Rührung, in den alten Schauſpielen ſehen. Die allgemeine Betrübniß fand Troſt in der Religion, und es entſtand ein pietiſtiſches Hingeben in den Willen Gottes, von welchem allein die Hülfe erwartet wurde. Und in der That, gegen den Napoleon konnte auch gar kein anderer helfen als der liebe Gott ſelbſt. Auf die weltlichen Heerſchaaren war nicht mehr zu rechnen, und man mußte vertrauungsvoll den Blick nach dem Himmel wenden. —

In der Periode, wo dieſer Kampf vorbereitet wurde, mußte eine Schule, die dem franzöſiſchen Weſen feindlich geſinnt war, und alles deutſch Volksthümliche in Kunſt und Leben hervorrühmte, ihr trefflichſtes Gedeihen finden. Die romantiſche Schule ging damals Hand in Hand mit dem Streben der Regierungen und der geheimen Geſellſchaften, und Herr A. W. Schlegel konſpirirte gegen Racine zu demſelben Ziel, wie der Miniſter Stein gegen Napoleon konſpirirte. Die Schule ſchwamm mit dem Strom der Zeit, nemlich mit dem Strom, der nach ſeiner Quelle zurückſtrömte. Als endlich der deutſche Patriotismus und die deutſche Nationalität vollſtändig ſiegte, triumphirte auch definitiv die volksthümlich germaniſch chriſtlich romantiſche Schule, die „neudeutſch-religiös-patriotiſche Kunſt.“ Napoleon, der große Klaſſiker, der ſo klaſſiſch wie Alexander und Cäſar, ſtürzte zu Boden, und die Herren Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die eben ſo romantiſch wie das Däumchen und der geſtiefelte Kater, erhoben ſich als Sieger.

Aber auch hier blieb jene Reaction nicht aus, welche jeder Uebertreibung auf dem Fuße folgt. Wie das ſpiritualiſtiſche Chriſtenthum eine Reaction gegen die brutale Herrſchaft des imperial römiſchen Materialismus war; wie die erneuerte Liebe zur heiter griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft als eine Reaction

gegen den bis zur blödsinnigsten Abtödtung ausgearteten christlichen Spiritualismus zu betrachten ist; wie die Wiedererweckung der mittelalterlichen Romantik ebenfalls für eine Reaction gegen die nüchterne Nachahmerei der antiken, klassischen Kunst gelten kann: so sehen wir jetzt auch eine Reaction gegen die Wiedereinführung jener katholisch feudalistischen Denkweise, jenes Ritterthums und Pfaffenthums, das in Bild und Wort geprebigt worden und unter höchst befremdlichen Umständen. Als nemlich die alten Künstler des Mittelalters, die empfohlenen Muster, so hoch gepriesen und bewundert standen, hatte man ihre Vortrefflichkeit nur dadurch zu erklären gewußt, daß diese Männer an das Thema glaubten, welches sie darstellten, daß sie in ihrer kunstlosen Einfalt mehr leisten konnten als die späteren glaubenlosen Meister, die es im Technischen viel weiter gebracht, daß der Glaube in ihnen Wunder gethan; — und in der That, wie konnte man die Herrlichkeiten eines Fra Angelico da Fiesole oder das Gedicht des Bruder Ottfried anders erklären! Die Künstler allein, die es mit der Kunst ernsthaft meinten, und die gottvolle Schiefheit jener Wundergemälde und die heilige Unbeholfenheit jener Wundergedichte, kurz das unerklärbar Mystische der alten Werke nachahmen wollten: diese entschlossen sich zu derselben Hypokrene zu wandern, wo auch die alten Meister ihre mirakulöse Begeisterung geschöpft; sie pilgerten nach Rom, wo der Statthalter Christi, mit der Milch seiner Eselin, die schwindsüchtige deutsche Kunst wieder stärken sollte; mit einem Worte, sie begaben sich in den Schooß der alleinseligmachenden römisch katholisch apostolischen Kirche. Bei mehreren Anhängern der romantischen Schule bedurfte es keines formellen Uebergangs, sie waren Katholiken von Geburt, z. B. Herr Görres und Herr Klemens Brentano, und sie entsagten nur ihren bisherigen freigeistigen Ansichten. Andere aber waren im Schooße der protestantischen Kirche geboren und erzogen, z. B. Friedrich Schlegel, Herr Ludwig Tieck, Novalis, Werner, Schütz, Carové, Adam Müller u. s. w., und ihr Uebertritt zum Katholizismus bedurfte eines öffentlichen Akts. Ich habe hier nur Schriftsteller erwähnt; die Zahl der Maler, die schaarenweis das evangelische Glaubensbekenntniß und die Vernunft abschworen, war weit größer.

Wenn man nun sah, wie diese jungen Leute vor der römisch katholischen Kirche gleichsam Queue machten, und sich in den alten Geisteskerker wieder hineindrängten, aus welchem ihre Väter sich mit so vieler Kraft befreit hatten: da schüttelte man in Deutschland sehr bedenklich den Kopf. Als man aber entdeckte, daß eine Propaganda von Pfaffen und Junkern, die sich gegen die religiöse und politische Freiheit Europas verschworen, die Hand im Spiele hatte, daß es eigentlich der Jesuitismus war, welcher, mit den süßen Tönen der Romantik, die deutsche Jugend so verderblich zu verlocken wußte, wie einst der fabelhafte Rattenfänger die Kinder von Hameln: da entstand

großer Unmuth und aufloderndr Zorn unter den Freunden der Geistesfreiheit und des Protestantismus in Deutschland.

Ich habe Geistesfreiheit und Protestantismus zusammen genannt; ich hoffe aber, daß man mich, obgleich ich mich in Deutschland zur protestantischen Kirche bekenne, keiner Partheilichkeit für letztere beschuldigen wird. Wahrlich, ohne alle Partheilichkeit habe ich Geistesfreiheit und Protestantismus zusammen genannt; und in der That, es besteht in Deutschland ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden. Auf jeden Fall sind sie beide verwandt und zwar wie Mutter und Tochter. Wenn man auch der protestantischen Kirche manche fatale Engsinnigkeit vorwirft, so muß man doch zu ihrem unsterblichen Ruhme bekennen: indem durch sie die freie Forschung in der christlichen Religion erlaubt und die Geister vom Joche der Autorität befreit wurden, hat die freie Forschung überhaupt in Deutschland Wurzel schlagen und die Wissenschaft sich selbstständig entwickeln können. Die deutsche Philosophie, obgleich sie sich jetzt neben die protestantische Kirche stellt, ja sich über sie heben will, ist doch immer nur ihre Tochter; als solche ist sie immer in Betreff der Mutter zu einer schonenden Pietät verpflichtet; und die Verwandtschaftsinteressen verlangten es, daß sie sich verbündeten, als sie beide von der gemeinschaftlichen Feindin, von dem Jesuitismus, bedroht waren. Alle Freunde der Gedankenfreiheit und der protestantischen Kirche, Skeptiker wie Orthodoxe, erhoben sich zu gleicher Zeit gegen die Restauratoren des Katholizismus; und wie sich von selbst versteht, die Liberalen, welche nicht eigentlich für die Interessen der Philosophie oder der protestantischen Kirche, sondern für die Interessen der bürgerlichen Freiheit besorgt waren, traten ebenfalls zu dieser Opposition. Aber in Deutschland waren die Liberalen bis jetzt auch immer zugleich Schulphilosophen und Theologen, und es ist immer dieselbe Idee der Freiheit, wofür sie kämpfen, sie mögen nun ein rein politisches, oder ein philosophisches oder ein theologisches Thema behandeln. Dieses zeigt sich am offenbarsten in dem Leben des Mannes, der die romantische Schule in Deutschland schon bei ihrer Entstehung untergraben und jetzt am meisten dazu beigetragen hat, sie zu stürzen. Es ist Johann Heinrich Voß.

Dieser Mann ist in Frankreich gar nicht bekannt, und doch giebt es wenige, denen das deutsche Volk, in Hinsicht seiner geistigen Ausbildung, mehr verdankt als eben ihm. Er ist vielleicht, nach Lessing, der größte Bürger in der deutschen Literatur. Jedenfalls war er ein großer Mann und er verdient, daß ich nicht allzukärglichen Wortes ihn bespreche.

Die Biographie des Mannes ist fast die aller deutschen Schriftsteller der alten Schule. Er wurde geboren im Jahr 1751, im Mecklenburgischen, von armen Eltern, studirte Theologie, vernachlässigte sie als er die Poesie und die Griechen kennen lernte, beschäftigte sich ernsthaft mit diesen beiden, gab Unter-

richt um nicht zu verhungern, wurde Schulmeiſter zu Otterndorf im Lande Hadeln, überſetzte die Alten, und lebte arm, frugal und arbeitſam bis in ſein fünf und ſiebenzigſtes Jahr. Er hatte einen ausgezeichneten Namen unter den Dichtern der alten Schule; aber die neuen romantiſchen Poeten zupften beſtändig an ſeinem Lorbeer, und ſpöttelten viel über den altmodiſchen ehrlichen Voß, der in treuherziger, manchmal ſogar plattdeutſcher Sprache das kleinbürgerliche Leben an der Niederelbe beſungen, der keine mittelalterlichen Ritter und Madonnen, ſondern einen ſchlichten proteſtantiſchen Pfarrer und ſeine tugendhafte Familie zu Helden ſeiner Dichtungen wählte, und der ſo kerngeſund und bürgerlich und natürlich war, während ſie, die neuen Troubadouren, ſo ſomnambüliſch kränklich, ſo ritterlich vornehm und ſo genial unnatürlich waren. Dem Friedrich Schlegel, dem berauſchten Sänger der liederlich romantiſchen Luzinde, wie fatal mußte er ihm ſein, dieſer nüchterne Voß mit ſeiner keuſchen Louiſe und ſeinem alten ehrwürdigen Pfarrer von Grünau! Herr Auguſt Wilhelm Schlegel, der es mit der Liederlichkeit und dem Katholizismus nie ſo ehrlich gemeint hat wie ſein Bruder, der konnte ſchon mit dem alten Voß viel beſſer harmoniren, und es beſtand zwiſchen beiden eigentlich nur eine Ueberſetzer-Rivalität, die übrigens für die deutſche Sprache von großem Nutzen war. Voß hatte ſchon vor Entſtehung der neuen Schule den Homer überſetzt, jetzt überſetzte er, mit unerhörtem Fleiß, auch die übrigen heidniſchen Dichter des Alterthums; während Herr A. W. Schlegel die chriſtlichen Dichter der romantiſch katholiſchen Zeit überſetzte. Beider Arbeiten wurden beſtimmt durch die verſteckt polemiſche Abſicht: Voß wollte die klaſſiſche Poeſie und Denkweiſe durch ſeine Ueberſetzungen befördern; während Herr A. W. Schlegel die chriſtlich-romantiſchen Dichter in guten Ueberſetzungen dem Publikum, zur Nachahmung und Bildung, zugänglich machen wollte. Ja, der Antagonismus zeigte ſich ſogar in den Sprachformen beider Ueberſetzer. Während Herr Schlegel immer ſüßlicher und zimperlicher ſeine Worte glättete, wurde Voß in ſeinen Ueberſetzungen immer herber und derber, die ſpäteren ſind durch die hineingefeilten Rauhheiten faſt unausſprechbar: ſo daß, wenn man auf dem blank polirten, ſchlüpfrigen Mahagoni-Parquet der Schlegelſchen Verſe leicht ausglitſchte, ſo ſtolperte man eben ſo leicht über die verſifizirten Marmorblöcke des alten Voß. Endlich, aus Rivalität, wollte letzterer auch den Shakeſpeare überſetzen, welchen Herr Schlegel in ſeiner erſten Periode ſo vortrefflich ins Deutſche übertragen; aber das bekam dem alten Voß ſehr ſchlecht und ſeinem Verleger noch ſchlimmer; die Ueberſetzung mißlang ganz und gar. Wo Herr Schlegel vielleicht zu weich überſetzt, wo ſeine Verſe manchmal wie geſchlagene Sahne ſind, wobei man nicht weiß, wenn man ſie zu Munde führt, ob man ſie eſſen oder trinken ſoll: da iſt Voß hart wie Stein, und man muß fürchten, ſich die Kinnlade zu zerbrechen, wenn man

seine Verse ausspricht. Aber was eben den Voß so gewaltig auszeichnete, daß ist die Kraft womit er gegen alle Schwierigkeiten kämpfte; und er kämpfte nicht bloß mit der deutschen Sprache, sondern auch mit jenem jesuitisch aristokratischen Ungethüm, das damals aus dem Walddunkel der deutschen Literatur sein mißgestaltetes Haupt hervorreckte; und Voß schlug ihm eine tüchtige Wunde.

Herr Wolfgang Menzel, ein deutscher Schriftsteller welcher als einer der bittersten Gegner von Voß bekannt ist, nennt ihn einen niedersächsischen Bauern. Trotz der schmähenden Absicht ist doch diese Benennung sehr treffend. In der That, Voß ist ein niedersächsischer Bauer, so wie Luther es war; es fehlte ihm alles Chevallereske, alle Courtoisie, alle Graziösität; er gehörte ganz zu jenem derbkräftigen, starkmännlichen Volksstamme, dem das Christenthum mit Feuer und Schwert gepredigt werden mußte, der sich erst nach drei verlorenen Schlachten dieser Religion unterwarf, der aber immer noch, in seinen Sitten und Weisen, viel nordisch heidnische Starrheit behalten, und in seinen materiellen und geistigen Kämpfen so tapfer und hartnäckig sich zeigt wie seine alten Götter. Ja, wenn ich mir den Johann Heinrich Voß in seiner Polemik und in seinem ganzen Wesen betrachte, so ist mir als sähe ich den alten einäugigen Odin selbst, der seine Aasenburg verlassen, um Schulmeister zu werden zu Otterndorf im Lande Hadeln, und der da den blonden Holsteinern die lateinischen Deklinationen und den christlichen Catechismus einstudirt, und der in seinen Nebenstunden die griechischen Dichter in's Deutsche übersetzt und von Thor den Hammer borgt, um die Verse damit zurecht zuklopfen, und der endlich, des mühsamen Geschäftes überdrüssig, den armen Fritz Stollberg mit dem Hammer auf den Kopf schlägt.

Das war eine famose Geschichte. Friedrich, Graf von Stollberg, war ein Dichter der alten Schule und außerordentlich berühmt in Deutschland, vielleicht minder durch seine poetischen Talente als durch den Grafentitel, der damals in der deutschen Literatur viel mehr galt als jetzt. Aber Fritz Stollberg war ein liberaler Mann, von edlem Herzen, und er war ein Freund jener bürgerlichen Jünglinge, die in Göttingen eine poetische Schule stifteten. Ich empfehle den französischen Literaten, die Vorrede zu den Gedichten von Hölty zu lesen, worin Johann Heinrich Voß das idyllische Zusammenleben des Dichterbundes geschildert, wozu er und Fritz Stollberg gehörten. Diese beidrn waren endlich allein übrig geblieben von jener jugendlichen Dichterschaar. Als nun Fritz Stollberg mit Eclat zur katholischen Kirche überging und Vernunft und Freiheitsliebe abschwor, und ein Beförderer des Obscurantismus wurde, und durch sein vornehmes Beispiel gar viele Schwächlinge nachlockte: da trat Johann Heinrich Voß, der alte siebzigjährige Mann, dem eben so alten Jugendfreunde öffentlich entgegen und schrieb das Büchlein: „Wie ward Fritz

Stollberg ein Unfreier?“ Er analyſirte darin deſſen ganzes Leben, und zeigte: wie die ariſtokratiſche Natur in dem verbrüderten Grafen immer lauernd verborgen lag; wie ſie nach den Ereigniſſen der franzöſiſchen Revolution immer ſichtbarer hervortrat; wie Stollberg ſich der ſogenannten Adelskette, die den franzöſiſchen Freiheitsprinzipien entgegenwirken wollte, heimlich anſchloß; wie dieſe Adligen ſich mit den Jeſuiten verbanden; wie man durch die Wiederherſtellung des Katholizismus auch die Adelsintereſſen zu fördern glaubte; wie überhaupt die Reſtauration des chriſtkatholiſchen feudaliſtiſchen Mittelalters und der Untergang der proteſtantiſchen Denkfreiheit und des politiſchen Bürgerthums betrieben wurden. Die deutſche Demokratie und die deutſche Ariſtokratie, die ſich vor den Revolutionszeiten, als jene noch nichts hoffte und dieſe noch nichts befürchtete, ſo unbefangen jugendlich verbrüdert hatten, dieſe ſtanden ſich jetzt als Greiſe gegenüber und kämpften den Todeskampf.

Der Theil des deutſchen Publikums, der die Bedeutung und die entſetzliche Nothwendigkeit dieſes Kampfes nicht begriffen, tadelte den armen Voß über die unbarmherzige Enthüllung von häuslichen Verhältniſſen, von kleinen Lebensereigniſſen, die aber in ihrer Zuſammenſtellung ein beweiſendes Ganze bildeten. Da gab es nun auch ſogenannte vornehme Seelen, die, mit aller Erhabenheit, über engherzige Kleinigkeitskrämerei ſchrieen und den armen Voß der Klatſchſucht bezüchtigten. Andere, Spießbürger, die beſorgt waren man möchte von ihrer eignen Miſere auch einmal die Gardine fortziehen, dieſe eiferten über die Verletzung des literariſchen Herkommens, wonach alle Perſönlichkeiten, alle Enthüllungen des Privatlebens, ſtreng verboten ſeien. Als nun Fritz Stollberg in derſelben Zeit ſtarb, und man dieſen Sterbefall dem Kummer zuſchrieb, und gar nach ſeinem Tode das „Liebesbüchlein“ herauskam, worin er, mit frömmelnd chriſtlichem, verzeihendem, ächt jeſuitiſchem Tone, über den armen, verblendeten Freund ſich ausſprach: da floſſen die Thränen des deutſchen Mitleids, da weinte der deutſche Michel ſeine dickſten Tropfen, und es ſammelte ſich viel weichherzige Wuth gegen den armen Voß, und die meiſten Scheltworte erhielt er von eben denſelben Menſchen, für deren geiſtiges und weltliches Heil er geſtritten.

Ueberhaupt kann man in Deutſchland auf das Mitleid und die Thränendrüſen der großen Menge rechnen, wenn man in einer Polemik tüchtig mißhandelt wird. Die Deutſchen gleichen dann jenen alten Weibern, die nie verſäumen einer Execution zuzuſehen, die ſich da als die neugierigſten Zuſchauer vordrängen, beim Anblick des armen Sünders und ſeiner Leiden aufs bitterſte jammern und ihn ſogar vertheidigen. Dieſe Klageweiber, die bei literariſchen Executionen ſo jammervoll ſich gebehrden, würden aber ſehr verdrießlich ſein, wenn der arme Sünder, deſſen Auspeitſchung ſie eben erwarteten, plötzlich be-

gnadigt würde und ſie ſich, ohne etwas geſehen zu haben, wieder nach Hauſe trollen müßten. Ihr vergrößerter Zorn trifft dann denjenigen, der ſie in ihren Erwartungen getäuſcht hat.

Indeſſen, die voſſiſche Polemik wirkte mächtig auf das Publikum, und ſie zerſtörte in der öffentlichen Meinung die graſſirende Vorliebe für das Mittelalter. Jene Polemik hatte Deutſchland aufgeregt, ein großer Theil des Publikums erklärte ſich unbedingt für Voß, ein größerer Theil erklärte ſich nur für deſſen Sache. Es erfolgten Schriften und Gegenſchriften, und die letzten Lebenstage des alten Mannes wurden durch dieſe Händel nicht wenig verbittert. Er hatte es mit den ſchlimmſten Gegnern zu thun, mit den Pfaffen, die ihn unter allen Vermummungen angriffen. Nicht bloß die Kryptokatholiken, ſondern auch die Pietiſten, die Quietiſten, die lutheriſchen Myſtiker, kurz alle jene ſupernaturaliſtiſchen Sekten der proteſtantiſchen Kirche, die untereinander ſo ſehr verſchiedene Meinungen hegen, vereinigten ſich doch mit gleich großem Haß gegen Johann Heinrich Voß, den Rationaliſten. Mit dieſem Namen bezeichnet man in Deutſchland diejenigen Leute, die der Vernunft auch in der Religion ihrer Rechte einräumen, im Gegenſatz zu den Supernaturaliſten, welche ſich da, mehr oder minder, jeder Vernunfterkenntniß entäußert haben. Letztere, in ihrem Haſſe gegen die armen Rationaliſten, ſind wie die Narren eines Narrenhauſes, die, wenn ſie auch von den entgegengeſetzteſten Narrheiten befangen ſind, dennoch ſich einigermaßen leidlich unter einander vertragen, aber mit der grimmigſten Erbitterung gegen denjenigen Mann erfüllt ſind, den ſie als ihren gemeinſchaftlichen Feind betrachten, und der eben kein anderer iſt als der Irrenarzt, der ihnen die Vernunft wiedergeben will.

Wurde nun die romantiſche Schule, durch die Enthüllung der katholiſchen Umtriebe in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet, ſo erlitt ſie gleichzeitig in ihrem eigenen Tempel einen vernichtenden Einſpruch, und zwar aus dem Munde eines jener Götter, die ſie ſelbſt dort aufgeſtellt. Nemlich Wolfgang Goethe trat von ſeinem Poſtamente herab und ſprach das Verdammnißurtheil über die Herren Schlegel, über dieſelben Oberprieſter, die ihn mit ſo viel Weihrauch umduftet. Dieſe Stimme vernichtete den ganzen Spuk; die Geſpenſter des Mittelalters entflohen; die Eulen verkrochen ſich wieder in die obſcuren Burgtrümmer; die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchthürmen; Friedrich Schlegel gieng nach Wien wo er täglich Meſſe hörte und gebratene Hähndel aß; Herr Auguſt Wilhelm Schlegel zog ſich zurück in die Pagode des Bramah.

Offen geſtanden, Goethe hat damals eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt, und man kann ihn nicht unbedingt loben. Es iſt wahr, die Herren Schlegel haben es nie ehrlich mit ihm gemeint; vielleicht nur weil ſie in ihrer Polemik gegen die alte Schule auch einen lebenden Dichter als Vorbild aufſtellen muß-

ten, und keinen geeigneteren fanden als Goethe, und auch von dieſem einigen literariſchen Vorſchub erwarteten, bauten ſie ihm einen Altar und räucherten ihm und ließen das Volk vor ihm knien. Sie hatten ihn auch ſo ganz in der Nähe. Von Jena nach Weimar führt eine Allee hübſcher Bäume, worauf Pflaumen wachſen, die ſehr gut ſchmecken, wenn man durſtig iſt von der Sommerhitze; und dieſen Weg wanderten die Schlegel ſehr oft, und in Weimar hatten ſie manche Unterredung mit dem Herren Geheimerath von Goethe, der immer ein ſehr großer Diplomat war, und die Schlegel ruhig anhörte, beifällig lächelte, ihnen manchmal zu eſſen gab, auch ſonſt einen Gefallen that u. ſ. w. Sie hatten ſich auch an Schiller gemacht; aber dieſer war ein ehrlicher Mann und wollte nichts von ihnen wiſſen. Der Briefwechſel zwiſchen ihm und Goethe, der vor drei Jahren gedruckt worden, wirft manches Licht auf das Verhältniß dieſer beiden Dichter zu den Schlegeln. Goethe lächelt vornehm über ſie hinweg; Schiller iſt ärgerlich über ihre impertinente Scandalſucht, über ihre Manier durch Scandal Aufſehen zu machen, und er nennt ſie „Laffen.“

Mochte jedoch Goethe immerhin vornehm thun, ſo hatte er nichts deſtoweniger den größten Theil ſeiner Renommee den Schlegeln zu verdanken. Dieſe haben das Studium ſeiner Werke eingeleitet und befördert. Die ſchnöde beleidigende Art, womit er dieſe beiden Männer am Ende ablehnte, riecht ſehr nach Undank. Vielleicht verdroß es aber den tiefſchauenden Goethe, daß die Schlegel ihn nur als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollten; vielleicht haben ihn, den Miniſter eines proteſtantiſchen Staates, dieſe Zwecke zu kompromittiren gedroht; vielleicht war es gar der altheidniſche Götterzorn, der in ihm erwachte, als er das dumpfig katholiſche Treiben ſah: — denn wie Voß dem ſtarren einäugigen Odin glich, ſo glich Goethe dem großen Jupiter in Denkweiſe und Geſtalt. Jener, freilich, mußte mit Thors Hammer tüchtig zuſchlagen; dieſer brauchte nur das Haupt mit den ambroſiſchen Locken unwillig zu ſchütteln, und die Schlegel zitterten, und krochen davon. Ein öffentliches Dokument jenes Einſpruchs von Seiten Goethes erſchien im zweiten Hefte der Goetheſchen Zeitſchrift „Kunſt und Alterthum“ und es führt den Titel: „Ueber die chriſtlich patriotiſch neu-deutſche Kunſt.“ Mit dieſem Artikel machte Goethe gleichſam ſeinen 18ten Brümaire in der deutſchen Literatur; denn indem er ſo barſch die Schlegel aus dem Tempel jagte und viele ihrer eifrigſten Jünger an ſeine eigne Perſon heranzog, und von dem Publikum, dem das Schlegelſche Direktorium ſchon lange ein Gräuel war, akklamirt wurde, begründete er ſeine Alleinherrſchaft in der deutſchen Literatur. Von jener Stunde an war von den Herren Schlegel nicht mehr die Rede; nur dann und wann ſprach man noch von ihnen, wie man jetzt noch manchmal von Barras oder Gohier ſpricht; man ſprach nicht mehr von Romantik und

klaſſiſcher Poeſie, ſondern von Goethe und wieder von Goethe. Freilich es traten unterdeſſen einige Dichter auf den Schauplatz, die an Kraft und Phantaſie dieſem nicht viel nachgaben; aber ſie erkannten ihn aus Courtoiſie als ihr Oberhaupt, ſie umgaben ihn huldigend, ſie küßten ihm die Hand, ſie knieten vor ihm; dieſe Granden des Parnaſſus unterſchieden ſich jedoch von der großen Menge dadurch, daß ſie auch in Goethes Gegenwart ihren Lorbeerkranz auf dem Haupte behalten durften. Manchmal auch frondirten ſie ihn; ſie ärgerten ſich aber dann wenn irgend ein Geringerer ſich ebenfalls berechtigt hielt Goethen zu ſchelten. Die Ariſtokraten, wenn ſie auch noch ſo böſe gegen ihren Souverain geſtimmt ſind, werden doch verdrießlich, wenn ſich auch der Plebs gegen dieſen erhebt. Und die geiſtigen Ariſtokraten in Deutſchland hatten, während der beiden letzten Decennien, ſehr gerechte Gründe auf Goethe ungehalten zu ſein. Wie ich ſelber es damals, mit hinlänglicher Bitterkeit, offen geſagt habe: Goethe glich jenem Ludwig XI., der den hohen Adel unterdrückte und den tiers état empor hob.

Das war widerwärtig, Goethe hatte Angſt vor jedem ſelbſtſtändigen Originalſchriftſteller und lob und pries alle unbedeutende Kleingeiſter; ja er trieb dieſes ſo weit, daß es endlich für ein Brevêt der Mittelmäßigkeit galt, von Goethe gelobt worden zu ſein.

Späterhin ſpreche ich von den neuen Dichtern, die während der Goetheſchen Kaiſerzeit hervortraten. Das iſt ein junger Wald, deſſen Stämme erſt jetzt ihre Größe zeigen, ſeitdem die hundertjährige Eiche gefallen iſt, von deren Zweigen ſie ſo weit überragt und überſchattet wurden.

Es fehlte, wie ſchon geſagt, nicht an einer Oppoſition, die gegen Goethe, dieſen großen Baum, mit Erbitterung eiferte. Menſchen von den entgegengeſetzteſten Meinungen vereinigten ſich zu ſolcher Oppoſition. Die Altgläubigen, die Orthodoxen, ärgerten ſich, daß in dem Stamme des großen Baumes keine Niſche mit einem Heiligenbildchen befindlich war, ja, daß ſogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Hexenweſen trieben, und ſie hätten gern, mit geweihter Axt, gleich dem heiligen Bonifacius, dieſe alte Zaubereiche niedergefällt; die Neugläubigen, die Bekenner des Liberalismus, ärgerten ſich im Gegentheil, daß man dieſen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigſten zu einer Barrikade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf ſeinen Wipfel eine rothe Mütze ſtecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publikum aber verehrte dieſen Baum eben weil er ſo ſelbſtſtändig herrlich war, weil er ſo lieblich die ganze Welt mit ſeinem Wohlduft erfüllte, weil ſeine Zweige ſo prachtvoll bis in den Himmel ragten, ſo daß es ausſah, als ſeien die Sterne nur die goldnen Früchte des großen Wunderbaums.

Die Oppoſition gegen Goethe beginnt eigentlich mit dem Erſcheinen der

ſogenannten falſchen Wanderjahre, welche unter dem Titel „Wilhelm Meiſters Wanderjahre“ im Jahre 1821, alſo bald nach dem Untergang der Schlegel, bei Gottfried Baſſe in Quedlinburg herauskamen. Goethe hatte nemlich unter eben dieſem Titel eine Fortſetzung von Wilhelm Meiſters Lehrjahren angekündigt, und ſonderbarerweiſe erſchien dieſe Fortſetzung gleichzeitig mit jenem literariſchen Doppelgänger, worin nicht blos die goetheſche Schreibart nachgeahmt war, ſondern auch der Held des goetheſchen Originalromans ſich als handelnde Perſon darſtellte. Dieſe Nachäffung zeugt nicht ſowohl von vielem Geiſte, als vielmehr von großem Takte, und da der Verfaſſer einige Zeit ſeine Anonymität zu bewahren wußte und man ihn vergebens zu errathen ſuchte, ſo ward das Intereſſe des Publikums noch künſtlich geſteigert. Es ergab ſich jedoch am Ende, daß der Verfaſſer ein bisher unbekannter Landprediger war, Namens „Puſtkuchen,“ was auf franzöſiſch ommelette soufflée heißt, ein Name, welcher auch ſein ganzes Weſen bezeichnete. Es war nichts anders als der alte pietiſtiſche Sauerteig, der ſich äſthetiſch aufgeblaſen hatte. Es ward dem Goethe in jenem Buche vorgeworfen: daß ſeine Dichtungen keinen moraliſchen Zweck hätten; daß er keine edlen Geſtalten, ſondern nur vulgaire Figuren ſchaffen könne; daß hingegen Schiller die idealiſch edelſten Charaktere aufgeſtellt und daher ein größerer Dichter ſei.

Letzteres, daß nemlich Schiller größer ſei als Goethe, war der beſondere Streitpunkt, den jenes Buch hervorgerufen. Man verfiel in die Manie, die Produkte beider Dichter zu vergleichen und die Meinungen theilten ſich. Die Schillerianer pochten auf die ſittliche Herrlichkeit eines Max Pikolomini, einer Thekla, eines Marquis Poſa, und ſonſtiger ſchillerſchen Theaterhelden, wogegen ſie die goetheſchen Perſonen, eine Philine, ein Käthchen, ein Klärchen und dergleichen hübſche Kreaturen für unmoraliſche Weibsbilder erklärten. Die Goetheaner bemerkten lächelnd, daß letztere und auch die goetheſchen Helden ſchwerlich als moraliſch zu vertreten wären, daß aber die Beförderung der Moral, die man von Goethes Dichtungen verlange, keineswegs der Zweck der Kunſt ſei: denn in der Kunſt gäbe es keine Zwecke, wie in dem Weltbau ſelbſt, wo nur der Menſch die Begriffe „Zweck und Mittel“ hineingegrübelt; die Kunſt, wie die Welt, ſei ihrer ſelbſt willen da, und wie die Welt ewig dieſelbe bleibt, wenn auch in ihrer Beurtheilung die Anſichten der Menſchheit unaufhörlich wechſeln, ſo müſſe auch die Kunſt von den zeitlichen Anſichten der Menſchen unabhängig bleiben; die Kunſt müſſe daher beſonders unabhängig bleiben von der Moral, welche auf der Erde immer wechſelt, ſo oft eine neue Religion emporſteigt und die alte Religion verdrängt. In der That, da jedesmal nach Abfluß einer Reihe Jahrhunderte immer eine neue Religion in der Welt aufkommt, und indem ſie in die Sitten übergeht, ſich auch als eine neue Moral geltend macht: ſo würde jede Zeit die Kunſtwerke

der Vergangenheit als unmoraliſch verketzern, wenn ſolche nach dem Maßſtabe der zeitigen Moral beurtheilt werden ſollen. Wie wir es auch wirklich erlebt, haben gute Chriſten, welche das Fleiſch als teufliſch verdammen, immer ein Aergerniß empfunden beim Anblick der griechiſchen Götterbilder; keuſche Mönche haben der antiquen Venus eine Schürze vorgebunden; ſogar bis in die neueſten Zeiten hat man den nackten Statuen ein lächerliches Feigenblatt angeklebt; ein frommer Quäker hat ſein ganzes Vermögen aufgeopfert, um die ſchönſten mythologiſchen Gemälde des Giulio Romano anzukaufen und zu verbrennen — wahrlich, er verdiente dafür in den Himmel zu kommen und dort täglich mit Ruthen gepeitſcht zu werden! Eine Religion, welche etwa Gott nur in die Materie ſetzte, und daher nur das Fleiſch für göttlich hielte, müßte, wenn ſie in die Sitten überginge, eine Moral hervorbringen, wonach nur diejenigen Kunſtwerke preiſenswerth, die das Fleiſch verherrlichen, und wonach im Gegentheil die chriſtlichen Kunſtwerke, die nur die Richtigkeit des Fleiſches darſtellen, als unmoraliſch zu verwerfen wären. Ja, die Kunſtwerke, die in dem einen Lande moraliſch, werden in einem anderen Lande, wo eine andere Religion in die Sitten übergegangen, als unmoraliſch betrachtet werden können, z. B. unſere bildenden Künſte erregen den Abſcheu eines ſtrenggläubigen Moslem, und dagegen manche Künſte, die in den Haremen des Morgenlands für höchſt unſchuldig gelten, ſind dem Chriſten ein Greuel. Da in Indien der Stand einer Bajadere durchaus nicht durch die Sitte fletrirt iſt, ſo gilt dort das Drama „Baſantaſena," deſſen Heldin ein feiles Freudenmädchen, durchaus nicht für unmoraliſch; wagte man es aber einmal dieſes Stück im Theater Français aufzuführen, ſo würde das ganze Parterre über Immoralität ſchreien, daſſelbe Parterre, welches täglich mit Vergnügen die Intriguenſtücke betrachtet, deren Heldinnen junge Wittwen ſind, die am Ende luſtig heurathen, ſtatt ſich, wie die indiſche Moral es verlangt, mit ihren verſtorbenen Gatten zu verbrennen.

Indem die Goetheaner von ſolcher Anſicht ausgehen, betrachten ſie die Kunſt als eine unabhängige zweite Welt, die ſie ſo hoch ſtellen, daß alles Treiben der Menſchen, ihre Religion und ihre Moral, wechſelnd und wandelbar, unter ihr hin ſich bewegt. Ich kann aber dieſer Anſicht nicht unbedingt huldigen; die Goetheaner ließen ſich dadurch verleiten, die Kunſt ſelbſt als das Höchſte zu proklamiren, und von den Anſprüchen jener erſten wirklichen Welt, welcher doch der Vorrang gebührt, ſich abzuwenden.

Schiller hat ſich jener erſten Welt viel beſtimmter angeſchloſſen als Goethe, und wir müſſen ihn in dieſer Hinſicht loben. Ihn, den Friedrich Schiller, erfaßte lebendig der Geiſt ſeiner Zeit, er rang mit ihm, er ward von ihm bezwungen, er folgte ihm zum Kampfe, er trug ſein Banner, und es war daſſelbe Banner, worunter man auch jenſeits des Rheines ſo enthuſiaſtiſch ſtritt, und wofür wir noch immer bereit ſind, unſer beſtes Blut zu vergießen. Schil-

ler ſchrieb für die großen Ideen der Revolution, er zerſtörte die geiſtigen Baſtillen, er baute an dem Tempel der Freiheit, und zwar an jenem ganz großen Tempel, der alle Nationen, gleich einer einzigen Brüdergemeinde, umſchließen ſoll; er war Cosmopolit. Er begann mit jenem Haß gegen die Vergangenheit, welchen wir in den „Räubern" ſehen, wo er einem kleinen Titanen gleicht, der aus der Schule gelaufen iſt und Schnaps getrunken hat und dem Jupiter die Fenſter einwirft; er endigte mit jener Liebe für die Zukunft, die ſchon im Don Carlos wie ein Blumenwald hervorblüht, und er ſelber iſt jener Marquis Poſa, der zugleich Prophet und Soldat iſt, der auch für das kämpft, was er prophezeit, und unter dem ſpaniſchen Mantel das ſchönſte Herz trägt, das jemals in Deutſchland geliebt und gelitten hat.

Der Poet, der kleine Nachſchöpfer, gleicht dem lieben Gott auch darin, daß er ſeine Menſchen nach dem eigenen Bilde erſchafft. Wenn daher Carl Moor und der Marquis Poſa ganz Schiller ſelbſt ſind, ſo gleicht Goethe ſeinem Werther, ſeinem Wilhelm Meiſter und ſeinem Fauſt, worin man die Phaſen ſeines Geiſtes ſtudiren kann. Wenn Schiller ſich ganz in die Geſchichte ſtürzt, ſich für die geſellſchaftlichen Fortſchritte der Menſchheit enthuſiasmirt und die Weltgeſchichte beſingt: ſo verſenkt ſich Goethe mehr in die individuellen Gefühle, oder in die Kunſt, oder in die Natur. Goethe, den Pantheiſten, mußte die Naturgeſchichte endlich als ein Hauptſtudium beſchäftigen, und nicht blos in Dichtungen, ſondern auch in wiſſenſchaftlichen Werken gab er uns die Reſultate ſeiner Forſchungen. Sein Indifferentismus war ebenfalls ein Reſultat ſeiner pantheiſtiſchen Weltanſicht.

Es iſt leider wahr, wir müſſen es eingeſtehn, nicht ſelten hat der Pantheismus die Menſchen zu Indifferentiſten gemacht. Sie dachten: wenn Alles Gott iſt, ſo mag es gleichgültig ſein, womit man ſich beſchäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menſchen oder mit Comödianten. Aber da iſt eben der Irrthum: Alles iſt nicht Gott, ſondern Gott iſt Alles; Gott manifeſtirt ſich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifeſtirt ſich vielmehr nach verſchiedenen Graden in den verſchiedenen Dingen, und jedes trägt in ſich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und das iſt das große Geſetz des Fortſchrittes in der Natur. Die Erkenntniß dieſes Geſetzes, das am tiefſinnigſten von den Saint-Simoniſten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungsſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott manifeſtirt ſich nicht gleichmäßig in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentiſt wurde, und ſtatt mit den höchſten Menſchheitsintereſſen ſich nur mit Kunſtſpielſachen, Anatomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beſchäftigte: Gott manifeſtirt ſich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieſer beſtän-

digen Manifeſtazion, Gott iſt in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, letztere iſt das eigentliche Buch Gottes; und das fühlte und ahnte Friedrich Schiller und er ward „ein rückwärtsgekehrter Prophet" und er ſchrieb den Abfall der Niederlande, den dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell.

Freilich, auch Goethe beſang einige große Emanzipationsgeſchichten, aber er beſang ſie als Artiſt. Da er nämlich den chriſtlichen Enthuſiasmus, der ihm fatal war, verdrießlich ablehnte, und den philoſophiſchen Enthuſiasmus unſerer Zeit nicht begriff, oder nicht begreifen wollte, weil er dadurch aus ſeiner Gemüthsruhe herausgeriſſen zu werden befürchtete: ſo behandelte er den Enthuſiasmus überhaupt ganz hiſtoriſch, als etwas Gegebenes, als einen Stoff, der behandelt werden ſoll, der Geiſt wurde Materie unter ſeinen Händen, und er gab ihm die ſchöne gefällige Form. So wurde er der größte Künſtler in unſerer Literatur, und alles was er ſchrieb, wurde ein abgerundetes Kunſtwerk.

Das Beiſpiel des Meiſters leitete die Jünger, und in Deutſchland entſtand dadurch jene literariſche Periode, die ich einſt als „die Kunſtperiode" bezeichnet, und wobei ich den nachtheiligen Einfluß auf die politiſche Entwickelung des deutſchen Volkes nachgewieſen habe. Keineswegs jedoch leugnete ich bei dieſer Gelegenheit den ſelbſtſtändigen Werth der goetheſchen Meiſterwerke. Sie zieren unſer theueres Vaterland, wie ſchöne Statuen einen Garten zieren, aber es ſind Statuen. Man kann ſich darin verlieben, aber ſie ſind unfruchtbar: die goetheſchen Dichtungen bringen nicht die That hervor, wie die Schillerſchen. Die That iſt das Kind des Wortes, und die goetheſchen ſchönen Worte ſind kinderlos. Das iſt der Fluch alles deſſen, was durch die Kunſt entſtanden iſt. Die Statue, die der Pygmalion verfertigt, war ein ſchönes Weib, ſogar der Meiſter verliebte ſich darin, ſie wurde lebendig unter ſeinen Küſſen, aber ſo viel wir wiſſen hat ſie nie Kinder bekommen. Ich glaube Herr Charles Rodier hat mal in ſolcher Beziehung etwas Aehnliches geſagt, und das kam mir geſtern in den Sinn, als ich, die untern Säle des Louvre durchwandernd, die alten Götterſtatuen betrachtete. Da ſtanden ſie, mit den ſtummen weißen Augen, in dem marmornen Lächeln eine geheime Melancholie, eine trübe Erinnerung vielleicht an Egypten, das Todtenland, dem ſie entſproſſen, oder leidende Sehnſucht nach dem Leben, woraus ſie jetzt durch andere Gottheiten fortgedrängt ſind, oder auch Schmerz über ihre todte Unſterblichkeit: — ſie ſchienen des Wortes zu harren, das ſie wieder dem Leben zurückgäbe, das ſie aus ihrer kalten, ſtarren Regungsloſigkeit erlöſe. Sonderbar! dieſe Antiquen mahnten mich an die goetheſchen Dichtungen, die eben ſo vollendet, eben ſo herrlich, eben ſo ruhig ſind, und ebenfalls mit Wehmuth zu fühlen ſcheinen, daß ihre Starrheit und Kälte ſie von unſerem jetzigen bewegt warmen Leben abſcheidet, daß ſie nicht mit uns leiden und jauchzen

können, daß ſie keine Menſchen ſind, ſondern unglückliche Miſchlinge von Gottheit und Stein.

Dieſe wenigen Andeutungen erklären nun den Groll der verſchiedenen Partheien, die in Deutſchland gegen Goethe laut geworden. Die Orthodoxen waren ungehalten gegen den großen Heiden, wie man Goethe allgemein in Deutſchland nennt; ſie fürchteten ſeinen Einfluß auf das Volk, dem er durch lächelnde Dichtungen, ja, durch die unſcheinbarſten Liederchen, ſeine Weltanſicht einflößte; ſie ſahen in ihm den gefährlichſten Feind des Kreuzes, das ihm, wie er ſagte, ſo fatal war wie Wanzen, Knoblauch und Tabak; nämlich ſo ungefähr lautet die Xenie, die Goethe auszuſprechen wagte, mitten in Deutſchland, im Lande wo jenes Ungeziefer, der Knoblauch, der Tabak und das Kreuz, in heiliger Allianz, überall herrſchend ſind. Juſt dieſes war es jedoch keineswegs, was uns, den Männern der Bewegung, an Goethe mißfiel. Wie ſchon erwähnt, wir tadelten die Unfruchtbarkeit ſeines Wortes, das Kunſtweſen, das durch ihn in Deutſchland verbreitet wurde, das einen quietiſirenden Einfluß auf die deutſche Jugend ausübte, das einer politiſchen Regeneration unſeres Vaterlandes entgegenwirkte. Der indifferente Pantheiſt wurde daher von den entgegengeſetzteſten Seiten angegriffen; um franzöſiſch zu ſprechen, die äußerſte Rechte und die äußerſte Linke verbanden ſich gegen ihn; und während der ſchwarze Pfaffe mit dem Kruzifixe gegen ihn losſchlug, rannte gegen ihn zu gleicher Zeit der wüthende Sanskülote mit der Pique. Herr Wolfgang Menzel, der den Kampf gegen Goethe mit einem Aufwand von Esprit geführt hat, der eines beſſeren Zweckes werth war, zeigte in ſeiner Polemik nicht ſo einſeitig den ſpiritualiſtiſchen Chriſten oder den unzufriedenen Patrioten: er baſirte vielmehr einen Theil ſeiner Angriffe auf die letzten Ausſprüche Friedrich Schlegels, der nach ſeinem Fall, aus der Tiefe ſeines katholiſchen Doms, ſein Wehe über Goethe ausgerufen, über den Goethe, „deſſen Poeſie keinen Mittelpunkt habe.“ Herr Menzel ging noch weiter und zeigte, daß Goethe kein Genie ſei, ſondern nur ein Talent, er rühmte Schiller als Gegenſatz u. ſ. w. Das geſchah einige Zeit vor der Juliusrevolution, Herr Menzel war damals der größte Verehrer des Mittelalters, ſowohl in Hinſicht der Kunſtwerke als der Inſtituzionen deſſelben, er ſchmähte mit unaufhörlichem Ingrimm den Johann Heinrich Voß, prieß mit unerhörter Begeiſterung den Herrn Joſeph Görres: ſein Haß gegen Goethe war daher ächt und er ſchrieb gegen ihn aus Ueberzeugung, alſo nicht, wie viele meinten, um ſich dadurch bekannt zu machen. Obgleich ich ſelber damals ein Gegner Goethes war, ſo war ich doch unzufrieden über die Herbheit womit Herr Menzel ihn kritiſirte, und ich beklagte dieſen Mangel an Pietät. Ich bemerkte: Goethe ſei doch immer der König unſerer Literatur; wenn man an einen ſolchen das kritiſche Meſſer lege, müſſe man es nie an der gebührenden

Courtoiſie fehlen laſſen, gleich dem Scharfrichter, welcher Carl I. zu köpfen hatte, und, ehe er ſein Amt verrichtete, vor dem Könige niederkniete und ſeine allerhöchſte Verzeihung erbat.

Unter die Gegner Goethes gehörte auch der famoſe Hofrath Müllner und ſein einzig treu gebliebener Freund, der Herr Profeſſor Schütz, Sohn des alten Schütz. Noch einige andere, die minder famoſe Namen führten, z. B. ein Herr Spaun, der lange Zeit, wegen politiſcher Vergehen, im Zuchthauſe geſeſſen hat, gehörten zu den öffentlichen Gegnern Goethes. Unter uns geſagt, es war eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft. Was vorgebracht wurde, habe ich hinlänglich angedeutet; ſchwerer iſt es das beſondere Motiv zu errathen, das jeden Einzelnen bewogen haben mag ſeine antigoetheaniſchen Ueberzeugungen öffentlich auszuſprechen. Nur von einer Perſon kenne ich dieſes Motiv ganz genau, und da ich dieſes ſelber bin, ſo will ich jetzt ehrlich geſtehen: es war der Neid. Zu meinem Lobe muß ich jedoch nochmals erwähnen, daß ich in Goethe nie den Dichter angegriffen, ſondern nur den Menſchen. Ich habe nie ſeine Werke getadelt. Ich habe nie Mängel darin ſehen können, wie jene Kritiker, die mit ihren feingeſchliffenen Augengläſern, auch die Flecken im Monde bemerkt haben; — die ſcharfſichtigen Leute! was ſie für Flecken anſehen, das ſind blühende Wälder, ſilberne Ströme, erhabene Berge, lachende Thäler.

Nichts iſt thörigter als die Geringſchätzung Goethes zu Gunſten des Schiller, mit welchem man es keineswegs ehrlich meinte, und den man von jeher pries um Goethe herabzuſetzen. Oder wußte man wirklich nicht, daß jene hochgerühmten hochidealiſchen Geſtalten, jene Altarbilder der Tugend und Sittlichkeit, die Schiller aufgeſtellt, weit leichter zu verfertigen waren als jene ſündhaften, kleinweltlichen, befleckten Weſen, die uns Goethe in ſeinen Werken erblicken läßt? Wiſſen ſie denn nicht, daß mittelmäßige Maler meiſtens lebensgroße Heiligenbilder auf die Leinwand pinſeln, daß aber ſchon ein großer Meiſter dazu gehört, um etwa einen ſpaniſchen Betteljungen, der ſich lauſt, einen niederländiſchen Bauern, welcher kotzt, oder dem ein Zahn ausgezogen wird, und häßliche alte Weiber, wie wir ſie auf kleinen holländiſchen Kabinetbildchen ſehen, lebenswahr und techniſch vollendet zu malen? Das Große und Furchtbare läßt ſich in der Kunſt weit leichter darſtellen als das Kleine und Putzige. Die egyptiſchen Zauberer haben dem Moſes viele Kunſtſtücke nachmachen können, z. B. die Schlangen, das Blut, ſogar die Fröſche; aber, als er ſcheinbar weit leichtere Zauberdinge, nämlich Ungeziefer, hervorbrachte, da geſtanden ſie ihre Ohnmacht, und ſie konnten das kleine Ungeziefer nicht nachmachen, und ſie ſagten: da iſt der Finger Gottes. Scheltet immerhin über die Gemeinheiten im Fauſt, über die Scenen auf dem Brocken, im Auerbachskeller, ſcheltet auf die Liederlichkeiten im Meiſter — das könnt Ihr dennoch alles nicht nachmachen; da iſt der Finger Goethes! Aber Ihr wollt

das auch nicht nachmachen, und ich höre wie Ihr mit Abſcheu behauptet: wir ſind keine Hexenmeiſter, wir ſind gute Chriſten. Daß Ihr keine Hexenmeiſter ſeid, das weiß ich.

Goethes größtes Verdienſt iſt eben die Vollendung alles deſſen was er darſtellt; da giebt es keine Parthien, die ſtark ſind während andere ſchwach, da iſt kein Theil ausgemalt, während der andere nur ſkizzirt worden, da giebt es keine Verlegenheiten, kein herkömmliches Füllwerk, keine Vorliebe für Einzelheiten. Jede Perſon in ſeinen Romanen und Dramen behandelt er, wo ſie vorkömmt, als wäre ſie die Hauptperſon. So iſt es auch bei Homer, ſo bei Shakeſpeare. In den Werken aller großen Dichter giebt es eigentlich gar keine Nebenperſonen, jede Figur iſt Hauptperſon an ihrer Stelle. Solche Dichter gleichen den abſoluten Fürſten, die den Menſchen keinen ſelbſtſtändigen Werth beimeſſen, ſondern ihnen ſelber, nach eigenem Gutdünken, ihre höchſte Geltung zuerkennen. Als ein franzöſiſcher Geſandter einſt gegen den Kaiſer Paul von Rußland erwähnte, daß ein wichtiger Mann ſeines Reiches ſich für irgend eine Sache intereſſire: da fiel ihm der Kaiſer ſtreng in die Rede, mit den merkwürdigen Worten: „es giebt in dieſem Reiche keinen wichtigen Mann außer demjenigen, mit welchem Ich eben ſpreche, und nur ſo lange Ich mit ihm ſpreche iſt er wichtig.“ Ein abſoluter Dichter, der ebenfalls ſeine Macht von Gottes Gnade erhalten hat, betrachtet in gleicher Weiſe diejenige Perſon ſeines Geiſterreichs als die wichtigſte, die er eben ſprechen läßt, die eben unter ſeine Feder gerathen, und aus ſolchem Kunſtdeſpotismus entſteht jene wunderbare Vollendung der kleinſten Figuren in den Werken Homers, Shakeſpeares und Goethes.

Wenn ich etwas herbe von den Gegnern Goethes geſprochen habe, ſo dürfte ich noch viel Herberes von ſeinen Apologiſten ſagen. Die meiſten derſelben haben in ihrem Eifer noch größere Thorheiten vorgebracht. Auf der Grenze des Lächerlichen ſteht in dieſer Hinſicht einer Namens Herr Eckermann, dem es übrigens nicht an Geiſt fehlt. In dem Kampfe gegen Herrn Puſtkuchen hat Karl Immermann, der jetzt unſer größter dramatiſcher Dichter iſt, ſeine kritiſchen Sporen erworben; er hat da ein vortreffliches Schriftchen zu Tage gefördert. Zu meiſt haben ſich die Berliner bei dieſer Gelegenheit ausgezeichnet. Der bedeutendſte Kämpe für Goethe war zu jeder Zeit Varnhagen von Enſe, ein Mann, der Gedanken im Herzen trägt, die ſo groß ſind wie die Welt, und ſie in Worten ausſpricht, die ſo koſtbar und zierlich ſind wie geſchnittene Gemmen. Es iſt jener vornehme Geiſt auf deſſen Urtheil Goethe immer das meiſte Gewicht gelegt hat. — Vielleicht iſt es nützlich hier zu erwähnen, daß Herr Wilhelm von Humboldt bereits früher ein ausgezeichnetes Buch über Goethe geſchrieben hat. Seit den letzten zehn Jahren brachte jede leipziger Meſſe mehrere Schriften über Goethe hervor. Die Unterſuchungen

des Herrn Schubart über Goethe gehören zu den Merkwürdigkeiten der hohen Kritik. Was Herr Häring, der unter dem Namen Willibald Alexis ſchreibt, in verſchiedenen Zeitſchriften über Goethe geſagt hat, war eben ſo bedeutend wie geiſtreich. Herr Zimmermann, Profeſſor zu Hamburg, hat in ſeinen mündlichen Vorträgen die vortrefflichſten Urtheile über Goethe ausgeſprochen, die man zwar ſpärlich aber deſto tiefſinniger in ſeinen dramaturgiſchen Blättern angedeutet findet. Auf verſchiedenen deutſchen Univerſitäten wurde ein Kollegium über Goethe geleſen, und von allen ſeinen Werken war es vorzüglich der Fauſt, womit ſich das Publikum beſchäftigte. Er wurde vielfach fortgeſetzt und kommentirt, er ward die weltliche Bibel der Deutſchen.

Ich wäre kein Deutſcher, wenn ich bei Erwähnung des Fauſtes nicht einige erklärende Gedanken darüber ausſpräche. Denn vom größten Denker bis zum kleinſten Markör, vom Philoſophen bis herab zum Doktor der Philoſophie, übt jeder ſeinen Scharfſinn an dieſem Buche. Aber es iſt wirklich eben ſo weit wie die Bibel, und, wie dieſe, umfaßt es Himmel und Erde, mitſammt dem Menſchen und ſeiner Exegeſe. Der Stoff iſt hier wieder der Hauptgrund weshalb der Fauſt ſo populär iſt; daß er jedoch dieſen Stoff herausgeſucht aus den Volksſagen, das zeugt eben von Goethes unbewußtem Tiefſinn, von ſeinem Genie, das immer das Nächſte und Rechte zu ergreifen wußte. Ich darf den Inhalt des Fauſt als bekannt vorausſetzen; denn das Buch iſt in der letzten Zeit auch in Frankreich berühmt geworden. Aber ich weiß nicht, ob hier die alte Volksſage ſelbſt bekannt iſt, ob auch hier zu Land, auf den Jahrmärkten, ein graues, fließpapiernes, ſchlechtgedrucktes und mit derben Holzſchnitten verziertes Buch verkauft wird, worin umſtändlich zu leſen iſt: wie der Erzzauberer Johannes Fauſtus, ein gelehrter Doktor, der alle Wiſſenſchaften ſtudirt hatte, am Ende ſeine Bücher wegwarf, und ein Bündniß mit dem Teufel ſchloß, wodurch er alle ſinnlichen Freuden der Erde genießen konnte, aber auch ſeine Seele dem hölliſchen Verderben hingeben mußte. Das Volk im Mittelalter hat immer, wenn es irgendwo große Geiſtesmacht ſah, dergleichen einem Teufelsbündniß zugeſchrieben, und der Albertus Magnus, Raimund Lullus, Theophraſtus Parazelſus, Agrippa von Nettesheim, auch in England der Roger Baco, galten für Zauberer, Schwarzkünſtler, Teufelsbanner. Aber weit eigenthümlichere Dinge ſingt und ſagt man von dem Doktor Fauſtus, welcher nicht bloß die Erkenntniß der Dinge ſondern auch die reellſten Genüſſe vom Teufel verlangt hat, und das iſt eben der Fauſt, der die Buchdruckerei erfunden und zur Zeit lebte, wo man anfing, gegen die ſtrenge Kirchenautorität zu predigen und ſelbſtſtändig zu forſchen: — ſo daß mit Fauſt die mittelalterliche Glaubensperiode aufhört und die moderne kritiſche Wiſſenſchaftsperiode anfängt. Es iſt, in der That, ſehr bedeutſam, daß zur Zeit, wo, nach der Volksmeinung, der Fauſt gelebt hat, eben die

Reformation beginnt, und daß er ſelber die Kunſt erfunden haben ſoll, die dem Wiſſen einen Sieg über den Glauben verſchafft, nemlich die Buchdruckerei, eine Kunſt die uns aber auch die katholiſche Gemüthsruhe geraubt und uns in Zweifel und Revolutionen geſtürzt — ein Anderer als ich würde ſagen, endlich in die Gewalt des Teufels geliefert hat.

Minder bekannt als der Fauſt, iſt hier, in Frankreich, Goethes „Weſtöſtlicher Divan" ein ſpäteres Buch, von welchem Frau von Staël noch nicht Kenntniß hatte, und deſſen wir hier beſonders erwähnen müſſen. Es enthält die Denk- und Gefühlsweiſe des Orients, in blühenden Liedern und kernigen Sprüchen; und das duftet und glüht darin, wie ein Harem voll verliebter Odalisken mit ſchwarzen geſchminkten Gaſellenaugen und ſehnſüchtig weißen Armen. Es iſt dem Leſer dabei ſo ſchauerlich lüſtern zu Muthe, wie dem glücklichen Gaspar Debürau, als er in Konſtantinopel oben auf der Leiter ſtand, und de haut en bas dasjenige ſah, was der Beherrſcher der Gläubigen nur de bas en haut zu ſehen pflegt. Manchmal iſt dem Leſer auch zu Muthe, als läge er behaglich ausgeſtreckt auf einem perſiſchen Teppich, und rauche aus einer lang-röhrigen Waſſerpfeife den gelben Tabak von Turkiſtan, während eine ſchwarze Sklavin ihm mit einem bunten Pfauenwedel Kühlung zuweht, und ein ſchöner Knabe ihm eine Schale mit ächtem Mokka-Kaffee darreicht: — den berauſchendſten Lebensgenuß hat hier Goethe in Verſe gebracht, und dieſe ſind ſo leicht, ſo glücklich, ſo hingehaucht, ſo ätheriſch, daß man ſich wundert wie dergleichen in deutſcher Sprache möglich war. Dabei giebt er auch in Proſa die allerſchönſten Erklärungen über Sitten und Treiben im Morgenlande, über das patriarchaliſche Leben der Araber; und da iſt Goethe immer ruhig lächelnd, und harmlos wie ein Kind, und weisheitsvoll wie ein Greis. Dieſe Proſa iſt ſo durchſichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windſtille, und man ganz klar hinabſchauen kann in die Tiefe, wo die verſunkenen Städte mit ihren verſchollenen Herrlichkeiten ſichtbar werden; — manchmal iſt aber auch jene Proſa ſo magiſch, ſo ahnungsvoll, wie der Himmel wenn die Abenddämmerung heraufgezogen: und die großen Goethe'ſchen Gedanken treten dann hervor, rein und golden, wie die Sterne. Unbeſchreiblich iſt der Zauber dieſes Buches: es iſt ein Selam, den der Occident dem Oriente geſchickt hat, und es ſind gar närriſche Blumen darunter: ſinnlich rothe Roſen, Hortenſien wie weiße nackte Mädchenbuſen, ſpaßhaftes Löwenmaul, Purpurdigitalis wie lange Menſchenfinger, verdrehte Krokosnaſen, und in der Mitte, lauſchend verborgen, ſtille deutſche Veilchen. Dieſer Selam aber bedeutet, daß der Occident ſeines frierend mageren Spiritualismus überdrüſſig geworden und an der geſunden Körperwelt des Orients ſich wieder erlaben möchte. Goethe, nachdem er, im Fauſt, ſein Mißbehagen an dem abſtract Geiſtigen und ſein Verlangen nach reellen Genüſſen aus-

geſprochen, warf ſich gleichſam mit dem Geiſte ſelbſt in die Arme des Senſualismus, indem er den Weſt-öſtlichen Divan ſchrieb.

Es iſt daher höchſt bedeutſam, daß dieſes Buch bald nach dem Fauſt erſchien. Es war die letzte Phaſe Goethes und ſein Beiſpiel war von großem Einfluß auf die Literatur. Unſere Lyriker beſangen jetzt den Orient. — Erwähnenswerth mag es auch ſein, daß Goethe, indem er Perſien und Arabien ſo freudig beſang, gegen Indien den beſtimmteſten Widerwillen ausſprach. Ihm mißfiel an dieſem Lande das Bizarre, Verworrene, Unklare, und vielleicht entſtand dieſe Abneigung dadurch, daß er bei den Sanskritiſchen Studien der Schlegel und ihrer Herren Freunde eine katholiſche Hinterliſt witterte. Dieſe Herren betrachteten nämlich Hindoſtan als die Wiege der katholiſchen Weltordnung, ſie ſahen dort das Muſterbild ihrer Hierarchie, ſie fanden dort ihre Dreieinigkeit, ihre Menſchwerdung, ihre Buße, ihre Sühne, ihre Kaſteiungen und alle ihre ſonſtigen geliebten Steckenpferde. Goethes Widerwillen gegen Indien reizte nicht wenig dieſe Leute, und Herr Auguſt Wilhelm Schlegel nannte ihn deshalb mit gläſernem Aerger: „einen zum Islam bekehrten Heiden.“

Unter den Schriften, welche dieſes Jahr über Goethe erſchienen ſind, verdient ein hinterlaſſenes Werk von Johannes Falk „Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt“ die rühmlichſte Erwähnung. Der Verfaſſer hat uns in dieſem Buche, außer einer detaillirten Abhandlung über den Fauſt (die nicht fehlen durfte!) die vortrefflichſten Notizen über Goethe mitgetheilt, und er zeigt uns denſelben in allen Beziehungen des Lebens, ganz naturtreu, ganz unpartheiiſch, mit allen ſeinen Tugenden und Fehlern. Hier ſehen wir Goethe im Verhältniß zu ſeiner Mutter, deren Naturell ſich ſo wunderbar im Sohne wieder abſpiegelt; hier ſehen wir ihn als Naturforſcher, wie er eine Raupe beobachtet, die ſich eingeſponnen und als Schmetterling entpuppen wird; hier ſehen wir ihn dem großen Herder gegenüber, der ernſthaft zürnt ob dem Indifferentismus, womit Goethe die Entpuppung der Menſchheit ſelbſt unbeachtet läßt; wir ſehen ihn wie er, am Hofe des Großherzogs von Weimar, luſtig improviſirend, unter blonden Hofdamen ſitzt, gleich dem Apoll unter den Schafen des König Admetos; wir ſehen ihn dann wieder, wie er, mit dem Stolze eines Dalai-Lama den Kotzebue nicht anerkennen will; wie dieſer, um ihn herabzuſetzen eine öffentliche Feier zu Ehren Schillers veranſtaltet; — überall aber ſehen wir ihn klug, ſchön, liebenswürdig, eine holdſelig erquickende Geſtalt, ähnlich den ewigen Göttern.

In der That, die Uebereinſtimmung der Perſönlichkeit mit dem Genius, wie man ſie bei außerordentlichen Menſchen verlangt, fand man ganz bei Goethe. Seine äußere Erſcheinung war eben ſo bedeutſam wie das Wort das in ſeinen Schriften lebte; auch ſeine Geſtalt war harmoniſch, klar, freudig, edel gemeſſen, und man konnte griechiſche Kunſt an ihm ſtudiren, wie an einer

Antique. Dieſer würdevolle Leib war nie gekrümmt von chriſtlicher Wurmdemuth; die Züge des Antlitzes waren nicht verzerrt von chriſtlicher Zerknirſchung; dieſe Augen waren nicht chriſtlich ſünderhaft ſcheu, nicht andächtelnd und himmelnd, nicht flimmernd bewegt: — nein, ſeine Augen waren ruhig wie die eines Gottes. Es iſt nämlich überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick feſt iſt und ihre Augen nicht unſicher hin und her zucken. Daher, wenn Agni, Varuna, Yama und Indra die Geſtalt des Nala annehmen, bei Damayantis Hochzeit, da erkennt dieſe ihren Geliebten an dem Zwinken ſeiner Augen, da wie geſagt die Augen der Götter immer unbewegt ſind. Letztere Eigenſchaft hatten auch die Augen des Napoleon. Daher bin ich überzeugt, daß er ein Gott war. Goethes Auge blieb in ſeinem hohen Alter eben ſo göttlich wie in ſeiner Jugend. Die Zeit hat auch ſein Haupt zwar mit Schnee bedecken, aber nicht beugen können. Er trug es ebenfalls immer ſtolz und hoch, und wenn er ſprach wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausſtreckte, ſo war es, als ob er, mit dem Finger, den Sternen am Himmel den Weg vorſchreiben könne, den ſie wandeln ſollten. Um ſeinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieſer Zug iſt den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Goethe ſchon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar beſuchte und ihm gegenüber ſtand, blickte ich unwillkührlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler ſähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran ihn griechiſch anzureden; da ich aber merkte, daß er deutſch verſtand, ſo erzählte ich ihm auf deutſch: daß die Pflaumen auf dem Wege zwiſchen Jena und Weimar ſehr gut ſchmecken. Ich hatte in ſo manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefſinniges ich dem Goethe ſagen würde, wenn ich ihn mal ſähe. Und als ich ihn endlich ſah, ſagte ich ihm, daß die ſächſiſchen Pflaumen ſehr gut ſchmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denſelben Lippen womit er einſt die ſchöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und ſo manche andere Prinzeſſinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte — —

Les Dieux s'en vont. Goethe iſt todt. Er ſtarb den 22ſten März des verfloſſenen Jahrs, des bedeutungsvollen Jahrs, wo unſere Erde ihre größten Renommeen verloren hat. Es iſt als ſei der Tod in dieſem Jahre plötzlich ariſtokratiſch geworden, als habe er die Notabilitäten dieſer Erde beſonders auszeichnen wollen, indem er ſie gleichzeitig ins Grab ſchickte. Vielleicht gar hat er jenſeits, im Schattenreich, eine Pairie ſtiften wollen, und in dieſem Falle wäre ſeine fournée ſehr gut gewählt. Oder hat der Tod, im Gegentheil, im verfloſſenen Jahr die Demokratie zu begünſtigen geſucht, indem er mit den großen Renommeen auch ihre Autoritäten vernichtete und die geiſtige Gleichheit beförderte? — —

Zweites Buch.

1.

Mit der Gewiſſenhaftigkeit, die ich mir ſtreng vorgeſchrieben, muß ich hier erwähnen, daß mehrere Franzoſen ſich bei mir beklagt, ich behandelte die Schlegel, namentlich Herrn Auguſt Wilhelm, mit allzuherben Worten. Ich glaube aber ſolche Beklagniß würde nicht ſtatt finden, wenn man hier mit der deutſchen Literaturgeſchichte genauer bekannt wäre. Viele Franzoſen kennen Herrn A. W. Schlegel nur aus dem Werke der Frau v. Staël, ſeiner edlen Beſchützerin. Die meiſten kennen ihn nur dem Namen nach; dieſer Name klingt ihnen nun im Gedächtniß als etwas verehrlich Berühmtes, wie etwa der Name Oſiris, wovon ſie auch nur wiſſen, daß es ein wunderlicher Kauz von Gott iſt, der in Egypten verehrt wurde. Welche ſonſtige Aehnlichkeit zwiſchen Herrn A. W. Schlegel und dem Oſiris ſtatt findet, iſt ihnen am allerwenigſten bekannt.

Da ich einſt zu den akademiſchen Schülern des ältern Schlegel gehört habe, ſo dürfte man mich vielleicht in Betreff deſſelben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr A. W. Schlegel den alten Bürger geſchont, ſeinen literäriſchen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikaniſchen Wilden werden die Väter von den Söhnen todtgeſchlagen, ſobald ſie alt und ſchwach geworden.

Ich habe ſchon in dem vorigen Abſchnitt bemerkt, daß Friedrich Schlegel bedeutender war, als Herr Auguſt Wilhelm; und, in der That, letzterer zehrte nur von den Ideen ſeines Bruders, und verſtand nur die Kunſt ſie auszuarbeiten. Fr. Schlegel war ein tiefſinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieſer Schmerzen und ihre Nothwendigkeit für das künftige Heil der Welt. Er ſah die Sonne untergehn und blickte wehmüthig nach der Stelle dieſes Untergangs und klagte über das nächtliche Dunkel, das er heranziehen ſah; und er merkte nicht, daß ſchon ein neues Morgenroth an der entgegengeſetzten Seite leuchtete. Fr. Schlegel nannte einſt den Geſchichtsforſcher „einen umgekehrten Propheten.“ Dieſes Wort iſt die beſte

Bezeichnung für ihn ſelbſt. Die Gegenwart war ihm verhaßt, die Zukunft erſchreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen ſeine offenbarenden Seherblicke.

Der arme Fr. Schlegel, in den Schmerzen unſerer Zeit ſah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, ſondern die Agonie des Sterbens, und aus Todesangſt flüchtete er ſich in die zitternden Ruinen der katholiſchen Kirche. Dieſe war jedenfalls der geeignetſte Zufluchtsort für ſeine Gemüthsſtimmung. Er hatte viel heiteren Uebermuth im Leben ausgeübt; aber er betrachtete ſolches als ſündhaft, als Sünde die ſpäterer Abbuße bedurfte, und der Verfaſſer der „Lucinde" mußte nothwendigerweiſe katholiſch werden.

Die Lucinde iſt ein Roman, und auſſer ſeinen Gedichten und einem dem Spaniſchen nachgebildeten Drama, Alarkos geheißen, iſt jener Roman die einzige Originalſchöpfung, die Fr. Schlegel hinterlaſſen. Es hat ſeiner Zeit nicht an Lobpreiſern dieſes Romans gefehlt. Der jetzige hochehrwürdige Herr Schleyermacher, hat damals enthuſiaſtiſche Briefe über die Lucinde herausgegeben. Es fehlte ſogar nicht an Kritikern, die dieſes Produkt als ein Meiſterſtück prieſen und die beſtimmt prophezeiten, daß es einſt für das beſte Buch in der deutſchen Literatur gelten werde. Man hätte dieſe Leute von Obrigkeitswegen feſtſetzen ſollen, wie man in Rußland die Propheten, die ein öffentliches Unglück prophezeien, vorläufig ſo lange einſperrt, bis ihre Weiſſagung in Erfüllung gegangen. Nein, die Götter haben unſere Literatur vor jenem Unglück bewahrt; der Schlegelſche Roman wurde bald wegen ſeiner unzüchtigen Nichtigkeit, allgemein verworfen und iſt jetzt verſchollen. Lucinde iſt der Name der Heldin dieſes Romans, und ſie iſt ein ſinnlich witziges Weib, oder vielmehr eine Miſchung von Sinnlichkeit und Witz. Ihr Gebrechen iſt eben, daß ſie kein Weib iſt, ſondern eine unerquickliche Zuſammenſetzung von zwei Abſtrakzionen, Witz und Sinnlichkeit. Die Muttergottes mag es dem Verfaſſer verzeien, daß er dieſes Buch geſchrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Muſen.

Ein ähnlicher Roman, Florentin geheißen, wird dem ſeligen Schlegel irrthümlich zugeſchrieben. Dieſes Buch iſt, wie man ſagt, von ſeiner Gattin, einer Tochter des berühmten Moſes Mendelsſohn, die er ihrem erſten Gemahl entführt, und welche mit ihm zur römiſch katholiſchen Kirche übertrat.

Ich glaube, daß es Fr. Schlegel mit dem Katholicismus Ernſt war. Von vielen ſeiner Freunde glaube ich es nicht. Es iſt hier ſehr ſchwer die Wahrheit zu ermitteln. Religion und Heuchelei ſind Zwillingsſchweſtern, und beide ſehen ſich ſo ähnlich, daß ſie zuweilen nicht von einander zu unterſcheiden ſind. Dieſelbe Geſtalt, Kleidung und Sprache. Nur dehnt die letztere von beiden Schweſtern etwas weicher die Worte und wiederholt öfter das Wört-

chen „Liebe.“ — Ich rede von Deutſchland; in Frankreich iſt die eine Schweſter geſtorben, und wir ſehen die andere noch in tiefſter Trauer.

Seit dem Erſcheinen der Frau v. Staëlſchen de l'Allemagne, hat Fr. Schlegel das Publikum noch mit zwei großen Werken beſchenkt, die vielleicht ſeine beſten ſind und jedenfalls die rühmlichſte Erwähnung verdienen. Es ſind ſeine „Weisheit und Sprache der Indier,“ und ſeine „Vorleſungen über die Geſchichte der Literatur.“ Durch das erſtgenannte Buch hat er bei uns das Studium des Sanskrit nicht blos eingeleitet, ſondern auch begründet. Er wurde für Deutſchland, was William Jones für England war. In der genialſten Weiſe hatte er das Sanskrit erlernt, und die wenigen Bruchſtücke, die er in jenem Buche mittheilt, ſind meiſterhaft überſetzt. Durch ſein tiefes Anſchauungsvermögen erkannte er ganz die Bedeutung der epiſchen Versart der Indier, der Sloka, die ſo breit dahinflutet wie der Ganges, der heilig klare Fluß. Wie kleinlich zeigte ſich dagegen Herr A. W. Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern überſetzte, und ſich dabei nicht genug zu rühmen wußte, daß er in ſeiner Ueberſetzung keine Trochäen einſchlüpfen laſſen und ſo manches metriſche Kunſtſtück der Alexandrianer nachgeſchnitzelt hat. Fr. Schlegels Werk über Indien iſt gewiß ins Franzöſiſche überſetzt, und ich kann mir das weitere Lob erſparen. Zu tadeln habe ich nur den Hintergedanken des Buches. Es iſt im Intereſſe des Katholicismus geſchrieben. Nicht blos die Myſterien deſſelben, ſondern auch die ganze katholiſche Hirarchie und ihre Kämpfe mit der weltlichen Macht hatten dieſe Leute in den indiſchen Gedichten wiedergefunden. Im Mahabarata und im Ramayana ſahen ſie gleichſam ein Elephanten-Mittelalter. In der That, wenn, in letzterwähntem Epos, der König Wiswamitra mit dem Prieſter Waſiſchta hadert, ſo betrifft ſolcher Hader dieſelben Intereſſen, um die bei uns der Kaiſer mit dem Papſte ſtritt, obgleich der Streitpunkt hier in Europa die Inveſtitur und dort in Indien die Kuh Sabala genannt ward.

In Betreff der Schlegelſchen Vorleſungen über Literatur läßt ſich Aehnliches rügen. Friedrich Schlegel überſieht hier die ganze Literatur von einem hohen Standpunkt aus, aber dieſer hohe Standpunkt iſt doch immer der Glockenthurm einer katholiſchen Kirche. Und bei allem, was Schlegel ſagt, hört man dieſe Glocken läuten; manchmal hört man ſogar die Thurmraben krächzen, die ihn umflattern. Mir iſt als dufte der Weihrauch des Hochamts aus dieſem Buche, und als ſähe ich aus den ſchönſten Stellen deſſelben lauter tonſurirte Gedanken hervorlauſchen. Indeſſen, trotz dieſer Gebrechen, wüßte ich kein beſſeres Buch dieſes Fachs. Nur durch Zuſammenſtellung der Herderſchen Arbeiten ſolcher Art könnte man ſich eine beſſere Ueberſicht der Literatur aller Völker verſchaffen. Denn Herder ſaß nicht wie ein literariſcher Großinquiſitor zu Gericht über die verſchiedenen Nazionen, und verdammte oder abſolvirte ſie nach

dem Grade ihres Glaubens. Nein, Herder betrachtete die ganze Menschheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meisters, jedes Volk dünkt ihm eine besonders gestimmte Saite dieser Riesenharfe, und er begriff die Universal-Harmonie ihrer verschiedenen Klänge.

Fr. Schlegel starb im Sommer 1829, wie man sagte, in Folge einer gastronomischen Unmäßigkeit. Er wurde 57 Jahr alt. Sein Tod veranlaßte einen der widerwärtigsten literarischen Scandale. Seine Freunde waren ungehalten über die inoffiziose Weise, womit die liberale Presse diesen Todesfall besprochen; sie verlästerten und schimpften und schmähten daher die deutschen Liberalen. Jedoch von keinem derselben konnten sie sagen: „daß er das Weib seines Gastfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Allmosen des beleidigten Gatten gelebt habe."

Ich muß jetzt, weil man es doch verlangt, von dem älteren Bruder, Herrn A. W. Schlegel, sprechen. Wollte ich in Deutschland noch von ihm reden, so würde man mich dort mit Verwunderung ansehen.

Wer spricht jetzt noch in Paris von der Giraffe?

Herr A. W. Schlegel ist geboren zu Hannover den 5ten September 1767. Ich weiß das nicht von ihm selber. Ich war nie so ungallant, ihn über sein Alter zu befragen. Jenes Datum fand ich, wenn ich nicht irre, in Spindlers Lexikon der deutschen Schriftstellerinnen. Herr A. W. Schlegel ist daher jetzt 64 Jahr alt. Herr Alexander v. Humboldt und andere Naturforscher behaupten er sei älter. Auch Champolion war dieser Meinung. Wenn ich von seinen literarischen Verdiensten reden soll, so muß ich ihn wieder zunächst als Uebersetzer rühmen. Hier hat er unbestreitbar das Außerordentliche geleistet. Namentlich seine Uebertragung des Shakespeare in die deutsche Sprache ist meisterhaft, unübertreffbar. Vielleicht mit Ausnahme des Herren Gries und des Herren Grafen Platen, ist Herr A. W. Schlegel überhaupt der größte Metriker Deutschlands. In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm nur der zweite, wo nicht gar der dritte Rang. In der ästhetischen Critik fehlt ihm, wie ich schon gesagt, der Boden einer Philosophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenossen, namentlich Solger. Im Studium des Altdeutschen steht thurmhoch über ihn erhaben Herr Jakob Grimm, der uns, durch seine deutsche Grammatik, von jener Oberflächlichkeit befreite, womit man, nach dem Beispiel der Schlegel, die altdeutschen Sprachdenkmale erklärt hatte. Herr Schlegel konnte es vielleicht im Studium des Altdeutschen weit bringen, wenn er nicht ins Sanskrit hinübergesprungen wäre. Aber das Altdeutsche war außer der Mode gekommen und mit dem Sanskrit konnte man frisches Aufsehen erregen. Auch hier blieb er gewissermaßen Dilettant, die Iniciative seiner Gedanken gehört noch seinem Bruder Friedrich und das Wissenschaftliche, das Reelle, in seinen sanskritischen Leistungen gehört, wie jeder weiß, dem

Herren Laſſen, ſeinem gelehrten Collaborator. Herr Franz Bopp zu Berlin iſt in Deutſchland der eigentliche Sanskritgelehrte, er iſt der Erſte in ſeinem Fache. In der Geſchichtskunde hat ſich Herr Schlegel einmal an dem Ruhme Niebuhrs, den er angriff, feſtkrämpen wollen; aber vergleicht man ihn mit dieſem großen Forſcher, oder vergleicht man ihn mit einem Johannes v. Müller, einem Heeren, einem Schloſſer und ähnlichen Hiſtorikern, ſo muß man über ihn die Achſel zucken. Wie weit hat er es aber als Dichter gebracht? Dies iſt ſchwer zu beſtimmen.

Der Violinſpieler Solomons, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, ſagte einſt zu ſeinem erhabenen Schüler: „die Violinſpieler werden eingetheilt in drei Claſſen; zur erſten Claſſe gehören die, welche gar nicht ſpielen können, zur zweiten Claſſe gehören die, welche ſehr ſchlecht ſpielen, und zur dritten Claſſe gehören endlich die, welche gut ſpielen; Ew. Majeſtät hat ſich ſchon bis zur zweiten Claſſe emporgeſchwungen.“

Gehört nun Herr A. W. Schlegel zur erſten Claſſe oder zur zweiten Claſſe? Die Einen ſagen, er ſei gar kein Dichter; die Anderen ſagen, er ſei ein ſehr ſchlechter Dichter. So viel weiß ich, er iſt kein Paganini.

Seine Berühmtheit erlangte Herr A. W. Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte Keckheit, womit er die vorhandenen literariſchen Autoritäten angriff. Er riß die Lorbeerkränze von den alten Perucken und erregte bei dieſer Gelegenheit viel Puderſtaub. Sein Ruhm iſt eine natürliche Tochter des Scandals.

Wie ich ſchon mehrmals erwähnt, die Critik, womit Herr Schlegel die vorhandenen Autoritäten angriff, beruhte durchaus auf keiner Philoſophie. Nachdem wir von jenem Erſtaunen, worin jede Vermeſſenheit uns verſetzt, zurückgekommen, erkennen wir ganz und gar die innere Leerheit der ſogenannten Schlegelſchen Critik. Z. B. wenn er den Dichter Bürger herabſetzen will, ſo vergleicht er deſſen Balladen mit den altengliſchen Balladen, die Percy geſammelt, und er zeigt, wie dieſe viel einfacher, naiver, alterthümlicher und folglich poetiſcher gedichtet ſeien. Hinlänglich begriffen hat Herr Schlegel den Geiſt der Vergangenheit, beſonders des Mittelalters, und es gelingt ihm daher dieſen Geiſt auch in den Kunſtdenkmälern der Vergangenheit nachzuweiſen, und ihre Schönheiten aus dieſem Geſichtspunkte zu demonſtriren. Aber Alles was Gegenwart iſt, begreift er nicht; höchſtens erlauſcht er nur etwas von der Phyſiognomie, einige äußerliche Züge der Gegenwart, und das ſind gewöhnlich die minder ſchönen Züge; indem er nicht den Geiſt begreift, der ſie belebt, ſo ſieht er in unſerem ganzen modernen Leben nur eine proſaiſche Fratze. Ueberhaupt, nur ein großer Dichter vermag die Poeſie ſeiner eigenen Zeit zu erkennen; die Poeſie einer Vergangenheit offenbart ſich uns weit leichter, und ihre Erkenntniß iſt leichter mitzutheilen. Daher gelang es Herrn Schlegel beim großen Haufen die Dichtungen, worin die Vergangenheit eingeſargt liegt, auf

Koſten der Dichtungen, worin unſere moderne Gegenwart athmet und lebt, emporzupreiſen. Aber der Tod iſt nicht poetiſcher als das Leben. Die altengliſchen Gedichte, die Percy geſammelt, geben den Geiſt ihrer Zeit, und Bürgers Gedichte geben den Geiſt der unſrigen. Dieſen Geiſt begriff Herr Schlegel nicht; ſonſt würde er in dem Ungeſtüm, womit dieſer Geiſt zuweilen aus den Bürgerſchen Gedichten hervorbricht, keineswegs den rohen Schrei eines ungebildeten Magiſters gehört haben, ſondern vielmehr die gewaltigen Schmerzlaute eines Titanen, welchen eine Ariſtokrazie von hannövriſchen Junkern und Schulpedanten zu Tode quälte. Dieſes war nemlich die Lage des Verfaſſers der Leonore, und die Lage ſo mancher anderen genialen Menſchen, die als arme Dozenten in Göttingen darbten, verkümmerten, und in Elend ſtarben. Wie konnte der vornehme, von vornehmen Gönnern beſchützte, renovirte, karoniſirte, bebänderte Ritter Auguſt Wilhelm von Schlegel jene Verſe begreifen, worin Bürger laut ausruft: daß ein Ehrenmann, ehe er die Gnade der Großen erbettle, ſich lieber aus der Welt heraus hungern ſolle!

Der Name „Bürger" iſt im Deutſchen gleichbedeutend mit dem Worte *citoyen*.

Was den Ruhm des Herrn Schlegel noch geſteigert, war das Aufſehen, welches er ſpäter hier in Frankreich erregte, als er auch die literariſchen Autoritäten der Franzoſen angriff. Wir ſahen mit ſtolzer Freude, wie unſer kampfluſtiger Landsmann den Franzoſen zeigte, daß ihre ganze klaſſiſche Literatur nichts werth ſei, daß Molière ein Poſſenreißer und kein Dichter ſei, daß Racine ebenfalls nichts tauge, daß man uns Deutſche hingegen als die Könige des Parnaſſus betrachten müſſe. Sein Refrain war immer, daß die Franzoſen das proſaiſchſte Volk der Welt ſeien und daß es in Frankreich gar keine Poeſie gäbe. Dieſes ſagte der Mann zu einer Zeit, als vor ſeinen Augen noch ſo mancher Chorführer der Convenzion, der großen Titanentragödie, leibhaftig umherwandelte; zu einer Zeit als Napoleon jeden Tag ein gutes Epos improviſirte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern . . . . . Herr Schlegel hat jedoch von dem allem nichts geſehen; wenn er hier war, ſah er ſich ſelber beſtändig im Spiegel, und da iſt es wohl erklärlich, daß er in Frankreich gar keine Poeſie ſah.

Aber Herr Schlegel, wie ich ſchon oben geſagt, vermochte immer nur die Poeſie der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu begreifen. Alles was modernes Leben iſt, mußte ihm proſaiſch erſcheinen, und unzugänglich blieb ihm die Poeſie Frankreichs, des Mutterbodens der modernen Geſellſchaft. Racine mußte gleich der Erſte ſein, den er nicht begreifen konnte. Denn dieſer große Dichter ſteht ſchon als Herold der modernen Zeit neben dem großen Könige, mit welchem die moderne Zeit beginnt. Racine war der erſte moderne Dichter, wie Ludwig XIV. der erſte moderne König war. In Corneille

athmet noch das Mittelalter. In ihm und in der Fronde röchelt noch das alte Ritterthum. Man nennt ihn auch deshalb manchmal romantiſch. In Racine iſt aber die Denkweiſe des Mittelalters ganz erloſchen; in ihm erwachen lauter neue Gefühle; er iſt das Organ einer neuen Geſellſchaft; in ſeiner Bruſt dufteten die erſten Veilchen unſeres modernen Lebens; ja wir könnten ſogar ſchon die Lorbeeren darin knospen ſehen, die erſt ſpäter, in der jüngſten Zeit, ſo gewaltig emporgeſchoſſen. Wer weiß, wie viel Thaten aus Racines zärtlichen Verſen erblüht ſind! Die franzöſiſchen Helden, die bei den Pyramiden, bei Marengo, bei Auſterlitz, bei Moskau und bei Waterloo begraben liegen, ſie hatten alle einſt Racines Verſe gehört, und ihr Kaiſer hatte ſie gehört aus dem Munde Talmas. Wer weiß wie viel Zentner Ruhm von der Vendomeſäule eigentlich dem Racine gebühren. Ob Euripides ein größerer Dichter iſt als Racine, das weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß letzterer eine lebendige Quelle von Liebe und Ehrgefühl war, und mit ſeinem Tranke ein ganzes Volk berauſcht und entzückt und begeiſtert hat. Was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir ſind alle Menſchen, wir ſteigen ins Grab und laſſen zurück unſer Wort, und wenn dieſes ſeine Miſſion erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Bruſt Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimath aller Harmonie.

Hätte ſich nun Herr Schlegel darauf beſchränkt, zu behaupten, daß die Miſſion des Raciniſchen Wortes vollendet ſei, und daß die fortgerückte Zeit ganz anderer Dichter bedürfe, ſo hätten ſeine Angriffe einigen Grund. Aber grundlos waren ſie, wenn er Racines Schwäche durch eine Vergleichung mit älteren Dichtern erweiſen wollte. Nicht blos ahnte er nichts von der unendlichen Anmuth, dem ſüßen Scherz, dem tiefen Reiz, welcher darin lag, daß Racine ſeine neuen franzöſiſchen Helden mit antiquen Gewändern koſtumirte, und zu dem Intereſſe einer modernen Leidenſchaft noch das Intereſſante einer geiſtreichen Maskerade miſchte: Herr Schlegel war ſogar tölpelhaft genug, jene Vermummung für baare Münze zu nehmen, die Griechen von Verſailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen, und die Phädra des Racine mit der Phädra des Euripides zu vergleichen! Dieſe Manier, die Gegenwart mit dem Maaßſtabe der Vergangenheit zu meſſen, war bei Herrn Schlegel ſo eingewurzelt, daß er immer mit dem Lorbeerzweig eines älteren Dichters den Rücken der jüngeren Dichter zu geiſeln pflegte, und daß er, um wieder den Euripides ſelber herabzuſetzen, nichts beſſeres wußte, als daß er ihn mit dem älteren Sophokles, oder gar mit dem Aeſchylus, verglich.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier entwickeln wie Herr Schlegel gegen den Euripides, den er in jener Manier herabzuwürdigen geſucht, eben ſo, wie einſt Ariſtophanes, das größte Unrecht verübt. Letzterer, der Ariſtophanes, befand ſich, in dieſer Hinſicht, auf einem Standpunkte, welcher mit dem

Standpunkte der romantiſchen Schule die größte Aehnlichkeit darbietet; ſeiner Polemik liegen ähnliche Gefühle und Tendenzen zum Grunde, und wenn man Herrn Tieck einen romantiſchen Ariſtophanes nannte, ſo könnte man mit Fug den Parodiſten des Euripides und Sokrates einen klaſſiſchen Tieck nennen. Wie Herr Tieck und die Schlegel, trotz der eignen Ungläubigkeit, dennoch den Untergang des Katholizismus bedauerten; wie ſie dieſen Glauben bei der Menge zu reſtauriren wünſchten; wie ſie in dieſer Abſicht die proteſtantiſchen Rationaliſten, die Aufklärer, die ächten noch mehr als die falſchen, mit Spott und Verläſterung befehdeten; wie ſie gegen Männer, die im Leben und in der Literatur, eine ehrſame Bürgerlichkeit beförderten, die grimmigſte Abneigung hegten; wie ſie dieſe Bürgerlichkeit als philiſterhafte Kleinmiſere perſiflirten, und dagegen beſtändig das große Heldenleben des feudaliſtiſchen Mittelalters gerühmt und gefeiert: ſo hat auch Ariſtophanes, welcher ſelber die Götter verſpöttelte, dennoch die Philoſophen gehaßt, die dem ganzen Olymp den Untergang bereiteten; er haßte den razionaliſtiſchen Sokrates, welcher eine beſſere Moral predigte; er haßte die Dichter, die gleichſam ſchon ein modernes Leben ausſprachen, welches ſich von der früheren griechiſchen Götter-, Helden- und Königsperiode eben ſo unterſchied, wie unſere jetzige Zeit von den mittelalterlichen Feudalzeiten; er haßte den Euripides, welcher nicht mehr wie Aeſchylus und Sophokles von dem griechiſchen Mittelalter trunken war, ſondern ſich ſchon der bürgerlichen Tragödie näherte. Ich zweifle ob ſich Herr Schlegel der wahren Beweggründe bewußt war, warum er den Euripides ſo ſehr herabſetzte, in Vergleichung mit Aeſchylus und Sophokles: ich glaube ein unbewußtes Gefühl leitete ihn, in dem alten Tragiker roch er das modern demokratiſche und proteſtantiſche Element, welches ſchon dem ritterſchaftlichen und olympiſch katholiſchen Ariſtophanes ſo ſehr verhaßt war.

Vielleicht aber erzeige ich Herren A. W. Schlegel eine unverdiente Ehre, indem ich ihm beſtimmte Sympathien und Antipathien beimeſſe. Es iſt möglich, daß er gar keine hatte. Er war in ſeiner Jugend ein Hellenift und wurde erſt ſpäter ein Romantiker. Er wurde Chorführer der neuen Schule, dieſe wurde nach ihm und ſeinem Bruder benamſet, und er ſelber war vielleicht derjenige, dem es mit der Schlegelſchen Schule am wenigſten Ernſt war. Er unterſtützte ſie mit ſeinen Talenten, er ſtudierte ſich in ſie hinein, er freute ſich damit ſo lang es gut ging, und als es mit der Schule ein ſchlechtes Ende nahm, hat er ſich wieder in ein neues Fach hineinſtudiert.

Obgleich nun die Schule zu Grunde ging, ſo haben doch die Anſtrengungen des Herrn Schlegel gute Früchte getragen für unſere Literatur. Namentlich hatte er gezeigt, wie man wiſſenſchaftliche Gegenſtände in eleganter Sprache behandeln kann. Früherhin wagten wenige deutſche Gelehrte ein wiſſenſchaftliches Buch in einem klaren und anziehenden Style zu ſchreiben. Man

ſchrieb ein verworrenes, trocknes Deutſch, welches nach Talglichtern und Tabak roch. Herr Schlegel gehörte zu den wenigen Deutſchen die keinen Tabak rauchen, eine Tugend, welche er der Geſellſchaft der Frau von Staël verdankte. Ueberhaupt verdankt er jener Dame die äußere Politur, welche er in Deutſchland mit ſo vielem Vortheil geltend machen konnte. In dieſer Hinſicht war der Tod der vortrefflichen Frau v. Staël ein großer Verluſt für dieſen deutſchen Gelehrten, der in ihrem Salon ſo viele Gelegenheit fand, die neueſten Moden kennen zu lernen, und, als ihr Begleiter in allen Hauptſtädten Europas, die ſchöne Welt ſehen und ſich die ſchönſten Weltſitten aneignen konnte. Solche bildende Verhältniſſe waren ihm ſo ſehr zum heiteren Lebensbedürfniſſe geworden, daß er, nach dem Tode ſeiner edlen Beſchützerin, nicht abgeneigt war, der berühmten Catalani ſeine Begleitung auf ihren Reiſen anzubieten.

Wie geſagt, die Beförderung der Eleganz iſt ein Hauptverdienſt des Herrn Schlegel, und durch ihn kam auch in das Leben der deutſchen Dichter mehr Civiliſazion. Schon Goethe hatte das einflußreichſte Beiſpiel gegeben, wie man ein deutſcher Dichter ſein kann, und dennoch den äußerlichen Anſtand zu bewahren vermag. In früheren Zeiten verachteten die deutſchen Dichter alle convenzionellen Formen, und der Name „deutſcher Dichter" oder gar der Name „poetiſches Genie" erlangte die unerfreulichſte Bedeutung. Ein deutſcher Dichter war ehemals ein Menſch, der einen abgeſchabten, zerriſſenen Rock trug, Kindtauf- und Hochzeitgedichte für einen Thaler das Stück verfertigte, ſtatt der guten Geſellſchaft, die ihn abwies, deſto beſſere Getränke genoß, auch wohl des Abends betrunken in der Goſſe lag, zärtlich geküßt von Lunas gefühlvollen Strahlen. Wenn ſie alt geworden, pflegten dieſe Menſchen noch tiefer in ihr Elend zu verſinken, und es war freilich ein Elend ohne Sorge, oder deſſen einzige Sorge darin beſteht: wo man den meiſten Schnaps für das wenigſte Geld haben kann!

So hatte auch ich mir einen deutſchen Dichter vorgeſtellt. Wie angenehm verwundert war ich daher Anno 1819, als ich, ein ganz junger Menſch, die Univerſität Bonn beſuchte, und dort die Ehre hatte, den Herrn Dichter A. W. Schlegel, das poetiſche Genie, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Es war, mit Ausnahme des Napoleon, der erſte große Mann den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſchrock, eine rothe Mütze, lange blonde Haare und keine Handſchuhe. Herr A. W. Schlegel trug aber Glaceehandſchuh, und war noch ganz nach der neueſten pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümirt von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und die Eleganz ſelbſt, und

wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu „mein Freund,“ und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freiherrlichſt Schlegel'ſchen Hauslivree, und putzte die Wachslichter, die auf ſilbernen Armleuchtern brannten, und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermanne auf dem Katheder ſtanden. Livreebedienter! Wachslichter! ſilberne Armleuchter! mein Freund der Großkanzler von England! Glaceehandſchuh! Zuckerwaſſer! welche unerhörte Dinge im Collegium eines deutſchen Profeſſors! Dieſer Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich beſonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. ſ. w. Aber nur in der Poeſie hätte ich es gewagt, einen ſo vornehmen Mann zu duzen. Sein Aeußeres gab ihm wirklich eine gewiſſe Vornehmheit. Auf ſeinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige ſilberne Härchen, und ſein Leib war ſo dünn, ſo abgezehrt, ſo durchſichtig, daß er ganz Geiſt zu ſein ſchien, daß er faſt ausſah wie ein Sinnbild des Spiritualismus.

Trotz dem hatte er damals geheurathet, und er, der Chef der Romantiker, heurathete die Tochter des Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutſchen Razionaliſten. Es war eine ſymboliſche Ehe, die Romantik vermählte ſich gleichſam mit dem Razionalismus; ſie blieb aber ohne Früchte. Im Gegentheil, die Trennung zwiſchen der Romantik und dem Razionalismus wurde dadurch noch größer, und ſchon gleich am andern Morgen nach der Hochzeitnacht lief der Razionalismus wieder nach Hauſe, und wollte nichts mehr mit der Romantik zu ſchaffen haben. Denn der Razionalismus, wie er denn immer vernünftig iſt, wollte nicht bloß ſymboliſch vermählt ſein, und, ſobald er die hölzerne Nichtigkeit der romantiſchen Kunſt erkannt, lief er davon. Ich weiß, ich rede hier dunkel und will mich daher ſo klar als möglich ausdrücken:

Typhon, der böſe Typhon, haßte den Oſiris (welcher, wie ihr wißt, ein ägyptiſcher Gott iſt), und als er ihn in ſeine Gewalt bekam, riß er ihn in Stücken. Iſis, die arme Iſis, die Gattin des Oſiris, ſuchte dieſe Stücke mühſam zuſammen, flickte ſie an einander und es gelang ihr den zerriſſenen Gatten wieder ganz herzuſtellen; ganz? ach nein, es fehlte ein Hauptſtück, welches die arme Göttin nicht wieder finden konnte, arme Iſis! Sie mußte ſich daher begnügen mit einer Ergänzung von Holz, aber Holz iſt nur Holz, arme Iſis! Hierdurch entſtand nun in Egypten ein ſcandaloſer Mythos und in Heidelberg ein myſtiſcher Scandal.

Herrn A. W. Schlegel verlor man ſeitdem ganz außer Augen. Er war verſchollen. Mißmuth über ſolches Vergeſſenwerden trieb ihn endlich, nach langjähriger Abweſenheit, wieder einmal nach Berlin, der ehemaligen Hauptſtadt ſeines literariſchen Glanzes, und er hielt dort wieder einige Vorleſungen

über Aesthetik. Aber er hatte unterdessen nichts Neues gelernt, und er sprach jetzt zu einem Publikum, welches von Hegel eine Philosophie der Kunst, eine Wissenschaft der Aesthetik, erhalten hatte. Man spottete und zuckte die Achsel. Es ging ihm wie einer alten Comödiantin, die nach zwanzigjähriger Abwesenheit den Schauplatz ihres ehemaligen Succes wieder betritt, und nicht begreift warum die Leute lachen statt zu applaudiren. Der Mann hatte sich entsetzlich verändert und er ergötzte Berlin vier Wochen lang durch die Etalage seiner Lächerlichkeiten. Er war ein alter eitler Geck geworden, der sich überall zum Narren halten ließ. Man erzählt darüber die unglaublichsten Dinge.

Hier in Paris hatte ich die Betrübniß, Herrn A. W. Schlegel persönlich wieder zu sehen. Wahrlich, von dieser Veränderung hatte ich doch keine Vorstellung, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugte. Es war vor einem Jahre, kurz nach meiner Ankunft in der Hauptstadt. Ich ging eben das Haus zu sehen, worin Molière gewohnt hat; denn ich ehre große Dichter, und suche überall mit religiöser Andacht die Spuren ihres irdischen Wandels. Das ist ein Kultus. Auf meinem Wege, unfern von jenem geheiligten Hause, erblickte ich ein Wesen, in dessen verwebten Zügen sich eine Aehnlichkeit mit dem ehemaligen A. W. Schlegel kund gab. Ich glaubte seinen Geist zu sehen. Aber es war nur sein Leib. Der Geist ist todt und der Leib spukt noch auf der Erde, und er ist unterdessen ziemlich fett geworden; an den dünnen spiritualistischen Beinen hatte sich wieder Fleisch angesetzt; es war sogar ein Bauch zu sehen, und oben drüber hingen eine Menge Ordensbänder. Das sonst so feine greise Köpfchen trug eine goldgelbe Perücke. Er war gekleidet nach der neuesten Mode jenes Jahrs, in welchem Frau von Staël gestorben. Dabei lächelte er so veraltet süß, wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat, und bewegte sich so jugendlich wie ein kokettes Kind. Es war wirklich eine sonderbare Verjüngung mit ihm vorgegangen; er hatte gleichsam eine spaßhafte zweite Auflage seiner Jugend erlebt; er schien ganz wieder in die Blüthe gekommen zu sein, und die Röthe seiner Wangen habe ich sogar in Verdacht, daß sie keine Schminke war, sondern eine gesunde Ironie der Natur.

Mir war in diesem Augenblick als sähe ich den seligen Molière am Fenster stehen, und als lächelte er zu mir herab, hindeutend auf jene melancholisch heitere Erscheinung. Alle Lächerlichkeit derselben ward mir auf einmal so ganz einleuchtend; ich begriff die ganze Tiefe und Fülle des Spaßes, der darin enthalten war; ich begriff ganz den Lustspielcharakter jener fabelhaft ridikülen Personage, die leider keinen großen Komiker gefunden hat um sie gehörig für die Bühne zu benutzen. Molière allein wäre der Mann gewesen, der eine solche Figur für das Theater Français bearbeiten konnte, er allein hatte das dazu nöthige Talent; — und das ahnte Herr A. W. Schlegel schon früh-

zeitig, und er haßte den Molière aus demselben Grunde, weshalb Napoleon den Tacitus gehaßt hat. Wie Napoleon Bonaparte, der französische Cäsar, wohl fühlte, daß ihn der republikanische Geschichtschreiber ebenfalls nicht mit Rosenfarben geschildert hätte; so hatte auch Herr A. W. Schlegel, der deutsche Osiris, längst geahnt, daß er dem Molière, dem großen Komiker, wenn dieser jetzt lebte, nimmermehr entgangen wäre. Und Napoleon sagte von Tacitus, er sei der Verläumder des Tiberius, und Herr August Wilhelm Schlegel sagte von Molière, daß er gar kein Dichter, sondern nur ein Possenreißer gewesen sei.

Herr A. W. Schlegel verließ bald darauf Paris, nachdem er vorher von Sr. Majestät, Ludwig Phillipp I., König der Franzosen, mit dem Orden der Ehrenlegion dekorirt worden. Der Moniteur hat bis jetzt noch gezögert, diese Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muse der Komödie, hat sie hastig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.

2.

Nach den Schlegeln war Herr Ludwig Tieck einer der thätigsten Schriftsteller der romantischen Schule. Für diese kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von den beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und, wie sein ewig jugendlicher Vater, führte er nicht bloß die Leier, sondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile. Er war trunken von lyrischer Lust und kritischer Grausamkeit, wie der delphische Gott. Hatte er, gleich diesem, irgend einen literarischen Marsyas erbärmlichst geschunden, dann griff er, mit den blutigen Fingern, wieder lustig in die goldenen Saiten seiner Leyer und sang ein freudiges Minnelied.

Die poetische Polemik, die Herr Tieck, in dramatischer Form, gegen die Gegner der Schule führte, gehört zu den außerordentlichsten Erscheinungen unserer Literatur. Es sind satyrische Dramen, die man gewöhnlich mit den Lustspielen des Aristophanes vergleicht. Aber sie unterscheiden sich von diesen fast eben so wie eine Sophokleische Tragödie sich von einer Shakespeare'schen unterscheidet. Hatte nemlich die antique Comödie ganz den einheitlichen Zuschnitt, den strengen Gang und die zierlichst ausgebildete metrische Sprache der antiquen Tragödie, als deren Parodie sie gelten konnte, so sind die dramatischen Satyren des Herrn Tieck ganz so abentheuerlich zugeschnitten, ganz so englisch unregelmäßig und so metrisch willkührlich wie die Tragödien des Shakespeare. War diese Form eine neue Erfindung des Herrn Tieck? Nein, sie existirte

bereits unter dem Volke, namentlich unter dem Volke in Italien. Wer Italienisch versteht, kann sich einen ziemlich richtigen Begriff jener Tieck'schen Dramen verschaffen, wenn er sich in die buntscheckig bizarren, venezianisch phantastischen Mährchen-Comödien des Gozzi noch etwas deutschen Mondschein hineinträumt. Sogar die meisten seiner Masken hat Herr Tieck diesem heiteren Kinde der Lagunen entlehnt. Nach seinem Beispiel haben viele deutsche Dichter sich ebenfalls dieser Form bemächtigt, und wir erhielten Lustspiele, deren komische Wirkung nicht durch einen launigen Charakter oder durch eine spaßhafte Intrigue herbeigeführt wird, sondern die uns gleich unmittelbar in eine komische Welt versetzen, in eine Welt, wo die Thiere wie Menschen sprechen und handeln, und wo Zufall und Willkühr an die Stelle der natürlichen Ordnung der Dinge getreten ist. Dieses finden wir auch bei Aristophanes. Nur daß letzterer diese Form gewählt, um uns seine tiefsinnigsten Weltanschauungen zu offenbaren, wie z. B. in den Vögeln, wo das wahnwitzigste Treiben der Menschen, ihre Sucht, in der leeren Luft die herrlichsten Schlösser zu bauen, ihr Trotz gegen die ewigen Götter, und ihre eingebildete Siegesfreude in den possirlichsten Fratzen dargestellt ist. Darum eben ist Aristophanes so groß, weil seine Weltansicht so groß war, weil sie größer, ja tragischer war als die der Tragiker selbst, weil seine Comödien wirklich „scherzende Tragödien" waren: denn z. B. Paisteteros wird nicht am Ende des Stückes, wie etwa ein moderner Dichter thun würde, in seiner lächerlichen Nichtigkeit dargestellt, sondern vielmehr er gewinnt die Basilea, die schöne wundermächtige Basilea, er steigt mit dieser himmlischen Gemahlin empor in seine Luftstadt, die Götter sind gezwungen, sich seinem Willen zu fügen, die Narrheit feiert ihre Vermählung mit der Macht und das Stück schließt mit jubelnden Hymenäen. Giebt es für einen vernünftigen Menschen etwas grauenhaft Tragischeres als dieser Narrensieg und Narrentriumph! So hoch aber verstiegen sich nicht unsere deutschen Aristophanesse; sie enthielten sich jeder höheren Weltanschauung; über die zwei wichtigsten Verhältnisse des Menschen, das politische und das religiöse, schwiegen sie mit großer Bescheidenheit; nur das Thema, das Aristophanes in den Fröschen besprochen, wagten sie zu behandeln: zum Hauptgegenstand ihrer dramatischen Satyre wählten sie das Theater selbst, und sie satyrisirten, mit mehr oder minderer Laune, die Mängel unserer Bühne. — —

Wir haben jetzt Ruhe in Deutschland, die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptsache; und, da Herr Tieck in diesen beiden Leistungen excellirt, so wird ihm von allen Freunden der Kunst die gebührende Bewunderung gezollt. Er ist, in der That, der beste Novellist in Deutschland. Jedoch alle seine erzählenden Erzeugnisse sind weder von derselben Gattung noch von demselben Werthe. Wie bei den Malern, kann man auch bei Herrn Tieck mehrere

Manieren unterscheiden. Seine erste Manier gehört noch ganz der früheren alten Schule. Er schrieb damals nur auf Antrieb und Bestellung eines Buchhändlers, welcher eben kein anderer war als der selige Nikolay selbst, der eigensinnigste Champion der Aufklärung und Humanität, der große Feind des Aberglaubens, des Mystizismus und der Romantik. Nikolay war ein schlechter Schriftsteller, eine prosaische Perücke, und er hat sich mit seiner Jesuitenriecherei oft sehr lächerlich gemacht. Aber wir Spätergeborenen, wir müssen doch eingestehen, daß der alte Nikolay ein grundehrlicher Mann war, der es redlich mit dem deutschen Volke meinte, und der aus Liebe für die heilige Sache der Wahrheit sogar das schlimmste Martyrthum, das Lächerlichwerden, nicht scheute. Wie man mir zu Berlin erzählt, lebte Herr Tieck früherhin in dem Hause dieses Mannes, er wohnte eine Etage höher als Nikolay, und die neue Zeit trampelte schon über dem Kopfe der alten Zeit.

Die Werke, die Herr Tieck in seiner ersten Manier schrieb, meistens Erzählungen und große lange Romane, worunter William Lovell der beste, sind sehr unbedeutend, ja sogar ohne Poesie. Es ist als ob diese poetisch reiche Natur in der Jugend geitzig gewesen sei, und alle ihre geistigen Reichthümer für eine spätere Zeit aufbewahrt habe. Oder kannte Herr Tieck selber nicht die Reichthümer seiner eigenen Brust, und die Schlegel mußten diese erst mit der Wünschelruthe entdecken? So wie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemüthes und seines Witzes. Da leuchteten die Diamanten, da quollen die klarsten Perlen, und vor allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelstein, wovon die romantischen Poeten damals so viel gesagt und gesungen. Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre literärischen Feldzüge die Kriegskosten schöpften. Herr Tieck mußte für die Schule die schon erwähnten satyrischen Lustspiele schreiben und zugleich nach den neuen ästhetischen Rezepten eine Menge Poesien jeder Gattung verfertigen. Das ist nun die zweite Manier des Herrn Ludwig Tieck. Seine empfehlenswerthesten dramatischen Produkte in dieser Manier sind „der Kaiser Octavian," „die heilige Genofeva" und der „Fortunat," drei Dramen, die den gleichnamigen Volksbüchern nachgebildet sind. Diese alten Sagen, die das deutsche Volk noch immer bewahrt, hat hier der Dichter in neuen kostbaren Gewanden gekleidet. Aber, ehrlich gestanden, ich liebe sie mehr in der alten naiven treuherzigen Form. So schön auch die Tiecksche Genofeva ist, so habe ich doch weit lieber das alte, zu Köln am Rhein sehr schlecht gedruckte Volksbuch mit seinen schlechten Holzschnitten, worauf aber gar rührend zu schauen ist, wie die arme nackte Pfalzgräfin nur ihre langen Haare zur keuschen Bedeckung hat, und ihren kleinen Schmerzenreich an den Zitzen einer mitleidigen Hirschkuh saugen läßt.

Weit kostbarer noch als jene Dramen sind die Novellen, die Herr Tieck in seiner zweiten Manier geschrieben. Auch diese sind meistens den alten Volkssagen nachgebildet. Die vorzüglichsten sind: „der blonde Eckbert," und „der Runenberg." In diesen Dichtungen herrscht eine geheimnißvolle Innigkeit, ein sonderbares Einverständniß mit der Natur, besonders mit dem Pflanzen- und Steinreich. Der Leser fühlt sich da wie in einem verzauberten Walde; er hört die unterirdischen Quellen melodisch rauschen; er glaubt manchmal, im Geflüster der Bäume, seinen eigenen Namen zu vernehmen; die breitblättrigen Schlingpflanzen umstricken manchmal beängstigend seinen Fuß; wildfremde Wunderblumen schauen ihn an mit ihren bunten sehnsüchtigen Augen; unsichtbare Lippen küssen seine Wangen mit neckender Zärtlichkeit; hohe Pilze, wie goldne Glocken, wachsen klingend empor am Fuße der Bäume; große schweigende Vögel wiegen sich auf den Zweigen, und nicken herab mit ihren klugen, langen Schnäbeln; alles athmet, alles lauscht, alles ist schauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weißem Zelter jagt vorüber ein schönes Frauenbild, mit wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Und dieses schöne Fräulein ist so schön, so blond, so veilchenäugig, so lächelnd und zugleich so ernsthaft, so wahr und zugleich so ironisch, so keusch und zugleich so schmachtend, wie die Phantasie unseres vortrefflichen Ludwig Tieck. Ja, seine Phantasie ist ein holdseliges Ritterfräulein, das im Zauberwalde nach fabelhaften Thieren jagt, vielleicht gar nach dem seltenen Einhorn, das sich nur von einer reinen Jungfrau fangen läßt.

Eine merkwürdige Veränderung begiebt sich aber jetzt mit Herrn Tieck, und diese bekundet sich in seiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geschwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weise, wie man sie von ihm am wenigsten erwartet hätte. Der ehemalige Enthusiast, welcher einst, aus schwärmerischem Eifer, sich in den Schooß der katholischen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudalistisches Mittelalter athmete, welcher die Kunst nur in der naiven Herzensergießung liebte: dieser trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, als Künstler, der in der Kunst das klarste Selbstbewußtsein verlangte, kurz als ein vernünftiger Mann. So sehen wir ihn in einer Reihe neuer Novellen, wovon auch einige in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethes ist darin sichtbar, so wie überhaupt Herr Tieck in seiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethes erscheint. Dieselbe artistische Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegelschen Schule nicht gelungen, den Goethe zu sich heranzuziehen, so sehen wir jetzt, wie diese Schule, repräsentirt von Herrn Ludwig Tieck, zu Goethe überging.

Dies mahnt an eine mahometanische Sage. Der Prophet hatte zu dem Berge gesagt: Berg komm zu mir. Aber der Berg kam nicht. Und siehe! das größere Wunder geschah, der Prophet ging zu dem Berge.

Herr Tieck ist geboren zu Berlin, den 31. Mai 1773. Seit einer Reihe Jahre hat er sich zu Dresden niedergelassen, wo er sich meistens mit dem Theater beschäftigte, und er, welcher in seinen früheren Schriften die Hofräthe als Typus der Lächerlichkeit beständig perßiflirt hatte, er selber wurde jetzt königlich sächsischer Hofrath. Der liebe Gott ist doch immer noch ein größerer Ironiker als Herr Tieck.

Es ist jetzt ein sonderbares Mißverhältniß eingetreten zwischen dem Verstande und der Phantaße dieses Schriftstellers. Jener, der Tiecksche Verstand ist ein honetter, nüchterner Spießbürger, der dem Nützlichkeitssystem huldigt und nichts von Schwärmerei wissen will; jene aber, die Tiecksche Phantaße, ist noch immer das ritterliche Frauenbild mit den wehenden Federn auf dem Barett, mit dem Falken auf der Faust. Diese beiden führen eine kuriose Ehe, und es ist manchmal betrübsam zu schauen, wie das arme hochadlige Weib dem trockenen bürgerlichen Gatten in seiner Wirthschaft, oder gar in seinem Käseladen behülflich sein soll. Manchmal aber, des Nachts, wenn der Herr Gemahl, mit seiner baumwollenen Mütze über dem Kopfe, ruhig schnarcht, erhebt die edle Dame sich von dem ehelichen Zwangslager, und besteigt ihr weißes Roß, und jagt wieder lustig, wie sonst, im romantischen Zauberwald.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß der Tiecksche Verstand, in seinen jüngsten Novellen, noch grämlicher geworden, und daß zugleich seine Phantaße von ihrer romantischen Natur immer mehr und mehr einbüßt, und in kühlen Nächten, sogar mit gähnendem Behagen, im Ehebette liegen bleibt und sich dem dürren Gemahle fast liebevoll anschließt.

Herr Tieck ist jedoch immer noch ein großer Dichter. Denn er kann Gestalten schaffen, und aus seinem Herzen dringen Worte, die unsere eigenen Herzen bewegen. Aber ein zages Wesen, etwas Unbestimmtes, Unsicheres, eine gewisse Schwächlichkeit ist nicht bloß jetzt, sondern war von jeher an ihm bemerkbar. Dieser Mangel an entschlossener Kraft giebt sich nur allzusehr kund in allem was er that und schrieb. Wenigstens in allem was er schrieb, offenbart sich keine Selbstständigkeit. Seine erste Manier zeigt ihn als gar nichts; seine zweite Manier zeigt ihn als einen getreuen Schildknappen der Schlegel; seine dritte Manier zeigt ihn als einen Nachahmer Goethes. Seine Theaterkritiken, die unter dem Titel „dramaturgische Blätter" gesammelt, sind noch das Originalste, was er geliefert hat. Aber es sind Theaterkritiken.

Um den Hamlet ganz als Schwächling zu schildern, läßt Shakespeare ihn auch, im Gespräche mit den Comödianten, als einen guten Theaterkritiker erscheinen.

Mit den ernsten Disciplinen hatte sich Herr Tieck nie sonderlich befaßt. Er studirte moderne Sprachen und die älteren Urkunden unserer vaterländischen Poesie. Den klassischen Studien soll er immer fremd geblieben sein, als ein ächter Romantiker. Nie beschäftige er sich mit Philosophie; diese scheint ihm sogar widerwärtig gewesen zu sein. Auf den Feldern der Wissenschaft brach Herr Tieck nur Blumen und dünne Aerten, um mit ersteren die Nasen seiner Freunde, und mit letzteren die Rücken seiner Gegner zu regaliren. Mit dem gelehrten Feldbau hat er sich nie abgegeben. Seine Schriften sind Blumensträuße und Stockbündel; nirgends eine Garbe mit Kornähren.

Außer Goethe ist es Cervantes, welchen Herr Tieck am meisten nachgeahmt. Die humoristische Ironie, ich könnte auch sagen, der ironische Humor dieser beiden modernen Dichter, verbreitet auch ihren Duft in den Novellen aus Herrn Tiecks dritter Manier. Ironie und Humor sind da so verschmolzen, daß sie ein und dasselbe zu sein scheinen. Von dieser humoristischen Ironie ist viel bei uns die Rede, die Goethesche Kunstschule preist sie als eine besondere Herrlichkeit ihres Meisters, und sie spielt jetzt eine große Rolle in der deutschen Literatur.

Ich habe nachträglich noch zwei Arbeiten des Herrn Tieck zu rühmen, wodurch er sich ganz besonders den Dank des deutschen Publikums erworben. Das sind seine Uebersetzung einer Reihe englischer Dramen aus der shakespeareschen Zeit, und seine Uebersetzung des Don Quixote. Letztere ist ihm ganz besonders gelungen, keiner hat die närrische Grandezza des ingenioſen Hidalgo von La Mancha so gut begriffen und so treu wieder gegeben wie unser vortrefflicher Tieck.

Spaßhaft genug ist es, daß gerade die romantische Schule uns die beste Uebersetzung eines Buches geliefert hat, worin ihre eigne Narrheit am ergötzlichsten durchgehechelt wird. Denn diese Schule war ja von demselben Wahnsinn befangen, der auch den edlen Manchaner zu allen seinen Narrheiten begeisterte; auch sie wollte das mittelalterliche Ritterthum wieder restauriren; auch sie wollte eine abgestorbene Vergangenheit wieder ins Leben rufen. Oder hat Miguel de Cervantes Savedra in seinem närrischen Heldengedichte auch andere Ritter persifliren wollen, nämlich alle Menschen, die für irgend eine Idee kämpfen und leiden? Hat er wirklich in seinem langen, dürren Ritter die idealische Begeisterung überhaupt, und in dessen dickem Schildknappen den realen Verstand parodiren wollen? Immerhin, letzterer spielt jedenfalls die lächerlichere Figur; denn der reale Verstand mit allen seinen hergebrachten gemeinnützigen Sprüchwörtern muß dennoch, auf seinem ruhigen Esel, hinter der Begeisterung einher trottiren; trotz seiner bessern Einsicht muß er und sein Esel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter so oft zustößt: ja, die

ideale Begeisterung ist von so gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verstand, mitsammt seinen Eseln, ihr immer unwillkührlich nachfolgen muß.

Oder hat der tiefsinnige Spanier noch tiefer die menschliche Natur verhöhnen wollen? Hat er vielleicht in der Gestalt des Don Quixote unseren Geist, und in der Gestalt des Sancho Pansa unseren Leib allegorisirt, und das ganze Gedicht wäre alsdenn nichts anders als ein großes Mysterium, wo die Frage über den Geist und die Materie in ihrer gräßlichsten Wahrheit diskutirt wird? So viel sehe ich in dem Buche, daß der arme, materielle Sancho für die spirituellen Don Quixoterien sehr viel leiden muß, daß er für die nobelsten Absichten seines Herren sehr oft die ignobelsten Prügel empfängt, und daß er immer verständiger ist, als sein hochtrabender Herr; denn er weiß, daß Prügel sehr schlecht, die Würstchen einer Olla-Potrida aber sehr gut schmecken. Wirklich, der Leib scheint oft mehr Einsicht zu haben, als der Geist, und der Mensch denkt oft viel richtiger mit Rücken und Magen, als mit dem Kopf.

3.

Unter den Verrücktheiten der romantischen Schule in Deutschland verdient das unaufhörliche Rühmen und Preisen des Jakob Böhme eine besondere Erwähnung. Dieser Name war gleichsam das Schiboleth dieser Leute. Wenn sie den Namen Jakob Böhme aussprachen, dann schnitten sie ihre tiefsinnigsten Gesichter. War das Ernst oder Spaß?

Jener Jakob Böhme war ein Schuster, der Anno 1575 zu Wörlitz, in der Oberlausitz, das Licht der Welt erblickt und eine Menge theosophischer Schriften hinterlassen hat. Diese sind in deutscher Sprache geschrieben, und waren daher unsern Romantikern um so zugänglicher. Ob jener sonderbare Schuster ein so ausgezeichneter Philosoph gewesen ist, wie viele deutsche Mystiker behaupten, darüber kann ich nicht allzu genau urtheilen, da ich ihn gar nicht gelesen; ich bin aber überzeugt, daß er keine so gute Stiefel gemacht hat wie Herr Sakoski. Die Schuster spielen überhaupt eine Rolle in unserer Literatur, und Hans Sachs, ein Schuster, welcher im Jahre 1454 zu Nürremberg geboren ist, und dort sein Leben verbracht, ward von der romantischen Schule als einer unserer besten Dichter gepriesen. Ich habe ihn nie gelesen, und ich muß gestehen, daß ich zweifle ob Herr Sakoski jemals so gute Verse gemacht hat, wie unser alter, vortrefflicher Hans Sachs.

Des Herrn Schellings Einfluß auf die romantische Schule habe ich bereits angedeutet. Da ich ihn später besonders besprechen werde, kann ich mir hier seine ausführliche Beurtheilung ersparen. Jedenfalls verdient dieser Mann

unſere größte Aufmerkſamkeit. Denn in früherer Zeit iſt durch ihn in der deutſchen Geiſterwelt eine große Revoluzion entſtanden, und in ſpäterer Zeit hat er ſich ſo verändert, daß die Unerfahrnen in die größten Irrthümer gerathen, wenn ſie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechſeln möchten. Der frühere Schelling war ein kühner Proteſtant, der gegen den Fichteſchen Idealismus proteſtirte. Dieſer Idealismus war ein ſonderbares Syſtem, das beſonders einem Franzoſen befremdlich ſein muß. Denn während in Frankreich eine Philoſophie aufkam, die den Geiſt gleichſam verkörperte, die den Geiſt nur als eine Modifikazion der Materie anerkannte, kurz, während hier der Materialismus herrſchend geworden, erhob ſich in Deutſchland eine Philoſophie, die, ganz im Gegentheil, nur den Geiſt als etwas Wirkliches annahm, die alle Materie nur für eine Modifikazion des Geiſtes erklärte, die ſogar die Exiſtenz der Materie läugnete. Es ſchien faſt, der Geiſt habe jenſeits des Rheins Rache geſucht für die Beleidigung, die ihm dieſſeits des Rheines widerfahren. Als man den Geiſt hier in Frankreich läugnete, da emigrirte er gleichſam nach Deutſchland und läugnete dort die Materie. Fichte könnte man in dieſer Beziehung als den Herzog von Braunſchweig des Spiritualismus betrachten, und ſeine idealiſtiſche Philoſophie wäre nichts als ein Manifeſt gegen den franzöſiſchen Materialismus. Aber dieſe Philoſophie, die wirklich die höchſte Spitze des Spiritualismus bildet, konnte ſich eben ſo wenig erhalten, wie der kraſſe Materialismus der Franzoſen, und Herr Schelling war der Mann, welcher mit der Lehre auftrat: daß die Materie, oder, wie er es nannte, die Natur, nicht bloß in unſerem Geiſte, ſondern auch in der Wirklichkeit exiſtire, daß unſere Anſchauung von den Dingen identiſch ſei mit den Dingen ſelbſt. Dieſes iſt nun die Schellingſche Identitätslehre, oder, wie man ſie auch nennt, die Naturphiloſophie.

Solches geſchah zu Anfang des Jahrhunderts. Herr Schelling war damals ein großer Mann. Unterdeſſen aber erſchien Hegel auf dem philoſophiſchen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten faſt nichts ſchrieb, wurde verdunkelt, ja, er gerieth in Vergeſſenheit und behielt nur noch eine literärhiſtoriſche Bedeutung. Die Hegelſche Philoſophie ward die herrſchende, Hegel ward Souverain im Reiche der Geiſter, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatiſirter Philoſoph, wandelte trübſelig umher unter den anderen mediatiſirten Herren zu München. Da ſah ich ihn einſt und hätte ſchier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er ſprach war noch das Allerjämmerlichſte, es war ein neidiſches Schmähen auf Hegel, der ihn ſüpplantirt. Wie ein Schuſter über einen andern Schuſter ſpricht, den er beſchuldigt, er habe ſein Leder geſtohlen und Stiefel daraus gemacht: ſo hörte ich Herrn Schelling, als ich ihn zufällig mal ſah, über Hegel ſprechen, über Hegel, welcher ihm „ſeine Ideen genom-

men;" und „meine Ideen sind es, die er genommen," und wieder „meine Ideen," war der beständige Refrain des armen Mannes. Wahrlich, sprach der Schuster Jakob Böhme einst wie ein Philosoph, so spricht der Philosoph Schelling jetzt wie ein Schuster.

Nichts ist lächerlicher als das reklamirte Eigenthumsrecht an Ideen. Hegel hat freilich sehr viele Schellingsche Ideen zu seiner Philosophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit diesen Ideen etwas anzufangen gewußt. Er hat immer nur philosophiert, aber nimmermehr eine Philosophie geben können. Und dann dürfte man wohl behaupten, daß Herr Schelling mehr von Spinoza entlehnt hat, als Hegel von ihm selber. Wenn man den Spinoza einst aus seiner starren, altkartesianischen, mathematischen Form erlöst, und ihn dem großen Publikum zugänglicher macht, dann wird sich vielleicht zeigen, daß er mehr als jeder Andere über Ideendiebstahl klagen dürfte. Alle unsere heutigen Philosophen, vielleicht oft ohne es zu wissen, sehen sie durch die Brillen, die Baruch Spinoza geschliffen hat.

Mißgunst und Neid hat Engel zum Falle gebracht, und es ist leider nur zu gewiß, daß Unmuth wegen Hegels immer steigendem Ansehen, den armen Herrn Schelling dahin geführt, wo wir ihn jetzt sehen. — Herr Schelling verrieth die Philosophie an die katholische Religion. Alle Zeugnisse stimmen hierin überein, und es war längst vorauszusehen, daß es dazu kommen mußte. Aus dem Munde einiger Machthaber zu München hatte ich so oft die Worte gehört: „man müsse den Glauben verbinden mit dem Wissen." Diese Phrase war unschuldig wie die Blume und dahinter lauerte die Schlange. Jetzt weiß ich was Ihr gewollt habt. Herr Schelling muß jetzt dazu dienen, mit allen Kräften seines Geistes die katholische Religion zu rechtfertigen, und alles, was er unter dem Namen Philosophie jetzt lehrt, ist nichts anders als eine Rechtfertigung des Katholizismus. Dabei spekulirte man noch auf den Nebenvortheil, daß der gefeierte Name die weisheitsdürstende deutsche Jugend nach München lockt. Andächtig kniet diese Jugend vor dem Manne, den sie für den Hohepriester der Wahrheit hält, und arglos empfängt sie aus seinen Händen die vergiftete Hostie.

Unter den Schülern des Herrn Schelling nennt Deutschland in besonders rühmlicher Weise den Herrn Steffens, der jetzt Professor der Philosophie in Berlin. Er lebte zu Jena als die Schlegel dort ihr Wesen trieben, und sein Name erklingt häufig in den Annalen der romantischen Schule. Er hat späterhin auch einige Novellen geschrieben, worin viel Scharfsinn und wenig Poesie zu finden ist. Bedeutender sind seine wissenschaftlichen Werke, namentlich seine Anthropologie. Diese ist voll originaler Ideen. Von dieser Seite ist ihm weniger Anerkennung zu Theil geworden, als er wohl verdiente. Andere haben die Kunst verstanden, seine Ideen zu bearbeiten, und sie als die ihrigen ins

Publikum zu bringen. Herr Steffens durfte mehr als sein Meister sich beklagen, daß man ihm seine Ideen entwendet. Unter seinen Ideen gab es aber eine, die sich keiner zugeeignet hat, und es ist seine Hauptidee, die erhabene Idee: „Henrik Steffens, geboren den 2ten Mai 1773 zu Stavangar, bei Drohntheim in Norweg, sei der größte Mann seines Jahrhunderts.“

Seit den letzten Jahren ist dieser Mann in die Hände der Pietisten gerathen und seine Philosophie ist jetzt nichts als ein weinerlicher, lauwarm wäßrigter Pietismus.

Ein ähnlicher Geist ist Herr Joseph Görres, dessen ich schon mehrmals erwähnt, und der ebenfalls zur Schellingschen Schule gehört. Er ist in Deutschland bekannt unter dem Namen: „der vierte Allierte.“ So hatte ihn nemlich ein französischer Journalist genannt, im Jahre 1814, als er den Haß gegen Frankreich predigte. Von diesem Complimente zehrt der Mann noch bis auf den heutigen Tag. Aber, in der That, niemand vermochte, so gewaltig wie er, vermittelst nazionaler Erinnerungen, den Haß der Deutschen gegen die Franzosen zu entflammen; und das Journal, das er in dieser Absicht schrieb, „der rheinische Merkur,“ ist voll von solchen Beschwörungsformeln, die, käme es wieder zum Kriege, noch immer einige Wirkung ausüben möchten. Seitdem kam Herr Görres fast in Vergessenheit. —— Er ist eine Hauptstütze der katholischen Propaganda zu München. Dort sah ich ihn, vor einigen Jahren, in der Blüthe seiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium, das meistens aus katholischen Seminaristen bestand, hielt er Vorlesungen über allgemeine Weltgeschichte, und war schon bis zum Sündenfall gekommen. Welch ein schreckliches Ende nehmen doch die Feinde Frankreichs! Der vierte Allierte ist jetzt dazu verdammt, den katholischen Seminaristen, der Ecole-Polytechnique des Obscurantismus, jahraus, jahrein, tagtäglich den Sündenfall zu erzählen! In dem Vortrage des Mannes herrschte, wie in seinen Büchern, die größte Confusion, die größte Begriff- und Sprachverwirrung, und, nicht ohne Grund, hat man ihn oft mit dem babilonischen Thurm verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheuren Thurm, worin hunderttausend Gedanken sich abarbeiten und sich besprechen und zurufen und zanken, ohne daß der eine den andern versteht. Manchmal schien der Lärm in seinem Kopfe ein wenig zu schweigen, und er sprach dann lang und langsam und langweilig, und von seinen mißmüthigen Lippen fielen die monotonen Worte herab, wie trübe Regentropfen von einer bleiernen Dachtraufe.

Wenn manchmal die alte demagogische Wildheit wieder in ihm erwachte und mit seinen mönchisch frommen Demuthsworten widerwärtig kontrastirte; wenn er christlich liebevoll wimmerte, während er blutdürstig wüthend hin und hersprang: dann glaubte man eine tonsurirte Hyäne zu sehen.

Herr Görres ist geboren zu Coblenz, den 25ten Januar 1776.

Die übrigen Particularitäten ſeines Lebens, wie die des Lebens der meiſten ſeiner Genoſſen, bitte ich mir zu erlaſſen. Ich habe vielleicht in der Beurtheilung ſeiner Freunde, der beiden Schlegel, die Grenze überſchritten wie weit man das Leben dieſer Leute beſprechen darf.

Ach! wie betrübſam iſt es, wenn man nicht blos jene Dioskuren, ſondern wenn man überhaupt die Sterne unſerer Literatur in der Nähe betrachtet! Die Sterne des Himmels erſcheinen uns aber vielleicht deßhalb ſo ſchön und rein, weil wir weit von ihnen entfernt ſtehen und ihr Privatleben nicht kennen. Es giebt gewiß dort oben ebenfalls manche Sterne, welche lügen und betteln; Sterne, welche heucheln; Sterne, welche gezwungen ſind, alle möglichen Schlechtigkeiten zu begehen; Sterne, welche ſich einander küſſen und verrathen; Sterne, welche ihren Feinden und, was noch ſchmerzlicher iſt, ſogar ihren Freunden ſchmeicheln, eben ſo gut wie hier unten. Jene Cometen, die man dort oben manchmal wie Mänaden des Himmels, mit aufgelöſtem Strahlenhaar, umherſchweifen ſieht, das ſind vielleicht liederliche Sterne, die am Ende ſich reuig und bevot in einen obſcuren Winkel des Firmaments verkriechen und die Sonne haſſen.

Indem ich hier von deutſchen Philoſophen geſprochen, kann ich nicht umhin, einen Irrthum zu berichtigen, den ich in Betreff der deutſchen Philoſophie hier in Frankreich allzuſehr verbreitet finde. Seit nemlich einige Franzoſen ſich mit der Schellingſchen und Hegelſchen Philoſophie beſchäftigt, die Reſultate ihrer Studien in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt, auch wohl auf franzöſiſche Verhältniſſe angewendet: ſeitdem klagen die Freunde des klaren Denkens und der Freiheit, daß man aus Deutſchland die aberwitzigſten Träumereien und Sophismen einführe, womit man die Geiſter zu verwirren, und jede Lüge und jeden Despotismus mit dem Scheine der Wahrheit und des Rechts zu umkleiden verſtünde. Mit einem Worte, dieſe edlen, für die Intereſſen des Liberalismus beſorgten Leute, klagen über den ſchädlichen Einfluß der deutſchen Philoſophie in Frankreich. Aber der armen deutſchen Philoſophie geſchieht Unrecht. Denn erſtens iſt das keine deutſche Philoſophie, was den Franzoſen bisher unter dieſem Titel, namentlich von Herren Victor Couſin, präſentirt worden. Herr Couſin hat ſehr viel geiſtreiches Wiſchiwaſchi, aber keine deutſche Philoſophie vorgetragen. Zweitens die eigentliche deutſche Philoſophie iſt die, welche ganz unmittelbar aus Kants Critik der reinen Vernunft hervorgegangen, und, den Charakter dieſes Urſprungs bewahrend, ſich wenig um politiſche oder religiöſe Verhältniſſe, deſto mehr aber um die letzten Gründe aller Erkenntniß bekümmerte.

Es iſt wahr, die metaphyſiſchen Syſteme der meiſten deutſchen Philoſophen glichen nur allzu ſehr bloßem Spinnweb. Aber was ſchadete das? Konnte doch der Jeſuitismus dieſes Spinnweb nicht zu ſeinen Lügennetzen benutzen,

und konnte doch eben so wenig der Despotismus seine Stricke daraus drehen, um die Geister zu binden. Nur seit Schelling verlor die deutsche Philosophie diesen dünnen, aber harmlosen Charakter. Unsere Philosophen kritisiren seitdem nicht mehr die letzten Gründe der Erkenntnisse und des Seins überhaupt, sie schwebten nicht mehr in idealistischen Abstraktzionen, sondern sie suchten Gründe, um das Vorhandene zu rechtfertigen, sie wurden Justifikatoren dessen, was da ist. Während unsere früheren Philosophen, arm und entsagend, in kümmerlichen Dachstübchen hockten und ihre Systeme ausgrübelten, stecken unsere jetzigen Philosophen in der brillanten Livree der Macht, sie wurden Staatsphilosophen, nemlich sie ersannen philosophische Rechtfertigungen aller Interessen des Staates, worin sie sich angestellt befanden. Z. B. Hegel, Professor in dem protestantischen Berlin, hat in seinem Systeme auch die ganze evangelisch protestantische Dogmatik aufgenommen; und Herr Schelling, Professor in dem katholischen München, justifizirt jetzt, in seinen Vorlesungen, selbst die extravagantesten Lehrsätze der römisch katholisch apostolischen Kirche.

Ja, wie einst die alexandrinischen Philosophen allen ihren Scharfsinn aufgeboten, um, durch allegorische Auslegungen, die sinkende Religion des Jupiter vor dem gänzlichen Untergang zu bewahren, so versuchen unsere deutschen Philosophen etwas Aehnliches für die Religion Christi. Es kümmert uns wenig zu untersuchen, ob diese Philosophen einen uneigennützigen Zweck haben; sehen wir sie aber in Verbindung mit der Parthei der Priester, deren materielle Interessen mit der Erhaltung des Katholizismus verknüpft ist, so nennen wir sie Jesuiten. Sie mögen sich aber nicht einbilden, daß wir sie mit den älteren Jesuiten verwechseln. Diese waren groß und gewaltig, voll Weisheit und Willenskraft. O, der schwächlichen Zwerge, die da wähnen, sie würden die Schwierigkeiten besiegen, woran sogar jene schwarzen Riesen gescheitert! Nie hat der menschliche Geist größere Combinazionen ersonnen, als die, wodurch die alten Jesuiten den Katholizismus zu erhalten suchten. Aber es gelang ihnen nicht, weil sie nur für die Erhaltung des Katholizismus und nicht für den Katholizismus selbst begeistert waren. An letzterem, an und für sich, war ihnen eigentlich nicht viel gelegen; daher profanirten sie zuweilen das katholische Prinzip selbst, um es nur zur Herrschaft zu bringen; sie verständigten sich mit dem Heidenthum, mit den Gewalthabern der Erde, beförderten deren Lüste, wurden Mörder und Handelsleute, und, wo es darauf ankam, wurden sie sogar Atheisten. Aber vergebens gewährten ihre Beichtiger die freundlichsten Absoluzionen und buhlten ihre Casuisten mit jedem Laster und Verbrechen. Vergebens haben sie mit den Laien in Kunst und Wissenschaft gewetteifert, um beide als Mittel zu benutzen. Hier wird ihre Ohnmacht ganz sichtbar. Sie beneideten alle großen Gelehrten und Künstler und konnten doch nichts Außerordentliches entdecken oder schaffen.

Sie haben fromme Hymnen gedichtet und Dome gebaut; aber in ihren Gedichten weht kein freier Geiſt, ſondern ſeufzt nur der zitternde Gehorſam für die Oberen des Ordens; und gar in ihren Bauwerken ſieht man nur eine ängſtliche Unfreiheit, ſteinerne Schmiegſamkeit, Erhabenheit auf Befehl. Mit Recht ſagte einſt Barault: die Jeſuiten konnten die Erde nicht zum Himmel erheben, und ſie zogen den Himmel herab zur Erde. Fruchtlos war all ihr Thun und Wirken. Aus der Lüge kann kein Leben erblühen und Gott kann nicht gerettet werden durch den Teufel.

Herr Schelling iſt geboren, den 27. Januar 1775, in Würtemberg.

4.

Ueber das Verhältniß des Herrn Schelling zur romantiſchen Schule habe ich nur wenig Andeutung geben können. Sein Einfluß war meiſtens perſönlicher Art. Dann iſt auch, ſeit durch ihn die Naturphiloſophie in Schwung gekommen, die Natur viel ſinniger von den Dichtern aufgefaßt worden. Die einen verſenkten ſich mit allen ihren menſchlichen Gefühlen in die Natur hinein; die anderen hatten einige Zauberformeln ſich gemerkt, womit man etwas Menſchliches aus der Natur hervorſchauen und hervorſprechen laſſen konnte. Erſtere waren die eigentlichen Myſtiker und glichen in vieler Hinſicht den indiſchen Religioſen, die in der Natur aufgehen, und endlich mit der Natur in Gemeinſchaft zu fühlen beginnen. Die Anderen waren vielmehr Beſchwörer, ſie riefen mit eigenem Willen ſogar die feindlichen Geiſter aus der Natur hervor, ſie glichen dem arabiſchen Zauberer, der nach Willkühr jeden Stein zu beleben, und jedes Leben zu verſteinern weiß. Zu den Erſteren gehörte zunächſt Novalis, zu den Anderen zunächſt Hoffmann. Novalis ſah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauſchte das Geſpräch der Pflanzen, er wußte das Geheimniß jeder jungen Roſe, er identifizirte ſich endlich mit der ganzen Natur, und, als es Herbſt wurde und die Blätter abfielen, da ſtarb er. Hoffmann hingegen ſah überall nur Geſpenſter, ſie nickten ihm entgegen aus jeder chineſiſchen Theekanne und jeder berliner Perücke; er war ein Zauberer, der die Menſchen in Beſtien verwandelte und dieſe ſogar in königlich preußiſche Hofräthe; er konnte die Todten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben ſelbſt ſtieß ihn von ſich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, daß er ſelbſt ein Geſpenſt geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein mißgeſchliffener Spiegel, worin er, tauſendfältig verzerrt, nur ſeine eigene Todtenlarve erblickte; und ſeine Werke ſind nichts anders als ein entſetzlicher Angſtſchrei in zwanzig Bänden.

Hoffmann gehört nicht zu der romantischen Schule. Er stand in keiner Berührung mit den Schlegeln, und noch viel weniger mit ihren Tendenzen. Ich erwähnte seiner hier nur im Gegensatz zu Novalis, der ganz eigentlich ein Poet aus jener Schule ist. Novalis ist hier minder bekannt als Hoffmann, welcher von Loeve-Veimars in einem so vortrefflichen Anzuge dem französischen Publikum vorgestellt worden und dadurch in Frankreich eine große Reputazion erlangt hat. Bei uns in Deutschland ist jetzt Hoffmann keineswegs in Vogue, aber er war es früher. In seiner Periode wurde er viel gelesen, aber nur von Menschen, deren Nerven zu stark oder zu schwach waren, als daß sie von gelinden Akkorden affizirt werden konnten. Die eigentlichen Geistreichen und die poetischen Naturen wollten nichts von ihm wissen. Diesen war der Novalis viel lieber. Aber, ehrlich gestanden, Hoffmann war als Dichter viel bedeutender als Novalis. Denn letzterer, mit seinen idealischen Gebilden, schwebt immer in der blauen Luft, während Hoffmann, mit allen seinen bizarren Fratzen, sich doch immer an der irdischen Realität festklammert. Wie aber der Riese Antheus unbezwingbar stark blieb, wenn er mit dem Fuße die Mutter Erde berührte, und seine Kraft verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob: so ist auch der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt, und er wird ohnmächtig, sobald er schwärmerisch in der blauen Luft umherschwebt.

Die große Aehnlichkeit zwischen beiden Dichtern besteht wohl darin, daß ihre Poesie eigentlich eine Krankheit war. In dieser Hinsicht hat man geäußert, daß die Beurtheilung ihrer Schriften nicht das Geschäft des Kritikers, sondern des Arztes sei. Der Rosenschein in den Dichtungen des Novalis ist nicht die Farbe der Gesundheit, sondern der Schwindsucht, und die Purpurglut in Hoffmanns Phantasiestücken ist nicht die Flamme des Genies, sondern des Fiebers.

Aber haben wir ein Recht zu solchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzu sehr mit Gesundheit gesegnet sind? Und gar jetzt, wo die Literatur wie ein großes Lazareth aussieht? Oder ist die Poesie vielleicht eine Krankheit des Menschen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsstoff ist, woran das arme Austerthier leidet?

Novalis wurde geboren den 2. Mai 1772. Sein eigentlicher Name ist Hardenberg. Er liebte eine junge Dame, die an der Schwindsucht litt und an diesem Uebel starb. In allem, was er schrieb, weht diese trübe Geschichte, sein Leben war nur ein träumerisches Hinsterben, und er starb an der Schwindsucht, im Jahe 1801, ehe er sein neun und zwanzigstes Lebensjahr und seinen Roman vollendet hatte. Dieser Roman ist in seiner jetzigen Gestalt nur das Fragment eines großen allegorischen Gedichtes, das, wie die göttliche Komödie des Dante, alle irdischen und himmlischen Dinge feiern sollte. Heinrich von

Ofterdingen, der berühmte Dichter, ist der Held dieses Romans. Wir sehen ihn als Jüngling in Eisenach, dem lieblichen Städtchen, welches am Fuße jener alten Wartburg liegt, wo schon das Größte, aber auch schon das Dümmste geschehen; wo nemlich Luther seine Bibel übersetzt, und einige alberne Deutschthümler den Gensdarmeriekodex des Herrn Kamptz verbrannt haben. In dieser Burg ward auch einst jener Sängerkrieg geführt, wo, unter anderen Dichtern, auch Heinrich von Ofterdingen mit Klingsohr von Ungarland den gefährlichen Wettstreit in der Dichtkunst gesungen, den uns die Manessische Sammlung aufbewahrt hat. Dem Scharfrichter sollte das Haupt des Unterliegenden verfallen sein und der Landgraf von Thüringen war Schiedsrichter. Bedeutungsvoll hebt sich nun die Wartburg, der Schauplatz seines späteren Ruhms, über die Wiege des Helden, und der Anfang des Romans von Novalis zeigt ihn, wie gesagt, in dem väterlichen Hause zu Eisenach. „Die Eltern liegen schon und schlafen, die Wanduhr schlägt ihren einförmigen Tact, vor den klappernden Fenstern sauft der Wind; abwechselnd wird die Stube hell von dem Schimmer des Mondes.

„Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager, und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst, fern ab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehne ich mich zu erblicken. Sie steht mir unaufhörlich im Sinne und ich kann nicht anders dichten und denken. So ist mir noch nie zu Muthe gewesen: es ist als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert; und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume habe ich damals nie gehört.“

Mit solchen Worten beginnt „Heinrich von Ofterdingen,“ und überall in diesem Roman leuchtet und duftet die blaue Blume. Sonderbar und bedeutungsvoll ist es, daß selbst die fabelhaftesten Personen in diesem Buche uns so bekannt dünken, als hätten wir in früheren Zeiten schon recht traulich mit ihnen gelebt. Alte Erinnerungen erwachen, selbst Sophia trägt so wohlbekannte Gesichtszüge, und es treten uns ganze Buchenalleen ins Gedächtniß, wo wir mit ihr auf und abgegangen und heiter gekost. Aber das Alles liegt so dämmernd hinter uns, wie ein halbvergessener Traum.

Die Muse des Novalis war ein schlankes, weißes Mädchen mit ernsthaft blauen Augen, goldnen Hyazinthenlocken, lächelnden Lippen und einem kleinen rothen Muttermahl an der linken Seite des Kinns. Ich denke mir nemlich als Muse der Novalisschen Poesie eben dasselbe Mädchen, das mich zuerst mit Novalis bekannt machte, als ich den rothen Maroquinband mit Goldschnitt, welcher den Ofterdingen enthielt, in ihren schönen Händen erblickte. Sie trug immer ein blaues Kleid und hieß Sophia. Einige Stazionen von Göt-

tingen lebte ſie bei ihrer Schweſter, der Frau Poſtmeiſterin, einer heiteren, dicken, rothbäckigen Frau mit einem hohen Buſen, der, mit ſeinen ausgezackten ſteifen Blonden wie eine Feſtung ausſah; dieſe Feſtung war aber unüberwindlich, die Frau war ein Gibraltar der Tugend. Es war eine thätige, wirthſchaftliche, praktiſche Frau, und doch beſtand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmannſche Romane zu leſen. In Hoffmann fand ſie den Mann, der es verſtand, ihre derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu ſetzen. Ihrer blaſſen zarten Schweſter hingegen gab ſchon der Anblick eines Hoffmannſchen Buches die unangenehmſte Empfindung, und berührte ſie ein ſolches unverſehens, ſo zuckte ſie zuſammen. Sie war ſo zart wie eine Sinnpflanze, und ihre Worte waren ſo duftig, ſo reinklingend, und, wenn man ſie zuſammenſetzte, waren es Verſe. Ich habe manches, was ſie ſprach, aufgeſchrieben, und es ſind ſonderbare Gedichte, ganz in der Novaliſchen Weiſe, nur noch geiſtiger und verhallender. Eins dieſer Gedichte, das ſie zu mir ſprach, als ich Abſchied von ihr nahm um nach Italien zu reiſen, iſt mir beſonders lieb. In einem herbſtlichen Garten, wo eine Illumination ſtatt gefunden, hört man das Geſpräch zwiſchen dem letzten Lämpchen, der letzten Roſe und einem wilden Schwan. Die Morgennebel brechen jetzt heran, das letzte Lämpchen iſt erloſchen, die Roſe iſt entblättert und der Schwan entfaltet ſeine weißen Flügel und fliegt nach Süden.

Es giebt nemlich im Hannövriſchen viele wilde Schwäne, die im Herbſt nach dem wärmeren Süden auswandern und im Sommer wieder zu uns heimkehren. Sie bringen den Winter wahrſcheinlich in Afrika zu. Denn in der Bruſt eines todten Schwans fanden wir einmal einen Pfeil, welchen Profeſſor Blumenbach für einen afrikaniſchen erkannte. Der arme Vogel, mit dem Pfeil in der Bruſt, war er doch nach dem nordiſchen Neſte zurückgekehrt, um dort zu ſterben. Mancher Schwan aber mag, von ſolchen Pfeilen getroffen, nicht im Stande geweſen ſein, ſeine Reiſe zu vollenden, und er blieb vielleicht kraftlos zurück in einer brennenden Sandwüſte, oder er ſitzt jetzt mit ermatteten Schwingen, auf irgend einer egyptiſchen Pyramide, und ſchaut ſehnſüchtig nach dem Norden, nach dem kühlen Sommerneſte im Lande Hannover.

Als ich, im Spätherbſt 1828, aus dem Süden zurückkehrte, (und zwar mit dem brennenden Pfeil in der Bruſt,) führte mich mein Weg in die Nähe von Göttingen, und bei meiner dicken Freundin, der Poſthalterin, ſtieg ich ab, um Pferde zu wechſeln. Ich hatte ſie ſeit Jahr und Tag nicht geſehen, und die gute Frau ſchien ſehr verändert. Ihr Buſen glich noch immer einer Feſtung, aber einer geſchleiften; die Baſtionen raſirt, die zwei Hauptthürme nur hängende Ruinen, keine Schildwache bewachte mehr den Eingang, und das Herz, die Citadelle, war gebrochen. Wie ich von dem Poſtillon Pieper erfuhr, hatte ſie ſogar die Luſt an den Hoffmannſchen Romanen verloren, und ſie trank jetzt

vor Schlafengehn deſto mehr Branntwein. Das iſt auch viel einfacher; denn den Branntwein haben die Leute immer ſelbſt im Hauſe, die Hoffmannſchen Romane hingegen mußten ſie vier Stunden weit aus der Deuerlichſchen Leſebibliothek zu Göttingen holen laſſen. Der Poſtillon Pieper war ein kleiner Kerl, der dabei ſo ſauer ausſah, als habe er Eſſig geſoffen und ſei davon ganz zuſammengezogen. Als ich dieſen Menſchen nach der Schweſter der Frau Poſthalterin befragte, antwortete er: Mademoiſelle Sophia wird [illegible] ſterben und iſt ſchon jetzt ein Engel. Wie vortrefflich mußte ein Weſen ſein, wovon ſogar der ſaure Pieper ſagte: ſie ſei ein Engel! Und er ſagte dieſes, während er, mit ſeinem hochbeſtiefelten Fuße, das ſchnatternde und flatternde Federvieh fortſcheuchte. Das Poſthaus, einſt lachend weiß, hatte ſich eben ſo wie ſeine Wirthin verändert, es war krankhaft vergilbt, und die Mauern hatten tiefe Runzeln bekommen. Im Hofraum lagen zerſchlagene Wagen, und neben dem Miſthaufen, an einer Stange, hing, zum Trocknen, ein durchnäßter, ſcharlachrother Poſtillionsmantel. Mademoiſelle Sophia ſtand oben am Fenſter und las, und, als ich zu ihr hinaufkam, fand ich wieder in ihren Händen ein Buch, deſſen Einband von rothem Maroquin mit Goldſchnitt, und es war wieder der Ofterdingen von Novalis. Sie hatte alſo immer und immer noch in dieſem Buche geleſen, und ſie hatte ſich die Schwindſucht herausgeleſen, und ſah aus wie ein leuchtender Schatten. Aber ſie war jetzt von einer geiſtigen Schönheit, deren Anblick mich aufs ſchmerzlichſte bewegte. Ich nahm ihre beiden blaſſen, mageren Hände und ſah ihr tief hinein in die blauen Augen und fragte ſie endlich: Mademoiſelle Sophia, wie befinden Sie ſich? Ich befinde mich gut, antwortete ſie, und bald noch beſſer! und ſie zeigte zum Fenſter hinaus nach dem neuen Kirchhof, einem kleinen Hügel, unfern des Hauſes. Auf dieſem kahlen Hügel ſtand eine einzige ſchmale dürre Pappel, woran nur noch wenige Blätter hingen, und das bewegte ſich im Herbſtwind, nicht wie ein lebender Baum, ſondern wie das Geſpenſt eines Baumes.

Unter dieſer Pappel liegt jetzt Mademoiſelle Sophia, und ihr hinterlaſſenes Andenken, das Buch in rothem Maroquin mit Goldſchnitt, der Heinrich von Ofterdingen des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtiſch, und ich benutzte es bei der Abfaſſung dieſes Capitels.

Drittes Buch.

1.

Kennt Ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzelanenen Theekannen? Das ganze Land iſt ein Raritätenkabinet, umgeben von einer unmenſchlich langen Mauer und hunderttauſend tartariſchen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäiſchen Gelehrten fliegen darüber, und, wenn ſie ſich dort ſattſam umgeſehen und wieder heimkehren, erzählen ſie uns die köſtlichſten Dinge von dem kurioſen Lande und kurioſen Volke. Die Natur mit ihren grellen, verſchnörkelten Erſcheinungen, abentheuerlichen Rieſenblumen, Zwergbäumen, verſchnitzelten Bergen, barok wollüſtigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, iſt dort eine eben ſo fabelhafte Carrikatur wie der Menſch mit ſeinem ſpitzigen Zopfkopf, ſeinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Weſen und kindiſch einſilbiger Sprache. Menſch und Natur können dort einander nicht ohne innere Lachluſt anſehen. Sie lachen aber nicht laut, weil ſie beide viel zu civiliſirt höflich ſind; und, um das Lachen zu unterdrücken, ſchneiden ſie die ernſthaft poſſirlichſten Geſichter. Es giebt dort weder Schatten noch Perſpektive. Auf den buntſcheckigen Häuſern heben ſich, über einander geſtapelt, eine Menge Dächer, die wie aufgeſpannte Regenſchirme ausſehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, ſo daß ſogar der Wind, wenn er vorbeiſtreift, durch ein närriſches Geklingel ſich lächerlich machen muß.

In einem ſolchen Glockenhauſe wohnte einſt eine Prinzeſſin, deren Füßchen noch kleiner waren, als die der übrigen Chineſinnen, deren kleine, ſchräggeſchlitzte Aeuglein noch ſüßträumeriſcher zwinkten als die der übrigen Damen des himmliſchen Reiches, und in deren kleinem kichernden Herze die allertollſten Launen niſteten. Es war nämlich ihre höchſte Wonne, wenn ſie koſtbare Seiden- und Goldſtoffe zerreißen konnte. Wenn das recht kniſterte und krakte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte ſie vor Entzücken. Als ſie aber endlich ihr ganzes Vermögen an ſolcher Liebhaberei verſchwendet, als ſie all ihr Hab und Gut zerriſſen hatte, ward ſie, auf Anrathen ſämmtlicher Mandarine, als eine unheilbare Wahnſinnige, in einen runden Thurm eingeſperrt.

Dieſe chineſiſche Prinzeſſin, die perſonifizirte Caprize, iſt zugleich die perſonifizirte Muſe eines deutſchen Dichters, der in einer Geſchichte der romantiſchen Poeſie nicht unerwähnt bleiben darf. Es iſt die Muſe die uns aus den Poeſien des Herrn Clemens Brentano ſo wahnſinnig entgegenlacht. Da zerreißt ſie die glatteſten Atlasſchleppen und die glänzendſten Goldtreſſen, und ihre zerſtörungsſüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unſere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüſterner Angſt. Seit funfzehn Jahren lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeſchloſſen, ja, eingemauert in ſeinem Katholizismus. Es gab nichts koſtbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man ſagt, die Herzen zerriſſen die ihn liebten, und jeder ſeiner Freunde klagt über muthwillige Verletzung. Gegen ſich ſelbſt und ſein poetiſches Talent hat er am meiſten ſeine Zerſtörungsſucht geübt. Ich mache beſonders aufmerkſam auf ein Luſtſpiel dieſes Dichters, betitelt: „Ponce de Leon.“ Es giebt nichts Zerriſſeneres als dieſes Stück, ſowohl in Hinſicht der Gedanken als auch der Sprache. Aber alle dieſe Fetzen leben und kreiſeln in bunter Luſt. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu ſehen. Das tummelt ſich alles in ſüßeſter Verwirrung und nur der gemeinſame Wahnſinn bringt eine gewiſſe Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrückteſten Wortſpiele durch das ganze Stück und ſchlagen überall hin mit ihrer glatten Pritſche. Eine ernſthafte Redensart tritt manchmal auf, ſtottert aber wie der Dottore von Bologna. Da ſchlendert eine Phraſe wie ein weißer Pierrot mit zu weiten ſchleppenden Aermeln und allzugroßen Weſtenknöpfen. Da ſpringen buckligte Witze mit kurzen Beinchen, wie Polizinelle. Liebesworte wie neckende Colombinen flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und ſchnarrt, und drüberhin erſchallen die Trompeten der bacchantiſchen Zerſtörungsluſt.

Eine große Tragödie deſſelben Dichters, „die Gründung Prags“ iſt ebenfalls ſehr merkwürdig. Es ſind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollſten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauſchen die dunkel böhmiſchen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da ſchmettern noch die heidniſchen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume beſtrahlt ſchon das ſanfte Morgenroth des Chriſtenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geſchrieben, namentlich „die Geſchichte vom braven Kasperl und dem ſchönen Nanerl.“ Als das ſchöne Nanerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutſchland zu thun pflegt, einige heilſame Arzneien zu kaufen, da bewegte ſich plötzlich etwas in dem großen Schranke, vor welchem das ſchöne Nanerl eben ſtand, und das Kind rief mit Entſetzen: eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erſchrack noch weit mehr, und wurde ernſthaft wie der Tod, und ſagte zu der Großmutter: „liebe Frau! in

diesem Schranke hängt mein Richtschwert, und das bewegt sich jedesmal von selbst, wenn ihm jemand nahet der einst damit geköpft werden soll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieses Kindes. Erlaubt mir, daß ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert ist dann zufrieden gestellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen." Die Großmutter gab jedoch diesem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es späterhin genugsam bereuen, als das schöne Nanerl wirklich geköpft wurde mit demselben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahr alt sein, und er lebt zu Frankfurt, einsiedlerisch zurückgezogen, als ein korrespondirendes Mitglied der katholischen Propaganda. Sein Name ist in der letzten Zeit fast verschollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit seinem verstorbenen Freunde Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nämlich in Gemeinschaft mit letzterem, unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn," eine Sammlung Lieder herausgegeben, die sie, theils noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und seltenen Druckschriften gefunden haben. Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen: es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblick liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir als röche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens zeigt. Diese Bemerkung machte einst ein deutscher Dichter, der mir am liebsten ist, nämlich ich. Auf dem Titelblatte jenes Buches ist ein Knabe, der das Horn bläst; und wenn ein Deutscher in der Fremde dieses Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekanntesten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heimweh beschleichen, wie den schweizer Landsknecht, der auf der Straßburger Bastei Schildwache stand, fern den Kuhreigen hörte, die Pique von sich warf, über den Rhein schwamm, aber bald wieder eingefangen und als Deserteur erschossen wurde. Das Knaben Wunderhorn enthält darüber das rührende Lied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt ich hinüberschwimmen
Das ging nicht an.

Ein' Stund in der Nacht
Sie haben mich gebracht:

Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mit mir ist's aus.

Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut seht Ihr mich zum letztenmal;
Der Hirtenbub ist doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag ich an. — — —

Welch ein schönes Gedicht! Es liegt in diesen Volksliedern ein sonderbarer Zauber. Die Kunstpoeten wollen diese Naturerzeugnisse nachahmen, in derselben Weise, wie man künstliche Mineralwasser verfertigt. Aber wenn sie auch, durch chemischen Prozeß die Bestandtheile ermitteln, so entgeht ihnen doch die Hauptsache, die unzersetzbare sympathetische Naturkraft. In diesen Liedern fühlt man den Herzschlag des deutschen Volks. Hier offenbart sich all seine düstere Heiterkeit, all seine närrische Vernunft. Hier trommelt der deutsche Zorn, hier pfeift der deutsche Spott, hier küßt die deutsche Liebe. Hier perlt der ächt deutsche Wein und die ächt deutsche Thräne. Letztere ist manchmal doch noch köstlicher als ersterer; es ist viel Eisen und Salz darin. Welche Naivität in der Treue! In der Untreue, welche Ehrlichkeit. Welch ein ehrlicher Kerl ist der Schwartenhals, obgleich er Straßenraub treibt. Hört einmal die phlegmatisch rührende Geschichte, die er von sich selber erzählt:

„Ich kam vor einer Frau Wirthin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre?
Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eß' und trink so gerne.

„Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Die Augen ließ ich umher gehn,
Den Becher ließ ich sinken.

„Man setzt mich oben an den Tisch
Als ob ich ein Kaufherr wäre,
Und da es an ein Zahlen ging,
Mein Säckel stand mir leere.

Da ich des Nachts wollt ſchlafen gehn,
Man wies mich in die Scheuer,
Da ward mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu theuer.

„Und da ich in die Scheuer kam,
Da hub ich an zu niſteln,
Da ſtachen mich die Hagendorn,
Dazu die rauhen Diſteln.

„Da ich zu Morgens früh aufſtand,
Der Reif lag auf dem Dache,
Da mußt ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks ſelber lachen.

„Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand,
Und gürt' es an die Seiten,
Ich Armer mußt' zu Fuße gehn,
Weil ich nicht hatt' zu reiten.

„Ich hob mich auf und ging davon,
Und macht' mich auf die Straßen,
Mir kam ein reicher Kaufmannsſohn,
Sein' Taſch' mußt' er mir laſſen.“

Dieſer arme Schwartenhals iſt der deutſcheſte Charakter den ich kenne. Welche Ruhe, welche bewußte Kraft herrſcht in dieſem Gedichte! Aber auch unſer Gretel ſollt Ihr kennen lernen. Es iſt ein aufrichtiges Mädel und ich liebe ſie ſehr. Der Hans ſprach zu dem Gretel:

„Nun ſchürz' dich, Gretlein, ſchürz' dich,
Wohl auf mit mir davon,
Das Korn iſt abgeſchnitten,
Der Wein iſt abgethan.“

Sie antwortet vergnügt:

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laß mich bei dir ſein,
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag beim Wein.“

Da nahm er's bei den Händen,
Bei ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie an ein Ende,
Da er ein Wirthhaus fand.

„Nun Wirthin, liebe Wirthin,
Schaut um nach kühlem Wein,
Die Kleider dieses Gretlein
Müssen verschlemmet sein.“

Die Gret' hub an zu weinen,
Ihr Unmuth, der war groß,
Daß ihr die lichte Zähre
Ueber die Wänglein floß.

„Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redetest nicht also,
Als du mich heim ausführtest
Aus meines Vaters Hof.“

Er nahm sie bei den Händen,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt sie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand. — — —

„Ach Gretlein, liebes Gretlein,
Warum weinest du so sehr,
Reuet dich dein freier Muth,
Oder reut dich deine Ehr?“

„Es reut mich nicht mein freier Muth,
Dazu auch nicht meine Ehr';
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr.“

Das ist kein Goethe'sches Gretchen, und ihre Reue wäre kein Stoff für Scheffer. Da ist kein deutscher Mondschein. Es liegt eben so wenig Sentimentalität drin, wenn ein junger Fant des Nachts bei seinem Mädel Einlaß verlangt, und sie ihn abweist mit den Worten:

„Reit du nach jener Straße,
Reit du nach jener Haide,
Woher du gekommen bist;
Da liegt ein breiter Stein,
Den Kopf darauf nur leg',
Trägst keine Federn weg.“

Aber Mondschein, Mondschein die Hülle und Fülle, und die ganze Seele übergießend, strahlt in dem Liede:

Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir;
Weils aber nicht kann sein,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red' mit dir;
Wenn ich erwachen thu',
Bin ich allein.

Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Da mein Herze nicht erwacht,
Und an dich gedenkt:
Daß du mir viel tausendmal
Dein Herz geschenkt.

Fragt man nun entzückt nach dem Verfasser solcher Lieder, so antworten diese wohl selbst mit ihren Schlußworten

Wer hat das schöne Liedel erdacht?
Es habens drei Gäns übers Wasser gebracht,
Zwei graue und eine weiße.

Gewöhnlich ist es aber wanderndes Volk, Vagabunden, Soldaten, fahrende Schüler oder Handwerksburschen, die solch ein Lied gedichtet. Es sind besonders die Handwerksburschen. Gar oft, auf meinen Fußreisen, verkehrte ich mit diesen Leuten und bemerkte, wie sie zuweilen, angeregt von irgend einem ungewöhnlichen Ereignisse, ein Stück Volkslied improvisirten oder in die freie Luft hineinpfiffen. Das erlauschten nun die Vögelein, die auf den Baumzweigen saßen; und kam nachher ein anderer Bursch, mit Ränzel und Wanderstab, vorbeigeschlendert, dann pfiffen sie ihm jenes Stücklein ins Ohr, und er sang die fehlenden Verse hinzu, und das Lied war fertig. Die Worte fallen solchen Burschen vom Himmel herab auf die Lippen, und er braucht sie nur auszusprechen, und sie sind dann noch poetischer als all die schönen poetischen Phrasen, die wir aus der Tiefe unseres Herzens hervorgrübeln. Der Charakter jener deutschen Handwerksburschen lebt und webt in dergleichen Volksliedern. Es ist eine merkwürdige Menschensorte. Ohne Sous in der Tasche, wandern diese Handwerksburschen durch ganz Deutschland, harmlos, fröhlich und frei. Gewöhnlich fand ich, daß drei zusammen auf solche Wanderschaft ausgingen. Von diesen dreien war der Eine immer der Raisonneur; er raisonnirte mit humoristischer Laune über alles was vorkam, über

ſeden bunten Vogel der in der Luft flog, über jeden Muſterreuter der vorüberritt, und kamen ſie gar in eine ſchlechte Gegend, wo ärmliche Hütten und zerlumptes Bettelvolk, dann bemerkte er auch wohl ironiſch: der liebe Gott hat die Welt in ſechs Tagen erſchaffen, aber, ſeht einmal, es iſt auch eine Arbeit darnach! Der zweite Weggeſelle bricht nur zuweilen mit einigen wüthenden Bemerkungen hinein; er kann kein Wort ſagen ohne dabei zu fluchen; er ſchimpft grimmig auf alle Meiſter, bei denen er gearbeitet; und ſein beſtändiger Refrain iſt, wie ſehr er es bereue, daß er der Frau Wirthin in Halberſtadt, die ihm tägtich Kohl und Waſſerrüben vorgeſetzt, nicht eine Tracht Schläge zum Andenken zurückließ. Bei dem Wort „Halberſtadt" ſeufzt aber der dritte Burſche aus tiefer Bruſt; er iſt der jüngſte, macht zum erſten Mal ſeine Ausfahrt in die Welt, denkt noch immer an Feinsliebchens ſchwarzbraune Augen, läßt immer den Kopf hängen und ſpricht nie ein Wort.

„Des Knaben Wunderhorn" iſt ein zu merkwürdiges Denkmal unſerer Literatur und hat auf die Lyriker der romantiſchen Schule, namentlich auf unſeren vortrefflichen Herrn Uhland, einen zu bedeutenden Einfluß geübt, als daß ich es unbeſprochen laſſen durfte. Dieſes Buch und das Niebelungenlied ſpielten die Hauptrolle in jener Periode. Auch von letzterem muß hier eine beſondere Erwähnung geſchehen. Es war lange Zeit von nichts anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klaſſiſchen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieſes Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber ſtritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere ſei? Und das Publikum ſah dabei aus wie ein Knabe, den man ernſthaft fragt: haſt du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls iſt aber dieſes Niebelungenlied von großer gewaltiger Kraft. Ein Franzoſe kann ſich ſchwerlich einen Begriff davon machen. Und gar von der Sprache, worin es gedichtet iſt. Es iſt eine Sprache von Stein und die Verſe ſind gleichſam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht ſich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Rieſenleidenſchaften, die ſich in dieſem Gedichte bewegen, könnt Ihr kleinen artigen Leutchen Euch noch viel weniger einen Begriff machen. Denkt Euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothiſchen Dome von Europa hätten ſich ein Rendez-vous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeſchritten der ſtraßburger Münſter, der köllner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen, u. ſ. w. und dieſe machten der ſchönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Cour. Es iſt wahr, daß ihr Gang ein bischen unbeholfen iſt, daß einige darunter ſich ſehr linkiſch benehmen, und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieſes Lachen hätte doch ein Ende, ſobald man ſähe, wie ſie in

Wuth gerathen, wie sie sich unter einander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt. Aber nein, Ihr könnt Euch auch dann von den Hauptpersonen des Niebelungenlieds keinen Begriff machen; kein Thurm ist so hoch und kein Stein ist so hart, wie der grimme Hagen und die rachgierige Chrimhilde.

Wer hat aber dieses Lied verfaßt? Eben so wenig wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Niebelungenlied geschrieben. Sonderbar! von den vortrefflichsten Büchern, Gedichten, Bauwerken und sonstigen Denkmälern der Kunst, weiß man selten den Urheber. Wie hieß der Baumeister, der den kölner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die schöne Gottesmutter und die heiligen Dreikönige so erquicklich abkonterfeit sind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das so viele leidende Menschengeschlechter getröstet hat? Die Menschen vergessen nur zu leicht die Namen ihrer Wohlthäter; die Namen des Guten und Edelen, der für das Heil seiner Mitbürger gesorgt, finden wir selten im Munde der Völker, und ihr dickes Gedächtniß bewahrt nur die Namen ihrer Dränger und grausamen Kriegshelden. Der Baum der Menschheit vergißt des stillen Gärtners, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor schädlichen Thieren geschützt hat; aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in seine Rinde unbarmherzig eingeschnitten mit scharfem Stahl, und er überliefert sie in immer wachsender Größe den spätesten Geschlechtern.

2.

Wegen ihrer gemeinschaftlichen Herausgabe des „Wunderhorns," pflegt man auch sonst die Namen Brentano und Arnim zusammen zu nennen, und da ich ersteren besprochen, darf ich von dem anderen um so weniger schweigen, da er in weit höherem Grade unsere Aufmerksamkeit verdient. Ludwig Achim von Arnim ist ein großer Dichter und war einer der originellsten Köpfe der romantischen Schule. Die Freunde des Phantastischen würden an diesem Dichter mehr als an jedem anderen deutschen Schriftsteller Geschmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann sowohl als den Novalis. Er wußte noch inniger als dieser in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Gespenster beschwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann selbst zuweilen betrachtete, so kam es mir vor, als hätte Arnim ihn gedichtet. Im Volke ist dieser Schriftsteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur eine Renommee unter den Literaten. Letztere aber, obgleich sie ihm die unbedingteste Aner-

kennung zollten, haben ſie doch nie öffentlich ihn nach Gebühr geprieſen. Ja, einige Schriftſteller pflegten ſogar wegwerfend von ihm ſich zu äußern, und das waren eben diejenigen, die ſeine Weiſe nachahmten. Man könnte das Wort auf ſie anwenden, das Steevens von Voltaire gebraucht, als dieſer den Shakeſpeare ſchmähte, nachdem er deſſen Othello zu ſeinem Orosman benutzt; er ſagte nemlich: dieſe Leute gleichen den Dieben, die nachher das Haus anſtecken, wo ſie geſtohlen haben. Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig geſprochen, er, der über ſo manches unbedeutende Machwerk ſo viel Geiſtreiches ſagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignorirt. Nur nach ſeinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule.

Ich glaube, Arnims Renommee konnte beſonders deshalb nicht aufkommen, weil er ſeinen Freunden, der katholiſchen Parthei, noch immer viel zu proteſtantiſch blieb, und weil wieder die proteſtantiſche Parthei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. Aber warum hat ihn das Volk abgelehnt, das Volk, welchem ſeine Romane und Novellen in jeder Leihbibliothek zugänglich waren? Auch Hoffmann wurde in unſeren Literaturzeitungen und äſthetiſchen Blättern faſt gar nicht beſprochen, die höhere Kritik beobachtete in Betreff ſeiner ein vornehmes Schweigen, und doch wurde er allgemein geleſen. Warum vernachläſſigte nun das deutſche Volk einen Schriftſteller, deſſen Phantaſie von weltumfaſſender Weite, deſſen Gemüth von ſchauerlichſter Tiefe, und deſſen Darſtellungsgabe ſo unübertrefflich war? Etwas fehlte dieſem Dichter, und dieſes Etwas iſt es eben, was das Volk in den Büchern ſucht: das Leben. Das Volk verlangt, daß die Schriftſteller ſeine Tagesleidenſchaften mitfühlen, daß ſie die Empfindungen ſeiner eigenen Bruſt entweder angenehm anregen oder verletzen: das Volk will bewegt werden. Dieſes Bedürfniß konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, ſondern des Todes. In allem was er ſchrieb, herrſcht nur eine ſchattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln ſich haſtig, ſie bewegen die Lippen, als wenn ſie ſprächen, aber man ſieht nur ihre Worte, man hört ſie nicht. Dieſe Figuren ſpringen, ringen, ſtellen ſich auf den Kopf, nahen ſich uns heimlich, und flüſtern uns leiſe ins Ohr: wir ſind todt. Solches Schauſpiel würde allzu grauenhaft und peinigend ſein, wäre nicht die Arnimſche Grazie, die über jede dieſer Dichtungen verbreitet iſt, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe ſchildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber ſogar da können wir nicht mit ihm fühlen; wir ſehen ſchöne Leiber, wogende Buſen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieſes Alles. Manchmal iſt Arnim witzig, und wir müſſen ſogar lachen; aber es iſt doch, als wenn der Tod uns kitzle mit ſeiner Senſe. Gewöhnlich jedoch iſt er ernſthaft, und zwar wie ein todter Deutſcher. Ein lebendiger Deutſcher iſt ſchon ein hinlänglich ernſt-

haftes Geschöpf, und nun erst ein todter Deutscher! Ein Franzose hat gar keine Idee davon, wie ernsthaft wir erst im Tode sind; da sind unsere Gesichter noch viel länger, und die Würmer, die uns speisen, werden melancholisch, wenn sie uns dabei ansehen. Die Franzosen wähnen Wunder, wie schrecklich ernsthaft der Hoffmann sein könne; aber das ist Kinderspiel in Vergleichung mit Arnim. Wenn Hoffmann seine Todten beschwört und sie aus den Gräbern hervorsteigen und ihn umtanzen: dann zittert er selber vor Entsetzen, und tanzt selber in ihrer Mitte, und schneidet dabei die tollsten Affengrimassen. Wenn aber Arnim seine Todten beschwört, so ist es, als ob ein General Heerschau halte, und er sitzt so ruhig auf seinem hohen Geisterschimmel, und läßt die entsetzlichen Schaaren vor sich vorbeidefiliren, und sie sehen ängstlich nach ihm hinauf und scheinen sich vor ihm zu fürchten. Er nickt ihnen aber freundlich zu.

Ludwig Achim von Arnim ward geboren 1784, in der Mark Brandenburg, und starb den Winter 1830. Er schrieb dramatische Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen sind voll intimer Poesie, namentlich ein Stück darunter betitelt „der Auerhahn." Die erste Scene wäre selbst des allergrößten Dichters nicht unwürdig. Wie wahr, wie treu ist die betrübteste Langeweile da geschildert! Der eine von den drei natürlichen Söhnen des verstorbenen Landgrafen sitzt allein, in dem verwaisten weiten Burgsaal, und spricht gähnend mit sich selber, und klagt, daß ihm die Beine unter dem Tische immer länger wüchsen, und daß ihm der Morgenwind so kalt durch die Zähne pfiffe. Sein Bruder, der gute Franz, kommt nun langsam hereingeschlappt, in den Kleidern des seligen Vaters, die ihm viel zu weit am Leibe hängen, und wehmüthig gedenkt er, wie er sonst um diese Stunde dem Vater beim Anziehen half, wie dieser ihm oft eine Brodkruste zuwarf, die er mit seinen alten Zähnen nicht mehr beißen konnte, wie er ihm auch manchmal verdrießlich einen Tritt gab; diese letztere Erinnerung rührt den guten Franz bis zu Thränen, und er beklagt, daß nun der Vater todt sei und ihm keinen Tritt mehr geben könne.

Arnims Romane heißen „die Kronwächter" und die „Gräfin Dolores." Auch ersterer hat einen vortrefflichen Anfang. Der Schauplatz ist oben im Wartthurme von Waiblingen, in dem traulichen Stübchen des Thürmers und seiner wackeren dicken Frau, die aber doch nicht so dick ist, wie man unten in der Stadt behauptet. In der That, es ist Verläumdung, wenn man ihr nachsagte, sie sei oben in der Thurmwohnung so korpulent geworden, daß sie die enge Thurmtreppe nicht mehr herabsteigen könne, und nach dem Tode ihres ersten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt gewesen sei, den neuen Thürmer zu heirathen. Ueber solche böse Nachrede grämte sich die arme Frau dro-

ben nicht wenig; und ſie konnte nur deßhalb die Thurmtreppe nicht hinabſteigen, weil ſie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, „die Gräfin Dolores," hat ebenfalls den allervortrefflichſten Anfang, und der Verfaſſer ſchildert uns da die Poeſie der Armuth und zwar einer adelichen Armuth, die er, der damals ſelber in großer Dürftigkeit lebte, ſehr oft zum Thema gewählt hat. Welch ein Meiſter iſt Arnim auch hier in der Darſtellung der Zerſtörniß! Ich meine es immer vor Augen zu ſehen, das wüſte Schloß der jungen Gräfin Dolores, das um ſo wüſter ausſieht, da es der alte Graf in einem heiter italieniſchen Geſchmacke, aber nicht fertig gebaut hat. Nun iſt es eine moderne Ruine, und im Schloßgarten iſt alles verödet; die geſchnittenen Taxusalleen ſind ſtruppig verwildert, die Bäume wachſen ſich einander in den Weg, der Lorbeer und der Oleander ranken ſchmerzlich am Boden, die ſchönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umſchlungen, die Götterſtatuen ſind von ihren Poſtamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die im hohen Graſe liegt, und mit Brenneſſeln geiſeln ſie ihr den marmornen Hintern. Wenn der alte Graf, nach langer Abweſenheit, wieder in ſein Schloß heimkehrt, iſt ihm das ſonderbare Benehmen ſeiner Hausgenoſſenſchaft, beſonders ſeiner Frau, ſehr auffallend, es paſſirt bei Tiſche ſo allerlei Befremdliches, und das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram geſtorben und eben ſo wie das übrige Hausgeſinde längſt todt war. Der Graf ſcheint es aber am Ende ſelbſt zu ahnen, daß er ſich unter lauter Geſpenſtern befindet, und, ohne ſich etwas merken zu laſſen, reiſt er in der Stille wieder ab.

Unter Arnims Novellen dünkt mir die koſtbarſte ſeine „Iſabella von Egypten." Hier ſehen wir das wanderſchaftliche Treiben der Zigeuner, die man hier in Frankreich Bohémiens, auch Egyptiens nennt. Hier lebt und webt das ſeltſame Mährchenvolk mit ſeinen braunen Geſichtern, freundlichen Wahrſageraugen, und ſeinem wehmüthigen Geheimniß. Die bunte, gaukelnde Heiterkeit verhüllt einen großen myſtiſchen Schmerz. Die Zigeuner müſſen nemlich nach der Sage, die in dieſer Novelle gar lieblich erzählt wird, eine Zeit lang in der ganzen Welt herumwandeln, zur Abbuße jener ungaſtlichen Härte, womit einſt ihre Vorfahren die heilige Muttergottes mit ihrem Kinde abgewieſen, als dieſe, auf ihrer Flucht in Egypten, ein Nachtlager von ihnen verlangte. Deßhalb hielt man ſich auch berechtigt, ſie mit Grauſamkeit zu behandeln. Da man im Mittelalter noch keine Schellingſchen Philoſophen hatte, ſo mußte die Poeſie damals die Beſchönigung der unwürdigſten und grauſamſten Geſetze übernehmen. Gegen niemand waren dieſe Geſetze barbariſcher als gegen die armen Zigeuner. In manchen Ländern erlaubten ſie, jeden Zigeuner, bei Diebſtahlverdacht, ohne Unterſuchung und Urthel, aufzu-

knüpfen. So wurde ihr Oberhaupt Michael, genannt Herzog von Egypten, unſchuldig gehenkt. Mit dieſem trüben Ereigniß beginnt die Arnimſche Novelle. Nächtlich nehmen die Zigeuner ihren todten Herzog vom Galgen herab, legen ihm den rothen Fürſtenmantel um die Schulter, ſetzen ihm die ſilberne Krone auf das Haupt und verſenken ihn in die Schelde, feſt überzeugt, daß ihn der mitleidige Strom nach Hauſe bringt, nach dem geliebten Egypten. Die arme Zigeunerprinzeſſin Iſabella, ſeine Tochter, weiß nichts von dieſer traurigen Begebenheit, ſie wohnt einſam in einem verfallenen Hauſe an der Schelde, und hört, des Nachts, wie es ſo ſonderbar im Waſſer rauſcht, und ſie ſieht plötzlich wie ihr bleicher Vater hervortaucht, im purpurnen Todtenſchmuck, und der Mond wirft ſein ſchmerzliches Licht auf die ſilberne Krone. Das Herz des ſchönen Kindes will ſchier brechen vor unnennbarem Jammer, vergebens will ſie den todten Vater feſthalten; er ſchwimmt ruhig weiter nach Egypten, nach ſeinem heimathlichen Wunderland, wo man ſeiner Ankunft harrt, um ihn in einer der großen Pyramiden nach Würden zu begraben. Rührend iſt das Todtenmal womit das arme Kind den verſtorbenen Vater ehrt; ſie legt ihren weißen Schleier über einen Feldſtein, und darauf ſtellt ſie Speiß und Trank, welches ſie feierlich genießt. Tief rührend iſt alles was uns der vortreffliche Arnim von den Zigeunern erzählt, denen er ſchon an anderen Orten ſein Mitleid gewidmet, z. B. in ſeiner Nachrede zum „Wunderhorn,“ wo er behauptet, daß wir den Zigeunern ſo viel Gutes und Heilſames, namentlich die mehrſten unſerer Arzneien verdanken. Wir hätten ſie mit Undank verſtoßen und verfolgt. Mit all ihrer Liebe, klagt er, hätten ſie bei uns keine Heimath erwerben können. Er vergleicht ſie in dieſer Hinſicht mit den kleinen Zwergen, wovon die Sage erzählt, daß ſie alles herbeiſchafften was ſich ihre großen ſtarken Feinde zu Gaſtmälern wünſchten, aber einmal für wenige Erbſen, die ſie aus Noth vom Felde ablaſen, jämmerlich geſchlagen und aus dem Lande gejagt wurden. Das war nun ein wehmüthiger Anblick, wie die armen kleinen Menſchen nächtlich über die Brücke wegtrappelten, gleich einer Schafherde, und jeder dort ein Münzchen niederlegen mußte, bis ſie ein Faß damit füllten.

Eine Ueberſetzung der erwähnten Novelle, Iſabella von Egypten, würde den Franzoſen nicht bloß eine Idee von Arnims Schriften geben, ſondern auch zeigen, daß all die furchtbaren, unheimlichen, grauſigen und geſpenſtiſchen Geſchichten, die ſie ſich in der letzten Zeit gar mühſam abgequält, in Vergleichung mit Arnimſchen Dichtungen, nur roſige Morgenträume einer Operntänzerin zu ſein ſcheinen. In ſämmtlichen franzöſiſchen Schauergeſchichten iſt nicht ſo viel Unheimliches zuſammengepackt wie in jener Kutſche, die Arnim von Bracke nach Brüſſel fahren läßt, und worin folgende vier Perſonagen bei einander ſitzen:

1) Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe ist. Sie sieht aus wie die schönste von den sieben Todsünden, und strotzt im buntesten Goldflitter und Seidenputz.

2) Ein todter Bärenhäuter, welcher, um einige Dukaten zu verdienen, aus dem Grabe gestiegen und sich auf sieben Jahr als Bedienter verdingt. Es ist ein fetter Leichnam, der einen Oberrock von weißem Bärenfell trägt, weßhalb er auch Bärenhäuter genannt wird, und der dennoch immer friert.

3) Ein Golem; nemlich eine Figur von Lehm, welche ganz wie ein schönes Weib geformt ist, und wie ein schönes Weib sich gebährdet. Auf der Stirn, verborgen unter den schwarzen Locken, steht mit hebräischen Buchstaben das Wort „Wahrheit," und wenn man dieses auslischt, fällt die ganze Figur wieder leblos zusammen, als eitel Lehm.

4) Der Feldmarschall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmten Historiker dieses Namens verwandt ist, ja welcher sich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunft rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel ist, eine Alraunwurzel, welche die Franzosen Mandragora nennen. Diese Wurzel wächst unter dem Galgen, wo die zweideutigsten Thränen eines Gehenkten geflossen sind. Sie gab einen entsetzlichen Schrei, als die schöne Isabella sie dort um Mitternacht aus dem Boden gerissen. Sie sah aus wie ein Zwerg, nur daß sie weder Augen, Mund noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Gesicht zwei schwarze Wachholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entstanden. Nachher streute sie dem Männlein auch ein bischen Hirse auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas struppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Mißgeschöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte; mit ihren holdseligen Rosenlippen küßte sie ihm das Hagebuttmaul ganz schief; sie küßte ihm vor Liebe fast die Wachholderäuglein aus dem Kopf; und der garstige Knirbs wurde dadurch so verzogen, daß er am Ende Feldmarschall werden wollte, und eine brillante Feldmarschalluniform anzog, und sich durchaus Herr Feldmarschall tituliren ließ.

Nicht wahr, das sind vier sehr ausgezeichnete Personen? Wenn Ihr die Morgue, die Todtenacker, die Cour de Mirakle und sämmtliche Pesthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet Ihr doch keine so gute Gesellschaft zusammenbringen, wie jene die in einer einzigen Kutsche von Brake nach Brüssel fuhr. Ihr Franzosen solltet doch endlich einsehen, daß das Grauenhafte nicht Euer Fach, und daß Frankreich kein geeigneter Boden für Gespenster jener Art. Wenn Ihr Gespenster beschwört, müssen wir lachen. Ja, wir Deutschen, die wir bei Euren heitersten Witzen ganz ernsthaft bleiben können, wir lachen desto herzlicher bei Euren Gespenstergeschichten. Denn Eure Gespenster sind doch immer Franzosen; und französische Gespenster! welch ein Wider-

ſpruch in den Worten! In dem Wort „Geſpenſt“ liegt ſo viel Einſames, Mürriſches, Deutſches, Schweigendes, und in dem Worte „Franzöſiſch“ liegt hingegen ſo viel Geſelliges, Artiges, Franzöſiſches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzoſe ein Geſpenſt ſein, oder gar wie könnten in Paris Geſpenſter exiſtiren! In Paris, im Foyer der europäiſchen Geſellſchaft! Zwiſchen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun einmal von jeher den Geſpenſtern zum Spuken angewieſen iſt, rauſcht noch das lebendigſte Leben in den Gaſſen von Paris, in der Oper klingt eben dann das brauſendſte Finale, aus den Varietés und dem Gymnas ſtrömen die heiterſten Gruppen, und das wimmelt und tänzelt und lacht und ſchäkert auf den Boulevards, und man geht in die Soiree. Wie müßte ſich ein armes ſpukendes Geſpenſt unglücklich fühlen in dieſer heiteren Menſchenbewegung! Und wie könnte ein Franzoſe, ſelbſt wenn er todt iſt, den zum Spuken nöthigen Ernſt beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteſte Volksluſt anlacht! Ich ſelbſt, obgleich ein Deutſcher, im Fall ich todt wäre und hier in Paris des Nachts ſpuken ſollte, ich könnte meine Geſpenſterwürde gewiß nicht behaupten, wenn mir etwa an einer Straßenecke irgend eine jener Göttinnen des Leichtſinns entgegenrennte, die einem dann ſo köſtlich ins Geſicht zu lachen wiſſen. Gäbe es wirklich in Paris Geſpenſter, ſo bin ich überzeugt, geſellig wie die Franzoſen ſind, ſie würden ſich ſogar als Geſpenſter einander anſchließen, ſie würden bald Geſpenſterreünions bilden, ſie würden ein Todtenkafeehaus ſtiften, eine Todtenzeitung herausgeben, eine Pariſer Todtenrevüe, und es gäbe bald Todtenſoirees, où l'on fera de la musique. Ich bin überzeugt, die Geſpenſter würden ſich hier in Paris weit mehr amüſiren als bei uns die Lebenden. Was mich betrifft, wüßte ich, daß man ſolcherweiſe in Paris als Geſpenſt exiſtiren könnte, ich würde den Tod nicht mehr fürchten. Ich würde nur maßregeln treffen, daß ich am Ende auf dem Père-Lachaiſe beerdigt werde und in Paris ſpuken kann, zwiſchen zwölf und ein Uhr. Welche köſtliche Stunde! Ihr deutſchen Landsleute, wenn Ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt, und mich des Nachts hier als Geſpenſt erblickt, erſchreckt nicht; ich ſpuke nicht in furchtbar unglücklich deutſcher Weiſe, ich ſpuke vielmehr zu meinem Vergnügen.

Da man, wie ich in allen Geſpenſtergeſchichten geleſen, gewöhnlich an den Orten ſpuken muß, wo man Geld begraben hat, ſo will ich aus Vorſorge einige Sous irgendwo auf den Boulevards begraben. Bis jetzt habe ich zwar ſchon in Paris Geld todtgeſchlagen, aber nie begraben.

O Ihr armen franzöſiſchen Schriftſteller, Ihr ſolltet doch endlich einſehen, daß Eure Schauerromane und Spukgeſchichten ganz unpaſſend ſind für ein Land, wo es entweder gar keine Geſpenſter giebt, oder wo doch die Geſpenſter ſo geſellſchaftlich heiter wie wir anderen ſich gehaben würden. Ihr kommt mir vor wie die Kinder, die ſich Masken vors Geſicht halten, um ſich einander

Furcht einzujagen. Es sind ernsthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenlucken schauen fröhliche Kinderaugen. Wir Deutschen hingegen tragen zuweilen die freundlich jugendlichsten Larven, und aus den Augen lauscht der greise Tod. Ihr seid ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und lebendiges Volk, und nur das Schöne und Edle und Menschliche liegt im Bereiche Eurer Kunst. Das haben schon Eure älteren Schriftsteller eingesehen, und Ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieser Einsicht gelangen. Laßt ab vom Schauerlichen und Gespenstischen. Laßt uns Deutschen alle Schrecknisse des Wahnsinns, des Fiebertraums und der Geisterwelt. Deutschland ist ein gedeihlicheres Land für alte Hexen, todte Bärenhäuter, Golems jedes Geschlechts, und besonders für Feldmarschälle wie der kleine Cornelius Nepos. Nur jenseits des Rheins können solche Gespenster gedeihen; nimmermehr in Frankreich. Als ich hieher reiste, begleiteten mich meine Gespenster bis an die französische Grenze. Da nahmen sie betrübt von mir Abschied. Denn der Anblick der dreifarbigen Fahne verscheucht die Gespenster jeder Art. —

3.

Die Geschichte der Literatur ist eben so schwierig zu beschreiben wie die Naturgeschichte. Dort wie hier hält man sich an die besonders hervortretenden Erscheinungen. Aber wie in einem kleinen Wasserglas eine ganze Welt wunderlicher Thierchen enthalten ist, die eben so sehr von der Allmacht Gottes zeugen, wie die größten Bestien: so enthält der kleinste Musenalmanach zuweilen eine Anzahl Dichterlinge, die dem stillen Forscher eben so interessant dünken, wie die größten Elephanten der Literatur. Gott ist groß!

Die meisten Literaturhistoriker geben uns wirklich eine Literaturgeschichte wie eine wohlgeordnete Menagerie, und immer besonders abgesperrt, zeigen sie uns epische Säugedichter, lyrische Luftdichter, dramatische Wasserdichter, prosaische Amphibien, die sowohl Land- wie Seeromane schreiben, humoristische Molusken u. s. w. Andere, im Gegentheil, treiben die Literaturgeschichte pragmatisch, beginnen mit den ursprünglichen Menschheitsgefühlen, die sich in den verschiedenen Epochen ausgebildet und endlich eine Kunstform angenommen; sie beginnen ab ovo, wie der Geschichtschreiber, der den trojanischen Krieg mit der Erzählung vom Ei der Leda eröffnet. Und wie dieser handeln sie thöricht. Denn ich bin überzeugt, wenn man das Ei der Leda zu einer Omelette verwendet hätte, würden sich dennoch Hektor und Achilles vor dem skäischen Thore begegnet und ritterlich bekämpft haben. Die großen Fakta und die großen Bücher entstehen nicht aus Geringfügigkeiten, sondern

ſie ſind nothwendig, ſondern ſie hängen zuſammen mit den Kreisläufen von Sonne, Mond und Sterne und ſie entſtehen vielleicht durch deren Influenz auf die Erde. Die Fakta ſind nur die Reſultate der Ideen; . . . aber wie kommt es, daß zu gewiſſen Zeiten ſich gewiſſe Ideen ſo gewaltig geltend machen, daß ſie das ganze Leben der Menſchen, ihr Tichten und Trachten, ihr Denken und Schreiben, aufs wunderbarſte umgeſtalten? Es iſt vielleicht an der Zeit eine literariſche Aſtrologie zu ſchreiben und die Erſcheinung gewiſſer Ideen, oder gewiſſer Bücher worin dieſe ſich offenbaren, aus der Conſtellazion der Geſtirne zu erklären.

Oder entſpricht das Aufkommen gewiſſer Ideen nur momentanen Bedürfniſſen der Menſchen? Suchen ſie immer die Ideen, womit ſie ihre jedesmaligen Wünſche legitimiren können? In der That, die Menſchen ſind ihrem innerſten Weſen nach lauter Doktrinäre; ſie wiſſen immer eine Doktrin zu finden, die alle ihre Entſagungen oder Begehrniſſe juſtifizirt. In böſen mageren Tagen, wo die Freude ziemlich unerreichbar geworden, huldigen ſie dem Dogma der Abſtinenz und behaupten die irdiſchen Trauben ſeien ſauer; werden jedoch die Zeiten wohlhabender, wird es den Leuten möglich emporzulangen nach den ſchönen Früchten dieſer Welt, dann tritt auch eine heitere Doktrin ans Licht, die dem Leben alle ſeine Süßigkeiten und ſein volles, unveräußerliches Genußrecht vindizirt.

Nahen wir dem Ende der chriſtlichen Faſtenzeit und bricht das roſige Weltalter der Freude ſchon leuchtend heran? Wie wird die heitere Doktrin die Zukunft geſtalten?

In der Bruſt der Schriftſteller eines Volkes liegt ſchon das Abbild von deſſen Zukunft, und ein Kritiker, der mit hinlänglich ſcharfem Meſſer einen neueren Dichter ſezirte, könnte, wie aus den Eingeweiden eines Opferthieres, ſehr leicht prophezeien, wie ſich Deutſchland in der Folge geſtalten wird. Ich würde herzlich gern, als ein literäriſcher Calchas, in dieſer Abſicht einige unſerer jüngſten Poeten kritiſch abſchlachten, müßte ich nicht befürchten in ihren Eingeweiden viele Dinge zu ſehen, über die ich mich hier nicht ausſprechen darf. Man kann nämlich unſere neueſte deutſche Literatur nicht beſprechen, ohne ins tiefſte Gebiet der Politik zu gerathen. In Frankreich, wo ſich die belletriſtiſchen Schriftſteller von der politiſchen Zeitbewegung zu entfernen ſuchen, ſogar mehr als löblich, da mag man jezt die Schöngeiſter des Tages beurtheilen und den Tag ſelbſt unbeſprochen laſſen können. Aber jenſeits des Rheines werfen ſich jezt die belletriſtiſchen Schriftſteller mit Eifer in die Tagesbewegung, wovon ſie ſich ſo lange entfernt gehalten. Ihr Franzoſen ſeid während funfzig Jahren beſtändig auf den Beinen geweſen und ſeid jezt müde; wir Deutſche hingegen haben bis jezt am Studiertiſche geſeſſen, und

haben alte Klassiker kommentirt, und möchten uns jetzt einige Bewegung machen.

Derselbe Grund, den ich eben angedeutet, verhindert mich mit gehöriger Würdigung einen Schriftsteller zu besprechen, über welchen Frau von Staël nur flüchtige Andeutungen gegeben und auf welchen seitdem, durch die geistreichen Artikel von Philareth Chales, das französische Publikum noch besonders aufmerksam geworden. Ich rede von Jean Paul Friedrich Richter. Man hat ihn den Einzigen genannt. Ein treffliches Urtheil, das ich jetzt erst ganz begreife, nachdem ich vergeblich darüber nachgesonnen, an welcher Stelle man in einer Literaturgeschichte von ihm reden müßte. Er ist fast gleichzeitig mit der romantischen Schule aufgetreten, ohne im mindesten daran Theil zu nehmen, und eben so wenig hegte er später die mindeste Gemeinschaft mit der goetheschen Kunstschule. Er steht ganz isolirt in seiner Zeit, eben weil er, im Gegensatz zu den beiden Schulen, sich ganz seiner Zeit hingegeben und sein Herz ganz davon erfüllt war. Sein Herz und seine Schriften waren eins und dasselbe. Diese Eigenschaft, diese Ganzheit finden wir auch bei den Schriftstellern des heutigen jungen Deutschlands, die ebenfalls keinen Unterschied machen wollen zwischen Leben und Schreiben, die nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion, und die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind.

Ja, ich wiederhole das Wort Apostel, denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beseelt sie mit einer Leidenschaft, von welcher die Schriftsteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es ist dieses der Glaube an den Fortschritt, ein Glaube der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe wir haben ausgefunden: daß diese Erde groß genug ist; daß sie jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daß diese Erde uns alle anständig ernähren kann, wenn wir alle arbeiten und nicht Einer auf Kosten des Anderen leben will; und daß wir nicht nöthig haben die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen. — Die Zahl dieser Wissenden und Gläubigen ist freilich noch gering. Aber die Zeit ist gekommen wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, sondern nach Herzen. Und ist das große Herz eines einzigen Heinrich Laube nicht mehr werth, als ein ganzer Thiergarten von Raupachen und Comödianten?

Ich habe den Namen Heinrich Laube genannt; denn, wie könnte ich von dem jungen Deutschland sprechen, ohne des großen flammenden Herzens zu gedenken, das daraus am glänzendsten hervorleuchtet. Heinrich Laube, einer jener Schriftsteller, die seit der Juliusrevolution aufgetreten sind, ist für Deutschland von einer socialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch

nicht ermeſſen werden kann. Er hat alle gute Eigenſchaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden und verbindet damit den apoſtoliſchen Eifer des jungen Deutſchlands. Dabei iſt ſeine gewaltige Leidenſchaft durch hohen Kunſtſinn gemildert und verklärt. Er iſt begeiſtert für das Schöne eben ſo ſehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein ſcharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, ſelbſt wenn ſie als Kämpen für noble Geſinnung dem Vaterlande nutzen. Dieſer Kunſtſinn, der ihm angeboren, ſchützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotiſchen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unſeren großen Meiſter Goethe zu verläſtern und zu ſchmähen.

In dieſer Hinſicht verdient auch ein anderer Schriftſteller der jüngſten Zeit, Herr Carl Gutzkow, das höchſte Lob. Wenn ich dieſen erſt nach Laube erwähne, ſo geſchieht es keineswegs weil ich ihm nicht eben ſo viel Talent zutraue, noch viel weniger weil ich von ſeinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Carl Gutzkow muß ich die ſchönſten Eigenſchaften der ſchaffenden Kraft und des urtheilenden Kunſtſinnes zuerkennen, und auch ſeine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffaſſung unſerer Zeit und ihrer Bedürfniſſe; aber in allem was Laube ſchreibt herrſcht eine weitaustönende Ruhe, eine ſelbſtbewußte Größe, eine ſtille Sicherheit, die mich perſönlich tiefer anſpricht, als die pitoreske, farbenſchillernde und ſtechend gewürzte Beweglichkeit des gutzkowſchen Geiſtes.

Herr Carl Gutzkow, deſſen Seele voller Poeſie, mußte eben ſo wie Laube ſich zeitig von jenen Zeloten, die unſeren großen Meiſter ſchmähen, aufs beſtimmteſte losſagen. Daſſelbe gilt von den Herren L. Wienbarg und Guſtav Schleſier, zwei höchſt ausgezeichneten Schriftſtellern der jüngſten Periode, die ich hier, wo vom jungen Deutſchland die Rede iſt, ebenfalls nicht unerwähnt laſſen darf. Sie verdienen, in der That, unter deſſen Chorführern genannt zu werden und ihr Name hat guten Klang gewonnen im Lande. Es iſt hier nicht der Ort ihr Können und Wirken ausführlicher zu beſprechen. Ich habe mich zu ſehr von meinem Thema entfernt; nur noch von Jean Paul will ich mit einigen Worten reden.

Ich habe erwähnt wie Jean Paul Friedrich Richter in ſeiner Hauptrichtung dem jungen Deutſchland voranging. Dieſes letztere jedoch, aufs Praktiſche angewieſen, hat ſich der abſtruſen Verworrenheit, der barocken Darſtellungsart und des ungenießbaren Styles der Jean-Paul'ſchen Schriften zu enthalten gewußt. Von dieſem Style kann ſich ein klarer wohlredigirter franzöſiſcher Kopf nimmermehr einen Begriff machen. Jean Pauls Periodenbau beſteht aus lauter kleinen Stübchen, die manchmal ſo eng ſind, daß wenn eine Idee dort mit einer anderen zuſammentrifft, ſie ſich beide die Köpfe zerſtoßen; oben an der Decke ſind lauter Haken woran Jean Paul allerlei Gedanken hängt

und an den Wänden ſind lauter geheime Schubladen, worin er Gefühle verbirgt. Kein deutſcher Schriftſteller iſt ſo reich wie er an Gedanken und Gefühlen, aber er läßt ſie nie zur Reife kommen, und mit dem Reichthum ſeines Geiſtes und ſeines Gemüthes bereitet er uns mehr Erſtaunen als Erquickung. Gedanken und Gefühle, die zu ungeheuren Bäumen auswachſen würden, wenn er ſie ordentlich Wurzel faſſen und mit allen ihren Zweigen, Blüthen und Blättern ſich ausbreiten ließe: dieſe rupft er uns, wenn ſie kaum noch kleine Pflänzchen, oft ſogar noch bloße Keime ſind, und ganze Geiſteswälder werden uns ſolchermaßen, auf einer gewöhnlichen Schüſſel, als Gemüſe vorgeſetzt. Dieſes iſt nun eine wunderſame, ungenießbare Koſt; denn nicht jeder Magen kann junge Eichen, Zedern, Palmen und Banianen in ſolcher Menge vertragen. Jean Paul iſt ein großer Dichter und Philoſoph, aber man kann nicht unkünſtleriſcher ſein als eben er im Schaffen und Denken. Er hat in ſeinen Romanen ächtpoetiſche Geſtalten zur Welt gebracht, aber alle dieſe Geburten ſchleppen eine närriſch lange Nabelſchnur mit ſich herum und verwickeln und würgen ſich damit. Statt Gedanken giebt er uns eigentlich ſein Denken ſelbſt, wir ſehen die materielle Thätigkeit ſeines Gehirns; er giebt uns, ſo zu ſagen, mehr Gehirn als Gedanken. In allen Richtungen hüpfen dabei ſeine Witze, die Flöhe ſeines erhitzten Geiſtes. Er iſt der luſtigſte Schriftſteller und zugleich der ſentimentalſte. Ja, die Sentimentalität überwindet ihn immer und ſein Lachen verwandelt ſich jählings in Weinen. Er vermummt ſich manchmal in einen bettelhaften plumpen Geſellen, aber dann plötzlich, wie die Fürſten inkognito, die wir auf dem Theater ſehen, knöpft er den groben Oberrock auf, und wir erblicken alsdann den ſtrahlenden Stern.

Hierin gleicht Jean Paul ganz dem großen Irländer, womit man ihn oft verglichen. Auch der Verfaſſer des Triſtram Shandy, wenn er ſich in den roheſten Trivialitäten verloren, weiß uns plötzlich, durch erhabene Uebergänge, an ſeine fürſtliche Würde, an ſeine Ebenbürtigkeit mit Shakeſpeare, zu erinnern. Wie Lorenz Sterne hat auch Jean Paul in ſeinen Schriften ſeine Perſönlichkeit Preis gegeben, er hat ſich ebenfalls in menſchlichſter Blöße gezeigt, aber doch mit einer gewiſſen unbeholfenen Scheu, beſonders in geſchlechtlicher Hinſicht. Lorenz Sterne zeigt ſich dem Publikum ganz entkleidet, er iſt ganz nackt; Jean Paul hingegen hat nur Löcher in der Hoſe. Mit Unrecht glauben einige Kritiker, Jean Paul habe mehr wahres Gefühl beſeſſen als Sterne, weil dieſer, ſobald der Gegenſtand den er behandelt eine tragiſche Höhe erreicht, plötzlich in den ſcherzhafteſten, lachendſten Ton überſpringt; ſtatt daß Jean Paul, wenn der Spaß nur im mindeſten ernſthaft wird, allmälig zu flennen beginnt und ruhig ſeine Thränendrüſen ausräufen läßt. Nein, Sterne fühlte vielleicht noch tiefer als Jean Paul, denn er iſt ein größerer Dichter. Er iſt, wie ich ſchon erwähnt, ebenbürtig mit William

Shakeſpeare, und auch ihn, den Lorenz Sterne, haben die Muſen erzogen auf dem Parnaß. Aber, nach Frauenart, haben ſie ihn, beſonders durch ihre Liebkoſungen, ſchon frühe verdorben. Er war das Schooßkind der bleichen tragiſchen Göttin. Einſt, in einem Anfall von grauſamer Zärtlichkeit, küßte dieſe ihm das junge Herz ſo gewaltig, ſo liebeſtark, ſo inbrünſtig ſaugend, daß das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieſer Welt verſtand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes, junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemoſines, die roſige Göttin des Scherzes, hüpfte ſchnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme und ſuchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen und gab ihm als Spielzeug die komiſche Larve und die närriſchen Glöckchen, und küßte begütigend ſeine Lippen, und küßte ihm darauf all ihren Leichtſinn, all ihre trotzige Luſt, all ihre witzige Neckerei.

Und ſeitdem geriethen Sternes Herz und Sternes Lippen in einen ſonderbaren Widerſpruch: wenn ſein Herz manchmal ganz tragiſch bewegt iſt, und er ſeine tiefſten blutenden Herzensgefühle ausſprechen will, dann, zu ſeiner eignen Verwunderung, flattern von ſeinen Lippen die lachend ergötzlichſten Worte.

4.

Im Mittelalter herrſchte unter dem Volke die Meinung: wenn irgend ein Gebäude zu errichten ſei, müſſe man etwas Lebendiges ſchlachten und auf dem Blute deſſelben den Grundſtein legen; dadurch werde das Gebäude feſt und unerſchütterlich ſtehen bleiben. War es nun der altheidniſche Wahnwitz, daß man ſich die Gunſt der Götter durch Blutopfer erwerbe, oder war es Mißbegriff der chriſtlichen Verſöhnungslehre was dieſe Meinung von der Wunderkraft des Blutes, von einer Heiligung durch Blut, von dieſem Glauben an Blut hervorgebracht hat: genug, er war herrſchend, und in Liedern und Sagen lebt die ſchauerliche Kunde, wie man Kinder oder Thiere geſchlachtet, um mit ihrem Blute große Bauwerke zu feſtigen. Heut zu Tage iſt die Menſchheit verſtändiger; wir glauben nicht mehr an die Wunderkraft des Blutes, weder an das Blut eines Edelmanns noch eines Gottes, und die große Menge glaubt nur an Geld. Beſteht nun die heutige Religion in der Geldwerdung Gottes oder in der Gottwerdung des Geldes? Genug, die Leute glauben nur an Geld; nur dem gemünzten Metall, den ſilbernen und goldenen Hoſtien, ſchreiben ſie eine Wunderkraft zu; das Geld iſt der Anfang und das Ende aller ihrer Werke; und wenn ſie ein Gebäude zu errichten

haben, ſo tragen ſie große Sorge, daß unter den Grundſtein einige Geldſtücke, eine Kapſel mit allerlei Münzen, gelegt werden.

Ja, wie im Mittelalter Alles, die einzelnen Bauwerke eben ſo wie das ganze Staats- und Kirchengebäude, auf dem Glauben an Blut beruhte, ſo beruhen alle unſere heutigen Inſtituzionen auf dem Glauben an Geld, auf wirklichem Geld. Jenes war Aberglauben, doch dieſes iſt der baare Egoismus. Erſteren zerſtörte die Vernunft, letzteren wird das Gefühl zerſtören. Die Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft wird einſt eine beſſere ſein, und alle großen Herzen Europas ſind ſchmerzhaft beſchäftigt, dieſe neue beſſere Baſis zu entdecken.

Vielleicht war es der Mißmuth ob dem jetzigen Geldglauben, der Widerwille gegen den Egoismus, den ſie überall hervorgrinſen ſahen, was in Deutſchland einige Dichter von der romantiſchen Schule, die es ehrlich meinten, zuerſt bewogen hatte, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuflüchten und die Reſtaurazion des Mittelalters zu befördern. Dieſes mag namentlich bei denjenigen der Fall ſein, die nicht die eigentliche Coterie bildeten. Zu dieſer letztern gehörten die Schriftſteller die ich im zweiten Buche beſonders abgehandelt, nachdem ich im erſten Buche die Romantiſche Schule im Allgemeinen beſprochen. Nur wegen dieſer literar-hiſtoriſchen Bedeutung, nicht wegen ihres inneren Werthes, habe ich von dieſen Coteriegenoſſen, die in Gemeinſchaft wirkten, zuerſt und ganz umſtändlich geredet. Man wird mich daher nicht mißverſtehen, wenn von Zacharias Werner, von dem Baron de la Motte Fouqué und von Herrn Ludwig Uhland eine ſpätere und kärglichere Meldung geſchieht. Dieſe drei Schriftſteller verdienten vielmehr, ihrem Werthe nach, weit ausführlicher beſprochen und gerühmt zu werden. Denn Zacharias Werner war der einzige Dramatiker der Schule, deſſen Stücke auf der Bühne aufgeführt und vom Parterre applaudirt wurden. Der Herr Baron de la Motte Fouqué war der einzige epiſche Dichter der Schule, deſſen Romane das ganze Publikum anſprachen. Und Herr Ludwig Uhland iſt der einzige Lyriker der Schule, deſſen Lieder in die Herzen der großen Menge gedrungen ſind und noch jetzt im Munde der Menſchen leben.

In dieſer Hinſicht verdienen die erwähnten drei Dichter einen Vorzug vor Herrn Ludwig Tieck, den ich als einen der beſten Schriftſteller der Schule geprieſen habe. Herr Tieck hat nemlich, obgleich das Theater ſein Steckenpferd iſt und er von Kind auf bis heute ſich mit dem Comödiantenthum und mit den kleinſten Details deſſelben, beſchäftigt hat, doch immer darauf verzichten müſſen, jemals von der Bühne herab die Menſchen zu bewegen, wie es dem Zacharias Werner gelungen iſt. Herr Tieck hat ſich immer ein Hauspublikum halten müſſen, dem er ſelber ſeine Stücke vordeklamirte und auf deren Händeklatſchen ganz ſicher zu rechnen war. Während Herr de la Motte Fouqué

von der Herzogin bis zur Wäscherin mit gleicher Luſt geleſen wurde und als die Sonne der Leihbibliotheken ſtralte, war Herr Tieck nur die Aſtrallampe der Theegeſellſchaften, die, angeglänzt von ſeiner Poeſie, bei der Vorleſung ſeiner Novellen, ganz ſeelenruhig ihren Thee verſchluckten. Die Kraft dieſer Poeſie mußte immer deſto mehr hervortreten, je mehr ſie mit der Schwäche des Thees kontraſtirte, und in Berlin, wo man den matteſten Thee trinkt, mußte Herr Tieck als einer der kräftigſten Dichter erſcheinen. Während die Lieder unſeres vortrefflichen Uhland in Wald und Thal erſchollen, und noch jetzt von wilden Studenten gebrüllt und von zarten Jungfrauen gelispelt werden, iſt kein einziges Lied des Herrn Tieck in unſere Seelen gedrungen, kein einziges Lied des Herrn Ludwig Tieck iſt in unſerem Ohre geblieben, das große Publikum kennt kein einziges Lied dieſes großen Lyrikers.

Zacharias Werner iſt geboren zu Königsberg in Preußen, den 18. Nov. 1768. Seine Verbindung mit den Schlegeln war keine perſönliche, ſondern nur eine ſympathetiſche. Er begriff in der Ferne was ſie wollten, und that ſein Möglichſtes in ihrem Sinne zu dichten. Aber er konnte ſich für die Reſtaurazion des Mittelalters nur einſeitig, nemlich nur für die hierarchiſch katholiſche Seite deſſelben, begeiſtern; die feudaliſtiſche Seite hat ſein Gemüth nicht ſo ſtark in Bewegung geſetzt. Hierüber hat uns ſein Landsmann T. A. Hoffmann, in den Serapionsbrüdern, einen merkwürdigen Aufſchluß ertheilt. Er erzählt nemlich, daß Werners Mutter gemüthskrank geweſen und während ihrer Schwangerſchaft ſich eingebildet, daß ſie die Muttergottes ſei und den Heiland zur Welt bringe. Der Geiſt Werners trug nun, ſein ganzes Leben hindurch, das Muttermahl dieſes religiöſen Wahnſinns. Die entſetzlichſte Religionsſchwärmerei finden wir in allen ſeinen Dichtungen. Eine einzige, der Vierundzwanzigſte Februar, iſt frei davon und gehört zu den koſtbarſten Erzeugniſſen unſerer dramatiſchen Literatur. Sie hat, mehr als Werners übrige Stücke, auf dem Theater den größten Enthuſiasmus hervorgebracht. Seine anderen dramatiſchen Werke haben den großen Haufen weniger angeſprochen, weil es dem Dichter, bei aller draſtiſchen Kraft, faſt gänzlich an Kenntniß der Theaterverhältniſſe fehlte.

Der Biograph Hoffmanns, der Herr Criminalrath Hitzig, hat auch Werners Leben beſchrieben. Eine gewiſſenhafte Arbeit, für den Pſychologen eben ſo intereſſant wie für den Literarhiſtoriker. Wie man mir jüngſt erzählt, war Werner auch einige Zeit in Paris, wo er an den peripatetiſchen Philoſophinnen, die damals des Abends im brillanteſten Putz, die Gallerien des Palais-Royal durchwandelten, ſein beſonderes Wohlgefallen fand. Sie liefen immer hinter ihm drein, und neckten ihn, und lachten über ſeinen komiſchen Anzug und ſeine noch komiſcheren Manieren. Das war die gute alte Zeit! Ach, wie das Palais-royal ſo hat ſich auch Zacharias Werner ſpäterhin ſehr verändert; die

letzte Lampe der Luſt erloſch im Gemüthe des vertrübten Mannes, zu Wien trat er in den Orden der Ligorianer, und in der Sankt-Stephanskirche predigte er dort über die Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge. Er hatte ausgefunden, daß alles auf Erden eitel ſei. Der Gürtel der Venus, behauptete er jetzt, ſei nur eine häßliche Schlange, und die erhabene Juno trage unter ihrem weißen Gewande ein paar hirſchlederne, nicht ſehr reinliche Poſtilionshoſen. Der Pater Zacharias kaſteite ſich jetzt und faſtete und eiferte gegen unſere verſtockte Weltluſt. Verflucht iſt das Fleiſch! ſchrie er ſo laut und mit ſo grell oſtpreußiſchem Accent, daß die Heiligenbilder in Sankt Stephan erzitterten und die Wiener Griſetten allerliebſt lächelten. Außer dieſer wichtigen Neuigkeit erzählte er den Leuten beſtändig: daß er ein großer Sünder ſei.

Genau betrachtet, iſt ſich der Mann immer konſequent geblieben, nur daß er früherhin bloß beſang, was er ſpäterhin wirklich übte. Die Helden ſeiner meiſten Dramen ſind ſchon mönchiſch entſagende Liebende, ascetiſche Wollüſtlinge, die in der Abſtinenz eine erhöhte Wonne entdeckt haben, die durch die Marter des Fleiſches ihre Genußſucht ſpiritualiſiren, die in den Tiefen der religiöſen Myſtik die ſchauerlichſten Seeligkeiten ſuchen, heilige Roués.

Kurz vor ſeinem Tode war die Freude an dramatiſcher Geſtaltung noch einmal in Wernern erwacht, nnd er ſchrieb noch eine Tragödie, betitelt: die Mutter der Makkabäer. Hier galt es aber nicht den profanen Lebensernſt mit romantiſchen Späßen zu feſtoniren; zu dem heiligen Stoff wählte er auch einen kirchlich breitgezogenen Ton, die Rhythmen ſind feierlich gemeſſen wie Glockengeläute, bewegen ſich langſam wie eine Charfreitagsprozeſſion, und es iſt eine paleſtinaſche Legende in griechiſcher Tragödienform. Das Stück fand wenig Beifall bei den Menſchen hier unten; ob es den Engeln im Himmel beſſer gefiel, das weiß ich nicht.

Aber der Pater Zacharias ſtarb bald darauf, Anfang des Jahres 1823, nachdem er über 54 Jahr auf dieſer ſündigen Erde gewandelt.

Wir laſſen ihn ruhen, den Todten, und wenden uns zu dem zweiten Dichter des romantiſchen Triumvirats. Es iſt der vortreffliche Freiherr Friedrich de la Motte Fouqué, geboren in der Mark Brandenburg im Jahr 1777 und zum Profeſſor ernannt an der Univerſität Halle, im Jahr 1833. Früher ſtand er als Major im königl. Preuß. Militärdienſt und gehört zu den Sangeshelden oder Heldenſängern, deren Leyer und Schwert, während dem ſogenannten Freiheitskriege, am lauteſten erklang. Sein Lorbeer iſt von ächter Art. Er iſt ein wahrer Dichter und die Weihe der Poeſie ruht auf ſeinem Haupte. Wenigen Schriftſtellern ward ſo allgemeine Huldigung zu Theil, wie einſt unſerem vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er ſeine Leſer nur noch unter dem Publikum der Leihbibliotheken. Aber dieſes Publikum iſt immer groß genug, und Herr Fouqué kann ſich rühmen, daß er der einzige

von der romantischen Schule ist, an dessen Schriften auch die niederen Klassen Geschmack gefunden. Während man in den ästhetischen Theezirkeln Berlins über den heruntergekommenen Ritter die Nase rümpfte, fand ich, in einer kleinen Harzstadt, ein wunderschönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeisterung sprach und erröthend gestand: daß sie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn sie nur einmahl den Verfasser der Undine küssen könnte. — Und dieses Mädchen hatte die schönsten Lippen, die ich jemals gesehen.

Aber welch ein wunderliebliches Gedicht ist die Undine! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuß! der Genius der Poesie küßte den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen dufteten und alle Nachtigallen sangen, das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet und er nannte es: Undine.

Ich weiß nicht, ob diese Novelle ins Französische übersetzt worden. Es ist die Geschichte von der schönen Wasserfee, die keine Seele hat, die nur dadurch, daß sie sich in einen Ritter verliebt, eine Seele bekömmt .... aber, ach! mit dieser Seele bekömmt sie auch unsere menschlichen Schmerzen, ihr ritterlicher Gemahl wird treulos, und sie küßt ihn todt. Denn der Tod ist in diesem Buche ebenfalls nur ein Kuß.

Diese Undine könnte man als die Muse der Fouquéschen Poesie betrachten. Obgleich sie unendlich schön ist, obgleich sie eben so leidet wie wir und irdischer Kummer sie hinlänglich belastet, so ist sie doch kein eigentlich menschliches Wesen. Unsere Zeit aber stößt alle Luft- und Wassergebilde von sich, selbst die schönsten, sie verlangt wirkliche Gestalten des Lebens, und am allerwenigsten verlangt sie Nixen, die in adelige Ritter verliebt sind. Das war es. Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens, die ewige Ritterthümelei, mißbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publikum, und man wandte sich ab von dem unzeitgemäßen Sänger. In der That, dieser beständige Singsang von Harnischen, Turnierrossen, Burgfrauen, ehrsamen Zunftmeistern, Zwergen, Knappen, Schloßkapellen, Minne und Glaube, und wie der mittelalterliche Trödel sonst heißt, wurde uns endlich lästig; und als der ingeniose Hidalgo Friedrich de la Motte Fouqué sich immer tiefer in seine Ritterbücher versenkte, und im Traume der Vergangenheit das Verständniß der Gegenwart einbüßte: da mußten sogar seine besten Freunde sich kopfschüttelnd von ihm abwenden.

Die Werke, die er in dieser späteren Zeit schrieb, sind ungenießbar. Die Gebrechen seiner früheren Schriften sind hier aufs höchste gesteigert. Seine Rittergestalten bestehen nur aus Eisen und Gemüth; sie haben weder

Fleiſch noch Vernunft. Seine Frauenbilder ſind nur Bilder, oder vielmehr nur Puppen, deren goldne Locken gar zierlich herabwallen, über die anmuthigen Blumengeſichter. Wie die Werke von Walter Scott mahnen auch die Fouquéſchen Ritterromane an die gewirkten Tapeten, die wir Gobelins nennen, und die durch reiche Geſtaltung und Farbenpracht mehr unſer Auge als unſere Seele ergötzen. Das ſind Ritterfeſte, Schäferſpiele, Zweikämpfe, alte Trachten, alles recht hübſch neben einander, abenteuerlich ohne tieferen Sinn, bunte Oberflächlichkeit. Bei den Nachahmern Fouqués wie bei den Nachahmern des Walter Scott iſt dieſe Manier, ſtatt der inneren Natur der Menſchen und Dinge nur ihre äußere Erſcheinung und das Coſtum zu ſchildern, noch trübſeliger ausgebildet. Dieſe flache Art und leichte Weiſe graſſirt heutigen Tages in Deutſchland eben ſo gut wie in England und Frankreich. Wenn auch die Darſtellungen nicht mehr die Ritterzeit verherrlichen, ſondern auch unſere modernen Zuſtände betreffen, ſo iſt es doch noch immer die vorige Manier, die ſtatt der Weſenheit der Erſcheinung nur das Zufällige derſelben auffaßt. Statt Menſchenkenntniß bekunden unſere neueren Romanziérs bloß Kleiderkenntniß, und ſie fußen vielleicht auf dem Sprüchwort: Kleider machen Leute. Wie anders die älteren Romanenſchreiber, beſonders bei den Engländern. Richardſon giebt uns die Anatomie der Empfindungen. Goldſmidt behandelt pragmatiſch die Herzensaktionen ſeiner Helden. Der Verfaſſer des Triſtram Shandy zeigt uns die verborgenſten Tiefen der Seele; er öffnet eine Lucke der Seele, erlaubt uns einen Blick in ihre Abgründe, Paradieſe und Schmutzwinkel, und läßt gleich die Gardine davor wieder fallen. Wir haben von vorn in das ſeltſame Theater hineingeſchaut, Beleuchtung und Perſpektive hat ihre Wirkung nicht verfehlt, und indem wir das Unendliche geſchaut zu haben meinen, iſt unſer Gefühl unendlich geworden, poetiſch. Was Fielding betrifft, ſo führt er uns gleich hinter die Kuliſſen, er zeigt uns die falſche Schminke auf allen Gefühlen, die plumpeſten Springfedern der zarteſten Handlungen, das Kolophonium, das nachher als Begeiſterung aufblitzen wird, die Pauke worauf noch friedlich der Klopfer ruht, der ſpäterhin den gewaltigſten Donner der Leidenſchaft daraus hervortrommeln wird; kurz, er zeigt uns jene ganze innere Machinerie, die große Lüge, wodurch uns die Menſchen anders erſcheinen als ſie wirklich ſind, und wodurch alle freudige Realität des Lebens verloren geht. Doch wozu als Beiſpiel die Engländer wählen, da unſer Goethe, in ſeinem Wilhelm Meiſter, das beſte Muſter eines Romans geliefert hat.

Die Zahl der Fouquéſchen Romane iſt Legion; er iſt einer der fruchtbarſten Schriftſteller. „Der Zauberring“ und „Thiodolph der Isländer“ verdienen beſonders rühmend angeführt zu werden. Seine metriſchen Dramen, die nicht für die Bühne beſtimmt ſind, enthalten große Schönheiten. Beſon-

ders „Sigurd, der Schlangentödter" ist ein kühnes Werk, worin die altscandinavische Heldensage mit all ihrem Riesen- und Zauberwesen sich abspiegelt. Die Hauptperson des Dramas, der Sigurd, ist eine ungeheure Gestalt. Er ist stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer, das sie umrauscht. Er hat so viel Muth wie hundert Löwen und so viel Verstand wie zwei Esel.

Herr Fouqué hat auch Lieder gedichtet. Sie sind die Lieblichkeit selbst. Sie sind so leicht, so bunt, so glänzend, so heiter dahin flatternd; es sind süße lyrische Kolibri.

Der eigentliche Liederdichter aber ist Herr Ludwig Uhland, der geboren zu Tübingen im Jahr 1787 jetzt als Advokat in Stuttgart lebt. Dieser Schriftsteller hat einen Band Gedichte, zwei Tragödien und zwei Abhandlungen über Walter von der Vogelweide und über französische Troubaduren geschrieben. Es sind zwei kleine historische Untersuchungen und zeugen von fleißigem Studium des Mittelalters. Die Tragödien heißen „Ludwig der Bayer" und „Herzog Ernst von Schwaben." Erstere habe ich nicht gelesen; ist mir auch nicht als die vorzüglichere gerühmt worden. Die zweite jedoch enthält große Schönheiten und erfreut durch Adel der Gefühle und Würde der Gesinnung. Es weht darin ein süßer Hauch der Poesie, wie er in den Stücken, die jetzt auf unserem Theater so viel Beifall ärndten, nimmermehr angetroffen wird. Deutsche Treue ist das Thema dieses Dramas, und wir sehen sie hier, stark wie eine Eiche, allen Stürmen trotzen; deutsche Liebe blüht, kaum bemerkbar, in der Ferne, doch ihr Veilchenduft dringt uns um so rührender ins Herz. Dieses Drama, oder vielmehr dieses Lied, enthält Stellen, welche zu den schönsten Perlen unserer Literatur gehören. Aber das Theaterpublikum hat das Stück dennoch mit Indifferenz aufgenommen oder vielmehr abgelehnt. Ich will die guten Leute des Parterres nicht allzubitter darob tadeln. Diese Leute haben bestimmte Bedürfnisse, deren Befriedigung sie vom Dichter verlangen. Die Produkte des Poeten sollen nicht eben den Sympathien seines eignen Herzens, sondern viel eher dem Begehr des Publikums entsprechen. Dieses letztere gleicht ganz dem hungrigen Beduinen in der Wüste, der einen Sack mit Erbsen gefunden zu haben glaubt und ihn hastig öffnet: aber ach! es sind nur Perlen. Das Publikum verspeist mit Wonne des Herrn Raupachs dürre Erbsen und Madame Birch-Pfeifers Saubohnen; Uhlands Perlen findet es ungenießbar.

Da die Franzosen höchstwahrscheinlich nicht wissen wer Madame Birch-Pfeifer und Herr Raupach ist, so muß ich hier erwähnen, daß dieses göttliche Paar, geschwisterlich neben einander stehend, wie Apoll und Diana, in den Tempeln unserer dramatischen Kunst am meisten verehrt wird. Ja, Herr Raupach ist eben so sehr dem Apoll wie Madame Birch-Pfeifer der Diana

vergleichbar. Was ihre reale Stellung betrifft, so ist letztere als kaiserl. östreichische Hofschauspielerin in Wien, und ersterer als königl. preußischer Theaterdichter in Berlin angestellt. Die Dame hat schon eine Menge Dramen geschrieben worin sie selber spielt. Ich kann nicht umhin hier einer Erscheinung zu erwähnen, die den Franzosen fast unglaublich vorkommen wird: eine große Anzahl unserer Schauspieler sind auch dramatische Dichter und schreiben sich selbst ihre Stücke. Man sagt Herr Ludwig Tieck habe, durch eine unvorsichtige Aeußerung, dieses Unglück veranlaßt. In seinen Cirkeln bemerkte er nemlich: daß die Schauspieler in einem schlechten Stücke immer besser spielen können, als in einem guten Stücke. Fußend auf solchem Axiom griffen die Comödianten schaarenweis zur Feder, schrieben Trauerspiele und Lustspiele die Hülle und Fülle, und es wurde uns manchmal schwer zu entscheiden: dichtete der eitle Comödiant sein Stück absichtlich schlecht, um gut darin zu spielen? oder spielte er schlecht in so einem selbstverfertigten Stücke, um uns glauben zu machen das Stück sei gut? Der Schauspieler und der Dichter, die bisher in einer Art von kollegialischem Verhältnisse standen, (ungefähr wie der Scharfrichter und der arme Sünder) traten jetzt in offne Feindschaft. Die Schauspieler suchten die Poeten ganz vom Theater zu verdrängen, unter dem Vorgeben: sie verständen nichts von den Anforderungen der Bretterwelt, verständen nichts von draftischen Effekten und Theaterkoups, wie nur der Schauspieler sie in der Praxis erlernt und sie in seinen Stücken anzubringen weiß. Die Comödianten, oder wie sie sich am liebsten nennen, die Künstler spielten daher vorzugsweise in ihren eignen Stücken oder wenigstens in Stücken, die einer der Ihrigen, ein Künstler, verfertigt hatte. In der That, diese entsprachen ganz ihren Bedürfnissen; hier fanden sie ihre Lieblingscostume, ihre fleischfarbige Trikotpoesie, ihre applaudirten Abgänge, ihre herkömmlichen Grimassen, ihre Flittergold-Redensarten, ihr ganzes affectirtes Kunstzigeunerthum: eine Sprache, die nur auf den Brettern gesprochen wird, Blumen, die nur diesem erlogenen Boden entsprossen, Früchte, die nur am Lichte der Orchesterlampe gereift, eine Natur worin nicht der Odem Gottes, sondern des Soufleurs weht, kulissenerschütternde Tobsucht, sanfte Wehmuth mit kitzelnder Flötenbegleitung, geschminkte Unschuld mit Lasterversenkungen, Monatsgagengefühle, Trompetentusch u. s. w.

Solchermaßen haben die Schauspieler in Deutschland sich von den Poeten und auch von der Poesie selbst emanzipirt. Nur der Mittelmäßigkeit erlaubten sie noch, sich auf ihrem Gebiete zu produziren. Aber sie geben genau Acht, daß es kein wahrer Dichter ist, der, im Mantel der Mittelmäßigkeit, sich bei ihnen eindrängt. Wie viel Prüfungen hat Herr Raupach überstehen müssen, ehe es ihm gelang, auf dem Theater Fuß zu fassen! Und noch jetzt haben sie ein waches Auge auf ihn, und wenn er mal ein Stück schreibt, das nicht

ganz und gar ſchlecht iſt, ſo muß er, aus Furcht vor dem Oſtrazismus der Comödianten, gleich wieder ein Dutzend der allermiſerabelſten Machwerke zu Tage fördern. Ihr wundert Euch über das Wort „ein Dutzend?“ Es iſt gar keine Uebertreibung von mir. Dieſer Mann kann wirklich jedes Jahr ein Dutzend Dramen ſchreiben, und man bewundert dieſe Produktivität. Aber „es iſt keine Hexerei,“ ſagt Jantſen von Amſterdam, der berühmte Taſchenſpieler, wenn wir ſeine Kunſtſtücke anſtaunen: „Es iſt keine Hexerei, ſondern nur die Geſchwindigkeit.“

Daß es Herrn Raupach gelungen iſt, auf der deutſchen Bühne empor zu kommen, hat aber noch einen beſondern Grund. Dieſer Schriftſteller, von Geburt ein Deutſcher, hat lange Zeit in Rußland gelebt, dort erwarb er ſeine Bildung und es war die moskowitiſche Muſe, die ihn eingeweiht in die Poeſie. Dieſe Muſe, die eingezobelte Schöne mit der holdſelig aufgeſtülpten Naſe, reichte unſerem Dichter die volle Branntweinſchaale der Begeiſterung, hing um ſeine Schulter den Köcher mit kirgiſiſchen Witzpfeilen und gab in ſeine Hände die tragiſche Knute. Als er zuerſt damit auf unſere Herzen losſchlug, wie erſchütterte er uns! Das Befremdliche der ganzen Erſcheinung mußte uns nicht wenig in Verwunderung ſetzen. Der Mann gefiel uns gewiß nicht im ziviliſirten Deutſchland; aber ſein ſarmatiſch ungethümes Weſen, eine täppiſche Behendigkeit, ein gewiſſes brummendes Zugreifen in ſeinem Verfahren, verblüffte das Publikum. Es war jedenfalls ein origineller Anblick, wenn Herr Raupach auf ſeinem ſlaviſchen Pegaſus, dem kleinen Klepper, über die Steppen der Poeſie dahinjagte, und unter dem Sattel, nach ächter Baſchkirenweiſe ſeine dramatiſchen Stoffe gar ritt. Dieſes fand Beifall in Berlin; — dem Herrn Raupach gelang es dort Fuß zu faſſen, er wußte ſich mit den Schauſpielern zu verſtändigen, und ſeit einiger Zeit, wie ſchon geſagt, wird Raupach Apollo neben Diana Birch-Pfeifer, göttlich verehrt in dem Tempel der dramatiſchen Kunſt. Dreißig Thaler bekömmt er für jeden Akt den er ſchreibt, und er ſchreibt lauter Stücke von ſechs Akten, indem er dem erſten Akt den Titel „Vorſpiel“ giebt. Alle mögliche Stoffe hat er ſchon unter den Sattel ſeines Pegaſus geſchoben und gar geritten. Kein Held iſt ſicher vor ſolchem tragiſchen Schickſal. Sogar den Siegfried, den Drachentödter, hat er unter bekommen. Die Muſe der deutſchen Geſchichte iſt in Verzweiflung. Einer Niobe gleich betrachtet ſie mit bleichem Schmerze die edlen Kinder, die Raupach-Apollo ſo entſetzlich bearbeitet hat. O Jupiter! er wagte es ſogar Hand zu legen an die Hohenſtaufen, unſere alten geliebten Schwabenkaiſer! Es war nicht genug, daß Herr Friedrich Raumer ſie geſchichtlich eingeſchlachtet, jetzt kommt gar Herr Raupach der ſie fürs Theater zurichtet. Raumerſche Holzfiguren überzieht er mit ſeiner ledernen Poeſie, mit ſeinen ruſſiſchen Juchten, und der Anblick ſolcher Carrikaturen und ihr

Mißduft verleidet uns am Ende noch die Erinnerung an die schönsten und edelsten Kaiser des deutschen Vaterlandes. Und die Polizei hemmt nicht solchen Frevel? Wenn sie nicht gar selbst die Hand im Spiel hat. Neue, emporstrebende Regentenhäuser lieben nicht bei dem Volke die Erinnerung an die alten Kaiserstämme, an deren Stelle sie gern treten möchten. Nicht bei Immermann, nicht bei Grabbe, nicht einmal bei Herrn Uechtritz, sondern bei dem Herrn Raupach, wird die berliner Theaterintendanz einen Barbarossa bestellen. Aber streng bleibt es Herrn Raupach untersagt einen Hohenzollern unter den Sattel zu stecken; sollte es ihm einmal danach gelüsten, so würde man ihm bald die Hausvogtei als Helikon anweisen.

Die Ideenassoziazion, die durch Contraste entsteht, ist Schuld daran, daß ich, indem ich von Herrn Uhland reden wollte, plötzlich auf Herrn Raupach und Madame Birch-Pfeifer gerieth. Aber obgleich dieses göttliche Paar, unsere Theaterdiana noch viel weniger als unser Theaterapoll, nicht zur eigentlichen Literatur gehört, so mußte ich doch einmal von ihnen reden, weil sie die jetzige Bretterwelt repräsentiren. Auf jeden Fall war ich es unseren wahren Poeten schuldig, mit wenigen Worten in diesem Buche zu erwähnen, von welcher Natur die Leute sind, die bei uns die Herrschaft der Bühne usurpiren.

5.

Ich bin in diesem Augenblick in einer sonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichtesammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbesprochen lassen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs solcher Besprechung günstig ist. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erscheinen, und ehrlich offne Worte könnten als Mangel an Nächstenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhlandschen Muse und die Hintersassen seines Ruhmes werde ich mit der Begeisterung, die mir heute zu Gebote steht, schwerlich befriedigen. Aber ich bitte Euch, Zeit und Ort, wo ich dieses niederschreibe, gehörig zu ermessen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überströmenden Begeisterung hatte ich den vortrefflichen Uhland zu feiern vermocht! Damals empfand ich seine Vortrefflichkeit vielleicht besser als jetzt; er stand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber so vieles hat sich seitdem ereignet! Was mir so herrlich dünkte, jenes chevalereske und katholische Wesen, jene Ritter die im adlichen Turnei sich hauen und stechen, jene sanften Knappen und sittigen Edelfrauen, jene Nordlandshelden und Minnesänger, jene Mönche und Nonnen, jene Vätergrüfte mit Ahnungsschauern, jene blassen Entsagungsgefühle

mit Glockengeläute, und das ewige Wehmuthgewimmer, wie bitter ward es mir seitdem verleidet! Ja, einst war es anders. Wie oft, auf den Trümmern des alten Schlosses zu Düsseldorf am Rhein, saß ich und deklamirte vor mich hin das schönste aller Uhlandschen Lieder:

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber am Königsschloß;
Die Jungfrau von der Zinne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Sie rief ihm zu ein süßes Wort:
„O dürft ich gehn hinab zu Dir!
Wie glänzen weiß die Lämmer dort,
Wie roth die Blümlein hier!"

Der Jüngling ihr entgegenbot:
„O kämest du herab zu mir!
Wie glänzen so die Wänglein roth,
Wie weiß die Arme dir!"

Und als er nun mit stillem Weh
In jeder Früh vorübertrieb:
Da sah er hin, bis in der Höh
Erschien sein holdes Lieb.

Dann rief er freundlich ihr hinauf:
„Willkommen, Königstöchterlein!"
Ihr süßes Wort ertönte drauf:
„Viel Dank, du Schäfer mein!"

Der Winter floh, der Lenz erschien,
Die Blümlein blühten reich umher,
Der Schäfer thät zum Schlosse ziehn,
Doch Sie erschien nicht mehr.

Er rief hinauf so klagevoll:
„Willkommen, Königstöchterlein!"
Ein Geisterlaut herunter scholl:
„Ade, du Schäfer mein!"

Wenn ich nun auf den Ruinen des alten Schlosses saß und dieses Lied deklamirte, hörte ich auch wohl zuweilen wie die Nixen im Rhein, der dort vorbeifließt, meine Worte nachäfften, und das seufzte und das stöhnte aus den Fluten mit komischem Pathos:

„Ein Geisterlaut herunter scholl,
Ade, du Schäfer mein!“

Ich ließ mich aber nicht stören von solchen Neckereien der Wasserfrauen, selbst wenn sie bei den schönsten Stellen in Uhlands Gedichten ironisch kicherten. Ich bezog solches Gekicher damals bescheidentlich auf mich selbst, namentlich gegen Abend, wenn die Dunkelheit heranbrach, und ich mit etwas erhobener Stimme deklamirte, um dadurch die geheimnißvollen Schauer zu überwinden, die mir die alten Schloßtrümmer einflößten. Es ging nämlich die Sage, daß dort des Nachts eine Dame ohne Kopf umherwandle. Ich glaubte manchmal ihre lange seidne Schleppe vorbei rauschen zu hören, und mein Herz pochte ..... das war die Zeit und der Ort, wo ich für die „Gedichte von Ludwig Uhland“ begeistert war.

Dasselbe Buch habe ich wieder in Händen, aber zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, ich habe unterdessen viel gehört und gesehen, gar viel, ich glaube nicht mehr an Menschen ohne Kopf, und der alte Spuk wirkt nicht mehr auf mein Gemüth. Das Haus, worin ich eben sitze und lese, liegt auf dem Boulevard Mont-Martre; und dort branden die wildesten Wogen des Tages, dort kreischen die lautesten Stimmen der modernen Zeit; das lacht, das grollt, das trommelt; im Sturmschritt schreitet vorüber die Nazionalgarde; und jeder spricht französisch. — Ist das nun der Ort, wo man Uhlands Gedichte lesen kann? Dreimal habe ich den Schluß des obenerwähnten Gedichtes mir wieder vordeklamirt, aber ich empfinde nicht mehr das unnennbare Weh, das mich einst ergriff, wenn das Königstöchterlein stirbt und der schöne Schäfer so klagevoll zu ihr hinaufrief: Willkommen, Königstöchterlein!

„Ein Geisterlaut herunterscholl,
Ade! du Schäfer mein!“

Vielleicht auch bin ich für solche Gedichte etwas kühl geworden, seitdem ich die Erfahrung gemacht, daß es eine weit schmerzlichere Liebe giebt, als die welche den Besitz des geliebten Gegenstandes niemals erlangt, oder ihn durch den Tod verliert. In der That, schmerzlicher ist es, wenn der geliebte Gegenstand Tag und Nacht in unseren Armen liegt, aber durch beständigen Widerspruch und blödsinnige Capricen uns Tag und Nacht verleidet, dergestalt, daß wir das, was unser Herz am meisten liebt, von unserem Herzen fortstoßen, und wir selber das verflucht geliebte Weib nach dem Postwagen bringen und fortschicken müssen:

Ade, du Königstöchterlein!

Ja, schmerzlicher als der Verlust durch den Tod ist der Verlust durch das Leben, z. B. wenn die Geliebte, aus wahnsinniger Leichtfertigkeit, sich von

uns abwendet, wenn sie durchaus auf einen Ball gehen will, wohin kein ordentlicher Mensch sie begleiten kann, und wenn sie dann ganz aberwitzig bunt geputzt und trotzig frisirt, dem ersten besten Lump den Arm reicht und uns den Rücken kehrt ....

Ade, du Schäfer mein!

Vielleicht erging es Herrn Uhland selber nicht besser als uns. Auch seine Stimmung muß sich seitdem etwas verändert haben. Mit geringen Ausnahmen hat er seit zwanzig Jahren keine neue Gedichte zu Markte gebracht. Ich glaube nicht, daß dieses schöne Dichtergemüth so kärglich von der Natur begabt gewesen und nur einen einzigen Frühling in sich trug. Nein, ich erkläre mir das Verstummen Uhlands vielmehr aus dem Widerspruch, worin die Neigungen seiner Muse mit den Ansprüchen seiner politischen Stellung gerathen sind. Der elegische Dichter, der die katholisch feudalistische Vergangenheit in so schönen Balladen und Romanzen zu besingen wußte, der Ossian des Mittelalters, wurde seitdem in der würtembergischen Ständeversammlung, ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geistesfreiheit. Daß diese demokratische und protestantische Gesinnung bei ihm ächt und lauter ist, bewies Herr Uhland durch die großen persönlichen Opfer, die er ihr brachte; hatte er einst den Dichterlorbeer errungen, so erwarb er jetzt auch den Eichenkranz der Bürgertugend. Aber eben weil er es mit der neuen Zeit so ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeisterung weiter singen; und da sein Pegasus nur ein Ritterroß war, das gern in die Vergangenheit zurücktrabte, aber gleich stätig wurde wenn es vorwärts sollte in das moderne Leben, da ist der wackere Uhland lächelnd abgestiegen, ließ ruhig absatteln und den unfügsamen Gaul nach dem Stall bringen. Dort befindet er sich noch bis auf heutigen Tag, und wie sein College das Roß Bayard hat er alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler: er ist todt.

Schärferen Blicken als den meinigen will es nicht entgangen sein, daß das hohe Ritterroß mit seinen bunten Wappendecken und stolzen Federbüschen, nie recht gepaßt habe zu seinem bürgerlichen Reuter, der an den Füßen, statt Stiefeln mit goldenen Sporen, nur Schuh mit seidenen Strümpfen, und auf dem Haupte, statt eines Helms, nur einen tübinger Doktorhut getragen hat. Sie wollen entdeckt haben: daß Herr Ludwig Uhland niemals mit seinem Thema ganz übereinstimmen konnte; daß er die naiven, grauenhaft kräftigen Töne des Mittelalters nicht eigentlich in idealisirter Wahrheit wiedergiebt, sondern sie vielmehr in eine kränklich sentimentale Melancholie auflöst; daß er die starken Klänge der Heldensage und des Volkslieds in seinem Gemüthe gleichsam weich gekocht habe, um sie genießbar zu machen für das moderne

Publikum. Und in der That, wenn man die Frauen der Uhland'schen Gedichte genau betrachtet, so sind es nur schöne Schatten, verkörperter Mondschein, in den Adern Milch, in den Augen süße Thränen, nämlich Thränen ohne Salz. Vergleicht man die Uhland'schen Ritter mit den Rittern der alten Gesänge, so kommt es uns vor, als bestänben sie aus Harnischen von Blech, worin lauter Blumen stecken, statt Fleisch und Knochen. Die Uhlandschen Ritter duften daher für zarte Nasen weit minniglicher als die alten Kämpen, die recht dicke eiserne Hosen trugen und viel fraßen und noch mehr soffen.

Aber das soll kein Tadel sein. Herr Uhland wollte uns keineswegs in wahrhafter Copey die deutsche Vergangenheit vorführen, er wollte uns vielleicht nur durch ihren Widerschein ergötzen; und er ließ sie freundlich zurückspiegeln von der dämmernden Fläche seines Geistes. Dieses mag seinen Gedichten vielleicht einen besondern Reiz verleihen und ihnen die Liebe vieler sanften und guten Menschen erwerben. Die Bilder der Vergangenheit üben ihren Zauber selbst in der mattesten Beschwörung. Sogar Männer, die für die moderne Zeit Parthei gefaßt, bewahren immer eine geheime Sympathie für die Ueberlieferungen alter Tage; wunderbar berühren uns diese Geisterstimmen selbst in ihrem schwächsten Nachhall. Und es ist leicht begreiflich, daß die Balladen und Romanzen unseres vortrefflichen Uhlands, nicht blos bei Patrioten von 1813, bei frommen Jünglingen und minniglichen Jungfrauen, sondern auch bei manchen Höhergekräftigten und Neubenkenden den schönsten Beifall finden.

Ich habe bei dem Wort Patrioten die Jahrzahl 1813 hinzugefügt, um sie von den heutigen Vaterlandsfreunden zu unterscheiden. — Jene älteren Patrioten müssen an der Uhland'schen Muse das süßeste Wohlgefallen finden, da die meisten seiner Gedichte ganz von dem Geiste ihrer Zeit geschwängert sind, einer Zeit, wo sie selber noch in Jugendgefühlen und stolzen Hoffnungen schwelgten. Diese Vorliebe für Uhlands Gedichte überlieferten sie ihren Nachbetern, und den Jungen auf den Turnplätzen ward es einst als Patriotismus angerechnet, wenn sie sich Uhlands Gedichte anschafften. Sie fanden darin Lieder die selbst Max von Schenkendorf und Herr Ernst Moritz Arndt nicht besser gedichtet hätten. Und in der That, welcher Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda wird nicht befriedigt von dem Uhlandschen Gedichte:

Vorwärts! fort und immerfort:
Rußland rief das stolze Wort:
Vorwärts!

Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts!

Auf gewaltiges Oeſterreich!
Vorwärts! thu's den andern gleich!
Vorwärts!

Auf, du altes Sachſenland!
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts!

Bayern, Heſſen, ſchlaget ein!
Schwaben, Franken, vor zum Rhein!
Vorwärts!

Vorwärts, Holland, Niederland!
Hoch das Schwert in freier Hand!
Vorwärts!

Grüß' Euch Gott, du Schweizerbund!
Elſaß, Lothringen, Burgund!
Vorwärts!

Vorwärts, Spanien, Engelland!
Reicht den Brüdern bald die Hand!
Vorwärts!

Vorwärts, fort und immerfort!
Guter Wind und naher Port!
Vorwärts!

Vorwärts heißt ein Feldmarſchall.
Vorwärts, tapfre Streiter all!
Vorwärts!

Ich wiederhole es, die Leute von 1813 finden in Herrn Uhlands Gedichten den Geiſt ihrer Zeit aufs koſtbarſte aufbewahrt, und nicht blos den politiſchen, ſondern auch den moraliſchen und äſthetiſchen Geiſt. Herr Uhland repräſentirt eine ganze Periode, und er repräſentirt ſie jetzt faſt allein, da die anderen Repräſentanten derſelben in Vergeſſenheit gerathen und ſich wirklich in dieſem Schriftſteller alle reſumiren. Der Ton, der in den Uhlandſchen Liedern, Balladen und Romanzen herrſcht, war der Ton aller ſeiner romantiſchen Zeitgenoſſen, und mancher darunter hat, wo nicht gar Beſſeres, doch wenigſtens eben ſo Gutes geliefert. Und hier iſt der Ort, wo ich noch manchen von der romantiſchen Schule rühmen kann, der, wie geſagt, in Betreff des Stoffes und der Tonart ſeiner Gedichte die ſprechendſte Aehnlichkeit mit Herrn Uhland bekundet, auch an poetiſchem Werthe ihm nicht nachzuſtehen braucht, und ſich

etwa nur durch mindere Sicherheit in der Form von ihm unterscheidet. In der That, welch ein vortrefflicher Dichter ist der Freiherr von Eichendorf; die Lieder, die er seinem Roman „Ahnung und Gegenwart" eingewebt hat, lassen sich von den Uhlandschen gar nicht unterscheiden, und zwar von den besten derselben. Der Unterschied besteht vielleicht nur in der grüneren Waldesfrische und der kristallhafteren Wahrheit der Eichendorffschen Gedichte. Herr Justinus Kerner, der fast gar nicht bekannt ist, verdient hier ebenfalls eine preisende Erwähnung; auch er dichtete in derselben Tonart und Weise die wackersten Lieder; er ist ein Landsmann des Herrn Uhland. Dasselbe ist der Fall bei Herrn Gustav Schwab, einem berühmteren Dichter, der ebenfalls aus den schwäbischen Gauen hervorgeblüht, und uns noch jährlich mit hübschen und duftenden Liedern erquickt. Besonderes Talent besitzt er für die Ballade und er hat die heimischen Sagen in dieser Form aufs erfreulichste besungen. Wilhelm Müller, den uns der Tod in seiner heitersten Jugendfülle entrissen, muß hier ebenfalls erwähnt werden. In der Nachbildung des deutschen Volkslieds klingt er ganz zusammen mit Herrn Uhland; mich will es sogar bedünken, als sei er in solchem Gebiete manchmal glücklicher und übertreffe ihn an Natürlichkeit. Er erkannte tiefer den Geist der alten Liedesformen, und brauchte sie daher nicht äußerlich nachzuahmen; wir finden daher bei ihm ein freieres Handhaben der Uebergänge und ein verständiges Vermeiden aller veralteten Wendungen und Ausdrücke. Den verstorbenen Wetzel, der jetzt vergessen und verschollen ist, muß ich ebenfalls hier in Erinnerung bringen; auch er ist ein Wahlverwandter unseres vortrefflichen Uhlands, und in einigen Liedern, die ich von ihm kenne, übertrifft er ihn an Süße und hinschmelzender Innigkeit. Diese Lieder, halb Blume, halb Schmetterling, verdufteten und verflatterten in einem der ältern Jahrgänge von Brockhaus Urania. Daß Herr Clemens Brentano seine meisten Lieder in derselben Tonart und Gefühlsweise, wie Herr Uhland, gedichtet hat, versteht sich von selbst; sie schöpften beide aus derselben Quelle, dem Volksgesange, und bieten uns denselben Trank; nur die Trinkschale, die Form, ist bei Herrn Uhland gründeter. Von Adalbert von Chamisso darf ich hier eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule, an deren Bewegungen er Theil nahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, sich als einen der eigenthümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte, und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört. Aber in den Liedern seiner früheren Periode weht derselbe Odem, der uns auch aus den Uhlandschen Gedichten entgegenströmt; derselbe Klang, dieselbe Farbe, derselbe Duft, dieselbe Wehmuth, dieselbe Thräne . . . . . Chamissos Thränen sind vielleicht rührender, weil sie, gleich einem Quell, der aus einem Felsen springt, aus einem weit stärkeren Herzen hervorbrechen.

Die Gedichte, die Herr Uhland in südlichen Versarten geschrieben, sind ebenfalls den Sonetten, Assonanzen und Ottaverimen seiner Mitschüler von der romantischen Schule aufs innigste verwandt, und man kann sie nimmermehr, sowohl der Form als dem Tone nach, davon unterscheiden. Aber wie gesagt, die meisten jener Uhlandschen Zeitgenossen, mitsammt ihren Gedichten, gerathen in Vergessenheit; letztere findet man nur noch mit Mühe in verschollenen Sammlungen, wie der „Dichterwald," die „Sängerfahrt," in einigen Frauen- und Musenalmanachen, die Herr Fouqué und Herr Tieck herausgegeben, in alten Zeitschriften, namentlich in Achim von Arnims „Trösteinsamkeit" und in der „Wünschelruthe" redigirt von Heinrich Straube und Rudolph Christiani, in den damaligen Tagesblättern und Gott weiß mehr wo!

Herr Uhland ist nicht der Vater einer Schule, wie Schiller oder Goethe oder sonst so Einer, aus deren Individualität ein besonderer Ton hervordrang, der in den Dichtungen ihrer Zeitgenossen einen bestimmten Wiederhall fand. Herr Uhland ist nicht der Vater, sondern er ist selbst nur das Kind einer Schule, die ihm einen Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht ursprünglich angehört, sondern den sie aus früheren Dichterwerken mühsam hervorgequetscht hatte. Aber, als Ersatz für diesen Mangel an Originalität, an eigenthümlicher Neuheit, bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die eben so herrlich wie selten sind. Er ist der Stolz des glücklichen Schwabenlandes und alle Genossen deutscher Zunge erfreuen sich dieses edlen Sängergemüthes. In ihm resumiren sich die meisten seiner lyrischen Gespielen von der romantischen Schule, die das Publikum jetzt in dem einzigen Mann liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um so inniger, da wir im Begriffe sind, uns auf immer von ihm zu trennen.

6.

„Als nach langen Jahren Kaiser Otto III. an das Grab kam, wo Karls Gebeine bestattet ruhten, trat er mit zwei Bischöfen und dem Grafen von Laumel (der dieses alles berichtet hat) in die Höle ein. Die Leiche lag nicht, wie andere Todte; sondern saß aufrecht, wie ein Lebender auf einem Stuhl. Auf dem Haupte war eine Goldkrone, den Scepter hielt er in den Händen, die mit Handschuhen bekleidet waren, die Nägel der Finger hatten aber das Leder durchbort und waren herausgewachsen. Das Gewölbe war aus Marmor und Kalk sehr dauerhaft gemauert. Um hinein zu gelangen, mußte eine Oeffnung gebrochen werden; sobald man hineingelangt war, spürte man einen heftigen Geruch. Alle beugten sogleich die Knie, und erwiesen dem Todten Ehrerbie-

tung. Kaiser Otto legte ihm ein weißes Gewand an, beschnitt ihm die Nägel, und ließ alles Mangelhafte ausbessern. Von den Gliedern war nichts verfault, außer von der Nasenspitze fehlte etwas; Otto ließ sie von Gold wieder herstellen. Zuletzt nahm er aus Karls Munde einen Zahn, ließ das Gewölbe wieder zumauern und ging von dannen.—Nachts darauf soll ihm im Traume Karl erschienen sein, und verkündigt haben: daß Otto nicht alt werden, und keinen Erben hinterlassen werde."

Solchen Bericht geben uns die „deutschen Sagen." Es ist dies aber nicht das einzige Beispiel der Art. So hat auch Euer König Franz das Grab des berühmten Roland öffnen lassen, um selber zu sehen, ob dieser Held von so riesenhafter Gestalt gewesen, wie die Dichter rühmen. Dieses geschah kurz vor der Schlacht von Pavia. Sebastian von Portugal ließ die Grüfte seiner Vorfahren öffnen und betrachtete die todten Könige, ehe er nach Afrika zog.

Sonderbar schauerliche Neugier, die oft die Menschen antreibt, in die Gräber der Vergangenheit hinabzuschauen! Es geschieht dieses zu außerordentlichen Perioden, nach Abschluß einer Zeit, oder kurz vor einer Katastrophe. In unseren neueren Tagen haben wir eine ähnliche Erscheinung erlebt; es war ein großer Souverain, das französische Volk, welcher plötzlich die Lust empfand, das Grab der Vergangenheit zu öffnen und die längst verschütteten, verschollenen Zeiten bei Tageslicht zu betrachten. Es fehlte nicht an gelehrten Todtengräbern, die, mit Spaten und Brecheisen, schnell bei der Hand waren, um den Schutt aufzuwühlen und die Grüfte zu erbrechen. Ein starker Duft ließ sich verspüren, der, als gothisches Haut-gout, diejenigen Nasen, die für Rosenöl blasirt sind, sehr angenehm kitzelte. Die französischen Schriftsteller knieten ehrerbietig nieder vor dem aufgedeckten Mittelalter. Der Eine legte ihm ein neues Gewand an, der Andere schnitt ihm die Nägel; ein Dritter setzte ihm eine neue Nase an; zuletzt kamen gar einige Poeten, die dem Mittelalter die Zähne ausrissen, alles wie Kaiser Otto.

Ob der Geist des Mittelalters diesen Zahnausreißern im Traume erschienen ist und ihrer ganzen romantischen Herrschaft ein frühes Ende prophezeit hat, das weiß ich nicht. Ueberhaupt, ich erwähne diese Erscheinung der französischen Literatur nur aus dem Grunde, um bestimmt zu erklären, daß ich weder direkt noch indirekt eine Befehdung derselben im Sinne habe, wenn ich in diesem Buche eine ähnliche Erscheinung, die in Deutschland statt fand, mit etwas scharfen Worten besprochen. Die Schriftsteller, die in Deutschland das Mittelalter aus seinem Grabe hervorzogen, hatten andere Zwecke, wie man aus diesen Blättern ersehen wird, und die Wirkung, die sie auf die große Menge ausüben konnten, gefährdete die Freiheit und das Glück meines Vaterlandes. Die französischen Schriftsteller hatten nur artistische Interessen und das französische Publikum suchte nur seine plötzlich erwachte Neugier zu befrie-

digen. Die meiſten ſchauten in die Gräber der Vergangenheit nur in der Abſicht, um ſich ein intereſſantes Coſtum für den Carneval auszuſuchen. Die Mode des Gothiſchen war in Frankreich eben nur eine Mode, und ſie diente nur dazu, die Luſt der Gegenwart zu erhöhen. Man läßt ſich die Haare mittelalterlich lang vom Haupte herabwallen, und bei der flüchtigſten Bemerkung des Friſeurs, daß es nicht gut kleide, läßt man es kurz abſchneiden mitſammt den mittelalterlichen Ideen, die dazu gehören. Ach! in Deutſchland iſt das anders. Vielleicht eben weil das Mittelalter dort nicht, wie bei Euch, gänzlich todt und verweſt iſt.

Was ich in Betreff des Mittelalters im Allgemeinen angedeutet, findet auf die Religion deſſelben eine ganz beſondere Anwendung. Loyalität erfordert, daß ich eine Parthei, die man hier zu Land die katholiſche nennt, aufs allerbeſtimmteſte von jenen deplorablen Geſellen, die in Deutſchland dieſen Namen führen, unterſcheide. Nur von letzteren habe ich in dieſen Blättern geſprochen, und zwar mit Ausdrücken, die mir immer noch viel zu gelinde dünken. Es ſind die Feinde meines Vaterlandes, ein kriechendes Geſindel, heuchleriſch, verlogen, und von unüberwindlicher Feigheit. Das ziſchelt in Berlin, das ziſchelt in München, und während du auf dem Boulevard Montmartre wandelſt, fühlſt du plötzlich den Stich in der Ferſe. Aber wir zertreten ihr das Haupt, der alten Schlange. Es iſt die Parthei der Lüge, es ſind die Schergen des Despotismus, die Reſtauratoren aller Miſere, aller Greul und Narrethei der Vergangenheit. Wie himmelweit davon verſchieden iſt jene Parthei, die man hier die katholiſche nennt, und deren Häupter zu den talentreichſten Schriftſtellern Frankreichs gehören. Wenn ſie auch nicht eben unſere Waffenbrüder ſind, ſo kämpfen wir doch für dieſelben Intereſſen, nemlich für die Intereſſen der Menſchheit. In der Liebe für dieſelbe ſind wir einig; wir unterſcheiden uns nur in der Anſicht deſſen, was der Menſchheit frommt. Jene glauben die Menſchheit bedürfe nur des geiſtlichen Troſtes, wir hingegen ſind der Meinung, daß ſie vielmehr des körperlichen Glückes bedarf. Wenn jene die katholiſche Parthei in Frankreich, ihre eigne Bedeutung verkennend, ſich als die Parthei der Vergangenheit, als die Reſtauratoren des Glaubens derſelben, ankündigt, müſſen wir ſie gegen ihre eigne Ausſage in Schutz nehmen. Das achtzehnte Jahrhundert hat den Katholicismus in Frankreich ſo gründlich ekraſirt, daß faſt gar keine lebende Spur davon übrig geblieben, und daß derjenige, welcher den Katholicismus in Frankreich wieder herſtellen will, gleichſam eine ganz neue Religion predigt. Unter Frankreich verſtehe ich Paris, nicht die Provinz; denn was die Provinz denkt, iſt eine ebenſo gleichgültige Sache, als was unſere Beine denken; der Kopf iſt der Sitz unſerer Gedanken. Man ſagte mir, die Franzoſen in der Provinz ſeien gute Katholiken; ich kann es weder bejahen noch verneinen; die Menſchen welche ich in der Provinz fand,

ſahen alle aus wie Meilenzeiger, welche ihre mehr oder minder große Entfernung von der Hauptſtadt auf der Stirne geſchrieben trugen. Die Frauen dort ſuchen vielleicht Troſt im Chriſtenthum weil ſie nicht in Paris leben können. In Paris ſelbſt hat das Chriſtenthum ſeit der Revoluzion nicht mehr exiſtirt, und ſchon früher hatte es hier alle reelle Bedeutung verloren. In einem abgelegenen Kirchwinkel lag es lauernd, das Chriſtenthum, wie eine Spinne, und ſprang dann und wann haſtig hervor, wenn es ein Kind in der Wiege oder einen Greis im Sarge erhaſchen konnte. Ja, nur zu zwei Perioden, wenn er eben zur Welt kam oder wenn er eben die Welt wieder verließ, gerieth der Franzoſe in die Gewalt des katholiſchen Prieſters; während der ganzen Zwiſchenzeit war er bei Vernunft und lachte über Weihwaſſer und Oehlung. Aber heißt das eine Herrſchaft des Katholicismus? Eben weil dieſer in Frankreich ganz erloſchen war, konnte er unter Ludwig XVIII. und Carl X., durch den Reiz der Neuheit, auch einige uneigennützige Geiſter für ſich gewinnen. Der Katholicismus war damals ſo etwas Unerhörtes, ſo etwas Friſches, ſo etwas Ueberraſchendes! Die Religion, die kurz vor jener Zeit in Frankreich herrſchte, war die klaſſiſche Mythologie, und dieſe ſchöne Religion war dem franzöſiſchen Volke von ſeinen Schriftſtellern, Dichtern und Künſtlern mit ſolchem Erfolge gepredigt worden, daß die Franzoſen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, im Handeln wie im Gedanken, ganz heidniſch koſtumirt waren. Während der Revoluzion blühte die klaſſiſche Religion in ihrer gewaltigſten Herrlichkeit; es war nicht ein alexandriniſches Nachäffen, Paris war eine natürliche Fortſetzung von Athen und Rom. Unter dem Kaiſerreich erloſch wieder dieſer antique Geiſt, die griechiſchen Götter herrſchten nur noch im Theater, und die römiſche Tugend beſaß nur noch das Schlachtfeld; ein neuer Glaube war aufgekommen und dieſer reſümirte ſich in dem Namen: Napoleon! Dieſer Glaube herrſcht noch immer unter der Maſſe. Wer daher geſagt, das franzöſiſche Volk ſei irreligiös weil es nicht mehr an Chriſtus und ſeine Heiligen glaubt, hat Unrecht. Man muß vielmehr ſagen: die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daß ſie jetzt an einen Menſchen glauben, ſtatt an die unſterblichen Götter. Man muß ſagen: die Irreligioſität der Franzoſen beſteht darin, daß ſie nicht mehr an den Jupiter glauben, nicht mehr an Diana, nicht mehr an Minerva, nicht mehr an Venus. Dieſer letzte Punkt iſt zweifelhaft; ſo viel weiß ich, in Betreff der Grazien ſind die Franzöſinnen noch immer orthodox geblieben.

Ich hoffe man wird dieſe Bemerkungen nicht mißverſtehen; ſie ſollten ja eben dazu dienen den Leſer dieſes Buches vor einem argen Mißverſtändniſſe zu bewahren.

Anhang.

Ich wäre in Verzweiflung, wenn die wenigen Andeutungen, die mir (Seite 194) in Betreff des großen Eklektikers entschlüpft sind, ganz mißverstanden werden. Wahrlich, fern ist von mir die Absicht Herrn Victor Cousin zu verkleinern. Die Titel dieses berühmten Philosophen verpflichten mich sogar zu Preiß und Lob. Er gehört zu jenem lebenden Pantheon Frankreichs, welches wir die Pairie nennen, und seine geistreichen Gebeine ruhen auf den Sammetbänken des Luxembourgs.

Ich muß wahrlich alle Privatgefühle, die mich zu einem überlauten Enthusiasmus verleiten könnten, gewaltsam unterdrücken. Ich möchte nemlich auch nicht des Servilismus verdächtig werden; denn Herr Cousin ist sehr einflußreich im Staate, durch seine Stellung und Zunge. Diese Rücksicht könnte mich sogar bewegen, eben so freimüthig seine Fehler wie seine Tugenden zu besprechen. Wird er selber dieses mißbilligen? Gewiß nicht! Ich weiß, daß man große Geister nicht schöner ehren kann, als indem man ihre Mängel eben so gewissenhaft wie ihre Tugenden beleuchtet. Wenn man einen Herkules besingt, muß man auch erwähnen, daß er einmal die Löwenhaut abgelegt und am Spinnrocken gesessen; er bleibt ja darum doch immer ein Herkules! Wenn wir eben solche Umstände von Herrn Cousin berichten, dürfen wir jedoch feinlobend hinzufügen: Herr Cousin, wenn er auch zuweilen schwatzend am Spinnrocken saß, so hat er doch nie die Löwenhaut abgelegt.

In Vergleichung mit dem Herkules fortfahrend, dürften wir auch noch eines anderen schmeichelhaften Unterschieds erwähnen. Das Volk hat nemlich dem Sohne der Alkmene auch jene Werke zugeschrieben, die von verschiedenen seiner Zeitgenossen vollbracht worden; die Werke des Herren Cousin sind aber so kolossal, so erstaunlich, daß das Volk nie begriff, wie ein einziger Mensch dergleichen vollbringen konnte, und es entstand die Sage, daß die Werke, die unter dem Namen dieses Herrn erschienen sind, von mehren seiner Zeitgenossen herrühren.

So wird es auch einst Napoleon gehn; schon jetzt können wir nicht begreifen, wie ein einziger Held so viele Wunderthaten vollbringen konnte. Wie man dem großen Victor Cousin schon jetzt nachsagt, daß er fremde Talente zu exploitiren und ihre Arbeiten als die seinigen zu publiziren gewußt: so wird man

einſt auch von dem armen Napoleon behaupten, daß nicht er ſelber, ſondern Gott weiß wer? vielleicht gar Herr Sebaſtiani, die Schlachten von Marengo, Auſterlitz und Jena gewonnen habe.

Große Männer wirken nicht bloß durch Thaten, ſondern auch durch ihr perſönliches Leben. In dieſer Beziehung muß man Herrn Couſin ganz unbedingt loben. Hier erſcheint er in ſeiner tadelloſeſten Herrlichkeit. Er wirkte durch ſein eignes Beiſpiel zur Zerſtörung eines Vorurtheils, welches vielleicht bis jetzt die meiſten ſeiner Landsleute davon abgehalten hat, ſich dem Studium der Philoſophie, der wichtigſten aller Beſtrebungen, ganz hinzugeben. Hier zu Lande herrſchte nemlich die Meinung, daß man durch das Studium der Philoſophie für das praktiſche Leben untauglich werde, daß man durch metaphyſiſche Spekulationen den Sinn für induſtrielle Spekulationen verliere, und daß man, allem Aemterglanz entſagend, in naiver Armuth, und zurückgezogen von allen Intriguen leben müſſe, wenn man ein großer Philoſoph werden wolle. Dieſen Wahn, der ſo viele Franzoſen von dem Gebiete des Abſtrakten fernhielt, hat nun Herr Couſin glücklich zerſtört, und durch ſein eignes Beiſpiel hat er gezeigt: daß man ein unſterblicher Philoſoph und zu gleicher Zeit ein lebenslänglicher Pair-de-France werden kann.

Freilich einige Voltairianer erklären dieſes Phänomen aus dem einfachen Umſtande: daß von jenen zwei Eigenſchaften des Herrn Couſin nur die letztere konſtatirt ſei. Giebt es eine liebloſere, unchriſtlichere Erklärung? Nur ein Voltairianer iſt dergleichen Frivolität fähig!

Welcher große Mann iſt aber jemals der Perſifflage ſeiner Zeitgenoſſen entgangen? Haben die Athener mit ihren attiſchen Epigrammen den großen Alexander verſchont? Haben die Römer nicht Spottlieder auf Cäſar geſungen? Haben die Berliner nicht Pasquille gegen Friedrich den Großen gedichtet? Herrn Couſin trifft daſſelbe Schickſal, welches ſchon Alexander, Cäſar und Friedrich getroffen, und noch viele andere große Männer, mitten in Paris, treffen wird. Je größer der Mann, deſto leichter trifft ihn der Pfeil des Spottes. Zwerge ſind ſchon ſchwerer zu treffen.

Die Maſſe aber, das Volk, liebt nicht den Spott. Das Volk, wie das Genie, wie die Liebe, wie der Wald, wie das Meer, iſt von ernſthafter Natur, es iſt abgeneigt jedem boshaften Salonwitz, und große Erſcheinungen erklärt es in tiefſinnig myſtiſcher Weiſe. Alle ſeine Auslegungen tragen einen poetiſchen, wunderbaren, legendenhaften Charakter. So z. B. Paganinis erſtaunliches Violinſpiel ſucht das Volk dadurch zu erklären, daß dieſer Muſiker aus Eiferſucht ſeine Geliebte ermordet, deßhalb lange Jahre im Gefängniſſe zugebracht, dort zur einzigen Erheiterung nur eine Violine beſeſſen, und, indem er ſich Tag und Nacht darauf übte, endlich die höchſte Meiſterſchaft auf dieſem Inſtrumente erlangt habe. Die philoſophiſche Virtuoſität des Herrn

Cousin sucht das Volk in ähnlicher Weise zu erklären, und man erzählt: daß einst die deutschen Regierungen unseren großen Eklektiker für einen Freiheitshelden angesehen und festgesetzt haben, daß er im Gefängnisse kein anderes Buch außer Kants Critik der reinen Vernunft zu lesen bekommen, daß er aus langer Weile beständig darin studirt, und daß er dadurch jene Virtuosität in der deutschen Philosophie erlangte, die ihm späterhin, in Paris, so viele Applaudissements erwarb, als er die schwierigsten Passagen derselben öffentlich vortrug.

Dieses ist eine sehr schöne Volkssage, mährchenhaft, abentheuerlich, wie die von Orpheus, von Bileam, dem Sohne Boers, von Quaser dem Weisen, von Buddah, und jedes Jahrhundert wird daran modeln, bis endlich der Name Cousin eine symbolische Bedeutung gewinnt, und die Mythologen in Herrn Cousin nicht mehr ein wirkliches Individuum sehen, sondern nur die Personifikazion des Märtyrers der Freiheit, der, im Kerker sitzend, Trost sucht in der Weisheit, in der Critik der reinen Vernunft; ein künftiger Ballanche sieht vielleicht in ihm eine Allegorie seiner Zeit selbst, einer Zeit, wo die Critik und die reine Vernunft und die Weisheit gewöhnlich im Kerker saß.

Was nun wirklich diese Gefangenschaftsgeschichte des Herrn Cousin betrifft, so ist sie keineswegs ganz allegorischen Ursprungs. Er hat, in der That, einige Zeit der Demagogie verdächtig, in einem deutschen Gefängnisse zugebracht, eben so gut wie Lafayette und Richard Löwenherz. Daß aber Herr Cousin dort, in seinen Mußestunden, Kants Critik der reinen Vernunft studirt habe, ist, aus drei Gründen, zu bezweifeln. Erstens: dieses Buch ist auf deutsch geschrieben. Zweitens: man muß deutsch verstehen, um dieses Buch lesen zu können. Und drittens: Herr Cousin versteht kein deutsch.

Ich will dieses, bei Leibe! nicht in tadelnder Absicht gesagt haben. Die Größe des Herrn Cousin tritt um so greller ins Licht, wenn man sieht, daß er die deutsche Philosophie erlernt hat, ohne die Sprache zu verstehen, worin sie gelehrt wird. Dieser Genius, wie überragt er dadurch uns gewöhnliche Menschen, die wir nur mit großer Mühe diese Philosophie verstehen, obgleich wir mit der deutschen Sprache von kindauf ganz vertraut sind! Das Wesen eines solchen Genius wird uns immer unerklärlich bleiben; das sind jene intuitive Naturen, denen Kant das spontaneische Begreifen der Dinge in ihrer Totalität zuschreibt, im Gegensatz zu uns gewöhnlichen analytischen Naturen, die wir erst durch ein Nacheinander und durch Combinazion der Einzeltheile, die Dinge zu begreifen wissen. Kant scheint geahnt zu haben, daß einst ein solcher Mann erscheinen werde, der sogar seine Critik der reinen Vernunft, durch bloße intuitive Anschauung, verstehen wird, ohne diskursiv analytisch deutsch gelernt zu haben. Vielleicht aber sind die Franzosen überhaupt glücklicher organisirt wie wir Deutschen, und ich habe bemerkt, daß man

ihnen von einer Doktrin, von einer gelehrten Untersuchung, von einer wissenschaftlichen Ansicht nur ein Weniges zu sagen braucht, und dieses Wenige wissen sie so vortrefflich in ihrem Geiste zu kombiniren und zu verarbeiten, daß sie alsdann die Sache noch weit besser verstehen wie wir selber und uns über unser eignes Wissen belehren können. Es will mich manchmal bedünken, als seien die Köpfe der Franzosen, eben so wie ihre Kaffeehäuser, inwendig mit lauter Spiegeln versehen, so daß jede Idee, die ihnen in den Kopf gelangt, sich dort unzählige Mal reflektirt: eine optische Einrichtung, wodurch sogar die engsten und dürftigsten Köpfe sehr weit und strahlend erscheinen. Diese brillanten Köpfe, ebenso wie die glänzenden Kaffeehäuser, pflegen einen armen Deutschen, wenn er zuerst nach Paris kömmt, sehr zu blenden.

Ich fürchte, ich komme aus den süßen Gewässern des Lobes unversehens in das bittere Meer des Tadels. Ja, ich kann nicht umhin den Herrn Cousin wegen eines Umstandes bitter zu tadeln: nämlich Er, der die Wahrheit liebt noch mehr als den Plato und den Tennemann, Er ist ungerecht gegen sich selber, er verleumdet sich selber, indem er uns einreden möchte, er habe aus der Philosophie der Herren Schelling und Hegel allerlei entlehnt. Gegen diese Selbstanschuldigung muß ich Herrn Cousin in Schutz nehmen. Auf Wort und Gewissen! dieser ehrliche Mann hat aus der Philosophie der Herren Schelling und Hegel nicht das Mindeste gestohlen, und wenn er als ein Andenken von diesen beiden etwas mit nach Hause gebracht hat, so war es nur ihre Freundschaft. Das macht seinem Herzen Ehre. Aber von solchen fälschlichen Selbstanklagen giebt es viele Beispiele in der Psychologie. Ich kannte einen Mann, der von sich selber aussagte: er habe an der Tafel des Königs silberne Löffel gestohlen; und doch wußten wir alle, daß der arme Teufel nicht hoffähig war, und sich dieses Löffeldiebstahls anklagte, um uns glauben zu machen, er sei im Schlosse zu Gaste gewesen.

Nein, Herr Cousin hat in der deutschen Philosophie immer das sechste Gebot befolgt, hier hat er auch nicht eine einzige Idee, auch nicht ein Zuckerlöffelchen von Idee eingesteckt. Alle Zeugenaussagen stimmen darin überein, daß Herr Cousin in dieser Beziehung, ich sage in dieser Beziehung, die Ehrlichkeit selbst sei. Und es sind nicht bloß seine Freunde, sondern auch seine Gegner, die ihm dieses Zeugniß geben. Ein solches Zeugniß enthalten z. B. die berliner Jahrbücher der wissenschaftlichen Critik von diesem Jahre, und da der Verfasser dieser Urkunde, der große Hinrichs, keineswegs ein Lobhudler und seine Worte desto unverdächtiger sind, so will ich sie später in ihrem ganzen Umfange mittheilen. Es gilt einen großen Mann von einer schweren Anklage zu befreien, und nur deshalb erwähne ich das Zeugniß der berliner Jahrbücher die freilich durch einen etwas spöttischen Ton, womit sie von Herrn Cousin reden, mein eigenes Gemüth unangenehm berühren. Denn ich bin

ein wahrhafter Verehrer des großen Eklektikers, wie ich ſchon gezeigt in dieſen Blättern, wo ich ihn mit allen möglichen großen Männern, mit Herkules, Napoleon, Alexander, Cäſar, Friedrich, Orpheus, Bileam den Sohn Boers, Quaſer dem Weiſen, Buddah, Lafayette, Richard Löwenherz und Paganini verglichen habe.

Ich bin vielleicht der erſte, der dieſen großen Namen auch den Namen Couſin beigeſellt. Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas! werden freilich ſeine Feinde ſagen, ſeine frivolen Gegner, jene Voltairianer, denen nichts heilig iſt, die keine Religion haben, und die nicht einmal an Herrn Couſin glauben. Aber es wird nicht das erſtemal ſein, daß eine Nazion erſt durch einen Fremden ihre großen Männer ſchätzen lernt. Ich habe vielleicht das Verdienſt um Frankreich, daß ich den Werth des Herrn Couſin für die Gegenwart und ſeine Bedeutung für die Zukunft gewürdigt habe. Ich habe gezeigt, wie das Volk ihn ſchon bei Lebzeiten poetiſch ausſchmückt und Wunderdinge von ihm erzählt. Ich habe gezeigt wie er ſich allmählig ins Sagenhafte verliert, und wie einſt eine Zeit kommt, wo der Name Viktor Couſin eine Mythe ſein wird. Jetzt iſt er ſchon eine Fabel, kichern die Voltairianer.

O Ihr Verläſterer des Thrones und des Altars, Ihr Böſewichter, die Ihr, wie Schiller ſingt, „das Glänzende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen pflegt,“ ich prophezeihe Euch, daß die Renommee des Herrn Couſin, wie die franzöſiſche Revolution, die Reiſe um die Welt macht! — Ich höre wieder boshaft hinzuſetzen: In der That, die Renommee des Herrn Couſin macht eine Reiſe um die Welt, und von Frankreich iſt ſie bereits abgereiſt.

Der Schwabenſpiegel.

Vorbemerkung.

Die hier mitgetheilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings, als Nachrede zum 2. Theil des Buchs der Lieder, und mit der Bitte um schleunigsten Abdruck, nach Deutschland gesendet. Ich dachte nun, das Buch sei dort längst erschienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete: in einem süddeutschen Staate, wo er das Manuscript zur Censur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er schlüge mir vor, die Nachrede als besonderen Artikel in einer periodischen Publikazion vorweg abdrucken zu lassen. Indem ich sie also in solcher Weise dem verehrungswürdigen Leser mittheile, glaube ich, daß er, ohne große Anstrengung seines Scharfsinns, errathen wird, warum ich seit zwei und ein halb Jahren so vielen Schlichen und Ränken begegne, wenn ich jene Denunziatoren besprechen will, die ihrerseits, ganz ohne alle Censur- und Redakzionsbeschränkung, den größten Theil der deutschen Pressen mißbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbst 1838.

Nach Brauch und Sitte deutſcher Dichterſchaft ſollte ich meiner Gedichtſammlung, die den Titel „Buch der Lieder" führt und jüngſt in erneutem Abdruck erſchienen iſt, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem Buch der Lieder ein Grundton, der durch Beimiſchung ſpäterer Erzeugniſſe ſeine ſchöne Reinheit einbüßen möchte. Dieſe ſpäteren Produkzionen übergebe ich daher dem Publikum als beſonderen Nachtrag, und indem ich beſcheidentlich fühle, daß an dem Grundton dieſer zweiten Sammlung wenig zu ſtören iſt, füge ich ein dramatiſches Gedicht hinzu, welches, in einer früheſten Periode entſtanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die ſeitdem, durch betrübſames Mißgeſchick, unwiederbringlich verloren gegangen ſind. Dieſes dramatiſche Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetiſchen Werke eine Lakune füllen und Zeugniß geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigſtens kniſterten.

Etwas Aehnliches möchte ich in Beziehung auf „das Lied vom Tannhäuſer" andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige ſchriftliche Urkunden dem Publikum mittheilen kann, oder vielmehr mittheilen darf.

Der Einfall, dieſes Buch mit einem Conterfei meines Antlitzes zu ſchmücken, iſt nicht von mir ausgegangen. Das Portrait des Verfaſſers vor den Büchern erinnert mich unwillkührlich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildſäule des Stifters aufgeſtellt iſt. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee gekommen iſt, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder," dieſem gedruckten Narrenhauſe, worin meine verrückten Gedanken eingeſperrt ſind, mein Bildniß voranzukleben. Mein Freund Julius Campe iſt ein Schalk, und wollte gewiß den lieben Kleinen von der ſchwäbiſchen Dichterſchule, die ſich gegen mein Geſicht verſchworen haben, einen Schabernack ſpielen . . . Wenn ſie jetzt an meinen Liedern klauben und knuspern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, ſo können ſie nicht umhin, manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt Ihr mir ſo unverſöhnbar, Ihr guten Leutchen? Warum zieht Ihr gegen mich los in weitſchweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt Ihr gegen mein Geſicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daß das Portrait im Muſenalmanach gar nicht getroffen iſt. Das Bild, welches Ihr heute ſchaut, iſt weit beſſer, beſonders der

Obertheil des Geſichtes; der untere Theil iſt viel zu ſchmächtig. Ich bin nämlich ſeit einiger Zeit ſehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeiſter ausſehn; — ach, die ſchwäbiſche Schule macht mir ſo viel Kummer!

Ich ſehe, wie der geneigte Leſer mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „ſchwäbiſche Schule" eigentlich verſtehe? Was iſt das, die ſchwäbiſche Schule? Es iſt noch nicht lange her, daß ich ſelber an mehre reiſende Schwaben dieſe Frage richtete, und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten ſehr ſonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am erſten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich anfangs, unter dem Namen ſchwäbiſche Schule verſtünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entſproſſen, jene Rieſeneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne ... Und ich frug: nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der die Räuber ſchuf? ... Nein, lautete die Antwort, mit dem haben wir nichts zu ſchaffen, ſolche Räuberdichter gehören nicht zur ſchwäbiſchen Schule; bei uns geht's hübſch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müſſen. Gehört denn Schelling zur ſchwäbiſchen Schule, Schelling, der irrende Weltweiſe, der König Arthus der Philoſophie, welcher vergeblich das abſolute Montſalvatſch aufſucht und verſchmachten muß in der myſtiſchen Wildniß? Wir verſtehen das nicht, antwortete man mir, aber ſoviel können wir Ihnen verſichern, der Schelling gehört nicht zur ſchwäbiſchen Schule. Gehört Hegel dazu, der Geiſteswelumſegler, der unerſchrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo einem das Gehirn einfriert im abſtrakten Eis? ... Den kennen wir gar nicht. Gehört denn David Strauß dazu, der David mit dem tödtlichen Schleuder? ... Gott bewahre uns vor dem, den haben wir ſogar exkommunizirt, und wollte der ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen laſſen, ſo bekäme er gewiß lauter ſchwarze Kugeln.

Aber um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich faſt alle große Namen Schwabens aufgezählt hatte, und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verſtanden, ja, bis auf die Hohenſtaufen, die ſo herrlich auf Erden leuchteten, irdiſche Sonnen im deutſchen Kaiſermantel — wer gehört denn eigentlich zur ſchwäbiſchen Schule?

Wohlan, antwortete man mir, wir wollen Ihnen die Wahrheit ſagen: die Renommeen, die Sie eben aufgezählt, ſind viel mehr europäiſch als ſchwäbiſch, ſie ſind gleichſam ausgewandert und haben ſich dem Auslande aufge-

drungen, ſtatt daß die Renommeen der ſchwäbiſchen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübſch patriotiſch und gemüthlich zu Hauſe bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelſuppen des theuren Schwabenlandes. — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher beſcheidenen Größe jene Berühmtheiten ſind, die ſich ſeitdem als ſchwäbiſche Schule aufgethan, in demſelben Gedankenkreiſe umherhüpfen, ſich mit denſelben Gefühlen ſchmücken und auch Pfeifenquäſte von derſelben Farbe tragen.

Der bedeutendſte von ihnen iſt der evangeliſche Paſtor Guſtav Schwab. Er iſt ein Hering in Vergleichung mit den anderen, die nur Sardellen ſind; verſteht ſich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige ſchöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübſche Balladen; freilich mit einem Schiller, mit einem großen Wallfiſch, muß man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Juſtinus Kerner, welcher Geiſter und vergiftete Blutwürſte ſieht, und einmal dem Publikum auf's ernſthafteſte erzählt hat, daß ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menſchliche Hülfe, langſam durch das Zimmer gegangen ſind, bis zum Bette der Seherin von Prevorſt. Das fehlt noch, daß man ſeine Stiefel des Abends feſtbinden muß, damit ſie einem nicht des Nachts trapp! trapp! vor's Bett kommen und mit lederner Geſpenſterſtimme die Gedichte des Herrn Juſtinus Kerner vordeklamiren! Letztere ſind nicht ganz und gar ſchlecht, der Mann iſt überhaupt nicht ohne Verdienſt, und von ihm möchte ich daſſelbe ſagen, was Napoleon von Murat geſagt hat, nämlich: „er iſt ein großer Narr, aber der beſte General der Cavallerie.“ Ich ſehe ſchon, wie ſämmtliche Inſaſſen von Weinsberg über dieſes Urtheil den Kopf ſchütteln und mit Befremden mir entgegnen: unſer theurer Landsmann, Herr Juſtinus, iſt freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beſte General der Cavallerie! Nun, wie Ihr wollt, ich will Euch gern einräumen, daß er kein vorzüglicher Cavalleriegeneral iſt.

Herr Carl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, iſt ein anderer Dichter der ſchwäbiſchen Schule und man verſichert, daß er den Geiſt und den Charakter derſelben am treueſten offenbare; er iſt eine matte Fliege und beſingt Maikäfer. Er ſoll ſehr berühmt ſein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor deſſen Thoren man ihm eine Statue ſetzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieſes hölzerne Ebenbild des Sängers ſoll alle Jahre mit Oelfarbe neu angeſtrichen werden, alle Jahr, im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer ſummen. Auf dem Piedeſtal wird die Inſchrift zu leſen ſein: dieſer Ort darf nicht verunreinigt werden!

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der ſchwäbiſchen Schule, verſichert man mir, iſt Herr *** — er ſei erſt kürzlich zum Bewußtſein, aber noch nicht zur Erſcheinung gekommen; er habe nämlich ſeine Gedichte noch nicht drucken

lassen. Man sagt mir, er besinge nicht blos Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiß sehr löblich ist. Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig werth, daß man sie besinge, nämlich wenn sie gebraten sind. Ueber den Charakter und respektiven Werth der ***schen Dichtungen kann ich, so lange sie noch nicht zur äußeren Erscheinung gekommen sind, gar kein Urtheil fällen, eben so wenig wie über die Meisterwerke so vieler anderen großen Unbekannten der schwäbischen Schule.

Die schwäbische Schule hat wohl gefühlt, daß es ihrem Ansehen nicht schaden würde, wenn sie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittels eines Hydro-Gasmikroskops sichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renommeen, die nicht blos in der umfriedeten Heimlichkeit schwäbischer Gauen, sondern auch im übrigen Deutschland einige Geltung erworben, zu den ihrigen zählen könnte. Sie schrieben daher an den König Ludwig von Baiern, den gekrönten Sänger, welcher aber absagen ließ. Uebrigens ließ er sie freundlich grüßen und schickte ihnen ein Prachtexemplar seiner Poesien mit Goldschnitt und Einband von rothem Maroquin-Papier. Hierauf wandten sich die Schwaben an den Hofrath Winkler, welcher unter dem Namen Theodor Hell seinen Dichterruhm verbreitet hat; dieser aber antwortete, seine Stellung als Herausgeber der Abendzeitung erlaube ihm nicht, sich in die schwäbische Schule aufnehmen zu lassen, dazu komme, daß er selber eine sächsische Schule stiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetischer Landsleute engagirt habe. In ähnlicher Weise haben auch einige berühmte Oberlausitzer und Hinterpommern die Anträge der schwäbischen Schule abgewiesen.

In dieser Noth begingen die Schwaben einen wahren Schwabenstreich, sie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer schwäbischen Schule einen Ungar und einen Kaschuben. Ersterer, der Ungar, nennt sich Nicolaus Lenau, und ist, seit der Juliusrevolution, durch seine liberalen Bestrebungen, auch durch den anpreisenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommee gekommen, die er bis zu einem gewissen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls viel dadurch verloren, daß ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen ist; indessen, so lange sie ihren Tokayer behalten, können sie sich über diesen Verlust trösten.

Die andere Acquisition der schwäbischen Schule ist minder brillant; sie besteht nämlich in der Person des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher unter den Kaschuben das Licht erblickt, an den Marken Polens und Deutschlands, an jener Grenze, wo der germanische Flegel den slavischen Flegel versteht, wie der alte Voß sagen würde, der alte Johann Heinrich Voß, der ungeschlachte aber ehrliche sächsische Bauer, der, wie in seiner Gesichtsbildung so auch in seinem Gemüthe, die Merkmale des Deutschthums trug.

Daß dieses bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall ist, daß er weder dem Aeußeren noch dem Inneren nach ein Deutscher ist, habe ich in der kleinen allerliebsten Schrift „Ueber den Denunzianten" gehörig bewiesen. Ich hätte, beiläufig gestanden, diese kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denselben Gegenstand, die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß, vorher zu Gesicht gekommen wären. Aber dieser kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Theil des Salons bilden sollte, ward von dem Censor dieses Buches das Imprimatur verweigert — „aus Pietät gegen Wolfgang Menzel" — und das arme Ding, obgleich in politischer und religiöser Beziehung zahm genug abgefaßt, mußte während sieben Monaten von einem Censor zum andern wandern, bis es endlich nothdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leser, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg selber holst, so wird dir dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie schwer es war, den Denunzianten in die Presse zu bringen, wie das Ansehen desselben durch gewisse Autoritäten geschützt werden sollte, und wie endlich durch unableugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denunzianten, der sich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift auf's glänzendste gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, ist Dir vielleicht bekannt, mein theurer Leser. Als ich ihm, Stück vor Stück, die Fetzen des falschen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riß, — da erhub er wieder ein ungeheures Geschrei: die Religion sei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zusammen, Heinrich Heine richte das Christenthum zu Grunde! Ich habe herzlich lachen müssen, denn dieses Zetergeschrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübek mit Staupenschlag und Brandmark abgestraft wurde, und plötzlich, als das rothe Eisen seinen Rücken berührte, ein entsetzliches Mordio erhob und beständig schrie: „Feuer! Feuer! es brennt, es brennt, die Kirche steht in Flammen!" Die alten Weiber erschraken auch diesmal über solchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und sprachen: der arme Schelm! nur sein eigner Rücken ist entzündet, die Kirche steht sicher auf ihrem alten Platze, auch hat dort die Polizei, aus Furcht vor Brandstiftung, noch einige Spritzen aufgestellt, und aus frommer Vorsorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Cigarre geraucht werden! Wahrlich, das Christenthum ward nie ängstlicher geschützt als eben jetzt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widersprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf Andrang seiner Collegen, sich endlich entschlossen, jene Großmuth zu benutzen, womit ich ihm gestattete, sich wenigstens von dem Vorwurf der persönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich gestanden, ich war immer darauf gefaßt, daß mir Ort und Zeit anberaumt würde,

wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Jugend sich bewähren wolle in all seiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf diese Stunde wartete ich vergebens, und die Witzlinge in deutschen Blättern moquirten sich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben sich sogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denunzianten einen Brief zu schreiben, worin die arme Frau sich über die häuslichen Nöthen, die sie seit dem Erscheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe, schmerzlich beklagt. Jetzt sei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hause zeigen wolle, daß er ein Held sei. Die geringste Anspielung auf Feigheit brächte ihn zur Wuth. Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand" spielte. Jüngst sei er wie rasend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet gewesen, als die Gesetzfrage „ob man jemanden ungestraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?" diskutirt wurde. Ein andermal habe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emanzipiren wolle, ihm ins Gesicht gemauschelt: Sie sind doch kein Patriot, Sie thun nichts fürs Volk, Sie sind nicht der Aette sondern die Memme des Vaterlandes. Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer und dann seufze er und wimmere und stöhne, daß sich ein Stein drob erbarmen könnte. Das sei nicht länger zum Aushalten, schloß der angebliche Brief der armen Frau, sie wolle lieber sterben, als diesen Zustand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen, sei sie erbötig, statt ihres furchsamen Gemahls, sich selber mit mir zu schlagen. Gehorsame Dienerin.

Als ich diesen Brief las, und in meiner Einfalt die offenbare Mystifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeisterung: edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Mütter, die einst zu Weinsberg ihre Männer huckepak trugen!

Die Weiber im Schwabenlande scheinen überhaupt mehr Energie zu besitzen als ihre Männer, die nicht selten nur auf Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine schöne Schwäbin, die mir seit Jahren wüthender als zwanzig Teufel den Krieg macht, und mich mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgt.

Ein Naturforscher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daß im Sommer, besonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geschrieben wird, als im Winter.

Daß es nicht die altpoetische Vornehmigkeit ist, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu besprechen, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Eines Theils liegt mir ein gewisser Knebel im Munde sobald ich mich gegen Anschuldigung von Immoralität, oder irreligiöser Frivolität oder gar politischer Inkonsequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Tichten und Trachten vertheidigen wollte. Anderen Theils befinde ich mich

meinen Widersachern gegenüber in derselben Lage, die Freund Semilasso irgendwo in seiner afrikanischen Reisebeschreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nemlich, daß, als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um sein Zelt eine große Menge Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winselten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wäre es nur ein einziger Kläffer gewesen," setzt er hinzu, „so hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können." Das ist es: weil der Kläffer so viele sind, und weil der Mops den Spitz, dieser wieder den gemüthlichen Dachs, letzterer das edle Windspiel oder die fromme Dogge überbellt, und die schnöden Laute der verschiedenen Bestien im Gesammtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Gustav Pfizer eben so wenig wie die anderen hat mir jemals den Schlaf gekostet, und man darf es mir aufs Wort glauben, daß bei Erwähnung dieses Dichterlings auch nicht die mindeste Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollständigkeit wegen, nicht unerwähnt lassen; die schwäbische Schule zählt ihn nemlich zu den ihrigen, was mir sonderbar genug dünkt, da er, im Gegensatze zu dieser Genossenschaft, mehr als reflektirende Fledermaus, denn als gemüthlicher Maikäfer umherflattert, und vielmehr nach der schillerschen Todtengruft als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal seine Gedichte aus Stuttgart zugeschickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaßten mich, einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen; ich fand sie herzlich schlecht. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht. Ich gestehe freilich, daß ich nichts anderes von ihm gelesen habe, als eine Abhandlung, die er gegen mich geschrieben. Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stylisirt; letzteres ist um so unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kotisirt. Das Beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden. Freilich der Kniff ist nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von Seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich ist, wenn er nicht etwa ganze Folianten schreiben wollte, um zu beweisen: daß der eine von den angeführten Sätzen humoristisch gemeint, der andere zwar ernst gemeint sei, aber sich auf einen Vordersatz beziehe, der ihm eben seine richtige Bedeutung verleiht; daß ferner die aneinander gereihten Sätze, nicht blos aus ihrem logischen, sondern auch aus ihrem chronologischen Zusammenhang gerissen worden, um einige scheinbare Widersprüche hervorzuklauben; daß aber eben diese Widersprüche von der höchsten Consequenz zeugen würden, wenn man Zeitfolge, Zeitumstände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäischen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik

allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute etwas als äußerst wichtig verfechten muß, was ihm morgen ganz gleichgültig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen andern zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenparthei, die wechselnden Allianzen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigenthümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst — dieses ist neu, ist eigenthümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten citirt. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabniß des Fälschens in den Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hostien" citirt statt der gewöhnlichen „Oblaten" des Originaltextes oder mehrmals „göttlich" citirt statt des ursprünglichen „vortrefflich" — so weiß er doch noch nicht recht welchen Gebrauch er von solcher Fälschung machen kann. Er ist ein junger Anfänger. Aber sein Talent ist unläugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendste Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daß ihm Wolfgang Menzel, mit der tapferen Hand, seinen schäbigsten Lorbeerkranz aufs Haupt drückt.

Indessen, ehrlich gestanden, ich rathe ihm sein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einst das Gelüste anwandeln jenes edle Talent auch auf außerliterärische Gegenstände anzuwenden. Es giebt Länder wo dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich sah zu Old-Baily in London Jemanden hängen, der ein falsches Citat unter einen Wechsel geschrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger gethan haben, nicht aus Büberei oder aus eitel Neid oder gar um eine kleine Lobspende im stuttgarter Literaturblatt, ein literärisches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei dessen Exekution sehr viele Zögerungen vorfielen. Es ist ein Irrthum wenn man glaubt, daß das Hängen in England so schnell von Statten gehe. Die Zubereitungen dauerten fast eine Viertelstunde. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher Langsamkeit dem armen Menschen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm standen seine Freunde, vielleicht die Genossen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo sie ihm den Liebesdienst erweisen konnten; dieser Liebesdienst besteht darin, daß sie den gehenkten Freund, um seine zuckende Todesqual abzukürzen, so stark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Gustav Pfizer geredet, weil ich ihn, bei Besprechung der schwäbischen Schule, nicht füglich übergehen konnte. So viel darf ich versichern,

daß ich in der Heiterkeit meines Herzens, nicht den mindesten Unmuth wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegentheil, sollte ich je im Stande sein ihm einen Liebesdienst zu erweisen, so werde ich ihn gewiß nicht lange zappeln lassen. — — — Und nun laß uns ernsthaft reden, lieber Leser; was ich dir jetzt noch zu sagen habe, verträgt sich nicht mit dem scherzenden Tone, mit der leichtsinnig guten Laune, die mich beseelte, während ich diese Blätter schrieb. Es liegt mir drückend etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigste Geständniß nöthig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der schwäbischen Schule, auch von Ludwig Uhland zu sprechen, von dem großen Dichter, den ich schier zu beleidigen fürchte, wenn ich seiner in so kläglicher Gesellschaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genossen ausgeben, so könnte man hier jedes Verschweigen seines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt an seinem Werthe zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich seinen Dichtungen zolle, mit den volltönendsten Worten an den Tag geben. Es wird sich mir bald dazu eine passendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daß sich in meiner früheren Beurtheilung des trefflichen Sängers zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verstimmungen einschleichen konnten, daß ich aber nie die Absicht hegte, an seinem inneren Werthe, an seinem Talente selbst eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literärhistorischen Beziehungen, über die äußeren Verhältnisse seiner Muse, habe ich unumwunden eine Ansicht, die vielleicht seinen Freunden mißfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr ist, aussprechen müssen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zusammenhang mit der „Romantischen Schule" in dem Buche welches eben diesen Namen führt, flüchtig beurtheilte, habe ich deutlich genug nachgewiesen: daß der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigenthümliche Sangesart aufgebracht hat, sondern nur die Töne der romantischen Schule gelehrig nachsprach; daß seitdem die Lieder seiner Schulgenossen verschollen sind, Uhlands Gedichtesammlung als das einzig überlebende lyrische Denkmal jener Töne der romantischen Schule zu betrachten ist; daß aber der Dichter selbst, eben so gut wie die ganze Schule, längst todt ist. Eben so gut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, ist auch Uhland längst verstorben, und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienst, daß er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren nichts mehr geschrieben hat. Es ist wahrlich ein eben so widerwärtiges wie lächerliches Schauspiel, wenn jetzt meine schwäbischen Dichterlinge den Uhland zu den ihrigen zählen, wenn sie den großen Todten aus seinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt stülpen und ihn in ihr niedriges Schulstübchen hereinzerren, — oder wenn sie gar den erblichenen

Helden, wohlgeharnischt, aufs hohe Pferd packen, wie einst die Spanier ihren Cid, und solchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen!

Das fehlte mir noch, daß ich auch im Gebiete der Kunst mit Todten zu kämpfen hätte! Leider muß ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich versichere euch, bei allen Schmerzen meiner Seele! solcher Kampf ist der fatalste und verdrießlichste. Da ist keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinsinken und verbluten. Ach, die Todten ermüden uns mehr als sie uns verwunden und der Streit verwandelt sich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Visirs glühten die rothen Wangen, und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Muth. In dem Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich schüttelten sich die Bäume, die manchmal häßlich verwachsen, an menschliche Mißbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein gespenstisch weißer Vogel, der fast verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei Fabelgethier huschte schattenhaft durch die Büsche. Mitunter freilich zwitscherte auch mancher harmlose Zeisig und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch stille schöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Uebertrotz: wann erscheint denn der Kämpe, der mich besiegen kann? Da kam, nicht eben rüstig, aber doch nicht allzuschlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geschlossenem Visir, und stellte sich zum Kampfe. Sein Helmbusch war geknickt, sein Harnisch war eher verwittert als schlecht, sein Schwert war schartig, aber vom besten Stahl, und sein Arm war stark. Ich weiß nicht, wie lange die beiden mit einander fochten, doch mag es wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdessen von den Bäumen, und diese standen kahl und frierend, und dann knospeten sie wieder aufs neue und grünten im Sonnenschein, und so wechselten die Jahrzeiten — ohne daß sie es merkten, die beiden Kämpfer, die beständig auf einander loshieben, anfangs unbarmherzig wild, später minder heftig, dann sogar etwas phlegmatisch, bis sie endlich ganz und gar die Schwerter sinken ließen, und erschöpft ihre Helmgitter aufschlossen — das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein Todter, und aus dem geöffneten Visir grinste ein fleischloser Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz und sein Haar war schneeweiß.— Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das gespenstisch weiße Gevögel.

Geschrieben zu Paris im Wonnemond 1838.

Shakeſpeare's

Mädchen und Frauen.

Notiz.

Die nachfolgenden Abhandlungen über Shakespeare's Frauen-Charaktere hat Heine auf Veranlassung der Brockhaus'schen Buchhandlung geschrieben, welche dieselben im Jahre 1839 nebst einer Sammlung trefflich gezeichneter Portraite von Shakespeare's Frauen und Mädchen herausgab. Die Kosten unserer Edition würden sich beinahe verdoppeln, wenn wir die 45 Portraite mittheilen wollten, und beschränken wir uns daher auf den Heine'schen Text, der auch ohne die künstlerische Zuthat von bleibendem Werthe ist, so weit er die Charaktere aus den Tragödien betrifft.

Die Frauen-Portraite zu den Shakespeare'schen Comödien dagegen hat Heine nur durch charakteristische Citate aus den betreffenden Stücken erläutert, ohne selbst etwas darüber zu schreiben. Dieser Theil des Werkes kann daher in unserer Edition füglich ausgelassen werden. Eine mehr in's Allgemeine gehende Abhandlung über die Frauen aus den Comödien findet der Leser am Schlusse dieser Schrift unter dem Titel „Comödien."

Philadelphia, im Juli 1855.

Der Verleger.

Ich kenne einen guten Hamburger Chriſten, der ſich nie darüber zufrieden geben konnte, daß unſer Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein tiefer Unmuth ergriff ihn jedesmal, wenn er ſich eingeſtehen mußte, daß der Mann, der, als Muſter der Vollkommenheit, die höchſte Verehrung verdient, dennoch zur Sippſchaft jener ungeſchnäuzten Langnaſen gehörte, die er auf der Straße als Trödler herumhauſiren ſieht, die er ſo gründlich verachtet, und die ihm noch fataler ſind, wenn ſie gar, wie er ſelber, ſich dem Großhandel mit Gewürzen und Farbeſtoffen zuwenden, und ſeine eigenen Intereſſen beeinträchtigen.

Wie es dieſem vortrefflichen Sohne Hammonias mit Jeſus Chriſtus geht, ſo geht es mir mit William Shakeſpeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, daß er am Ende doch ein Engländer iſt, und dem widerwärtigſten Volke angehört, das Gott in ſeinem Zorne erſchaffen hat.

Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie ſteifleinen, wie hausbacken, wie ſelbſtſüchtig, wie eng, wie engliſch! Ein Land, welches längſt der Ocean verſchluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Uebelkeiten im Magen verurſachen möchte . . . Ein Volk, ein graues, gähnendes Ungeheuer, deſſen Athem nichts als Stickluft und tödtliche Langeweile, und das ſich gewiß mit einem koloſſalen Schiffstau am Ende ſelbſt aufhängt . . .

Und in einem ſolchen Lande, und unter einem ſolchen Volke, hat William Shakeſpeare im April 1564 das Licht der Welt erblickt.

Aber das England jener Tage, wo in dem nordiſchen Bethlehem, welches Staffort upon Avon geheißen, der Mann geboren ward, dem wir das weltliche Evangelium, wie man die Shakeſpeare'ſchen Dramen nennen möchte, verdanken, das England jener Tage war gewiß von dem heutigen ſehr verſchieden; auch nannte man es merry England, und es blühete in Farbenglanz, Maskenſcherz, tiefſinniger Narrethei, ſprudlender Thatenluſt, überſchwenglicher Leidenſchaft . . . Das Leben war dort noch ein buntes Turnier, wo freilich die edelbürtigen Ritter im Schimpf und Ernſt die Hauptrolle ſpielten, aber der helle Trompetenton auch die bürgerlichen Herzen erſchütterte . . . Und ſtatt des dicken Biers trank man den leichtſinnigen Wein, das demokratiſche Getränk, welches im Rauſche die Menſchen gleich macht, die ſich eben noch auf den nüchternen Schauplätzen der Wirklichkeit nach Rang und Geburt unterſchieden . . .

All dieſe farbenreiche Luſt iſt ſeitdem erblichen, verſchollen ſind die freudigen Trompetenklänge, erloſchen iſt der ſchöne Rauſch . . . Und das Buch, welches dramatiſche Werke von William Shakeſpeare heißt, iſt als Troſt für ſchlechte Zeiten, und als Beweis, daß jenes merry England wirklich exiſtirt habe, in den Händen des Volkes zurückgeblieben.

Es iſt ein Glück, daß Shakeſpeare eben noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenoſſe Eliſabeths und Jakobs war, als freilich der Proteſtantismus ſich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweiſe äußerte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterweſens, noch in aller Glorie der Poeſie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus, war erſt in der Theorie zerſtört; aber er lebte noch mit ſeinem vollen Zauber im Gemüthe der Menſchen, und erhielt ſich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anſchauungen. Erſt ſpäter, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln, und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübſinn auszubreiten, der ſeitdem, entgeiſtet und entkräftet, zu einem lauwarmen, greinenden, dünnſchläfrigen Pietismus ſich verwäſſerte. Wie die Religion, ſo hatte auch das Königthum in England zu Shakeſpeare's Zeit noch nicht jene matte Umwandlung erlitten, die ſich dort heutigen Tags unter dem Namen conſtitutioneller Regierungsform, wenn auch zum Beſten der europäiſchen Freiheit, doch keineswegs zum Heile der Kunſt geltend macht. Mit dem Blute Karls des Erſten, des großen, wahren, letzten Königs, floß auch alle Poeſie aus den Adern Englands; und dreimal glücklich war der Dichter, der dieſes kummervolle Ereigniß, das er vielleicht im Geiſte ahnete, nimmermehr als Zeitgenoſſe erlebt hat. Shakeſpeare ward in unſren Tagen ſehr oft ein Ariſtokrat genannt. Ich möchte dieſer Anklage keineswegs widerſprechen, und ſeine politiſchen Neigungen vielmehr entſchuldigen, wenn ich bedenke, daß ſein Zukunft-ſchauendes Dichterauge, aus bedeutenden Wahrzeichen, ſchon jene nivellirende Puritanerzeit vorausſah, die mit dem Königthum, ſo auch aller Lebensluſt, aller Poeſie und aller heitern Kunſt ein Ende machen würde.

Ja, während der Herrſchaft der Puritaner ward die Kunſt in England geächtet; namentlich wüthete der evangeliſche Eifer gegen das Theater, und ſogar der Name Shakeſpeare erloſch für lange Jahre im Andenken des Volks. Es erregt Erſtaunen, wenn man jetzt in den Flugſchriften damaliger Zeit, z. B. in dem Histrio Mastix des famoſen Prynn, die Ausbrüche des Zornes lieſt, womit über die arme Schauſpielkunſt das Anathema ausgekrächzt wurde. Sollen wir den Puritanern ob ſolchem Zelotismus allzu ernſthaft zürnen? Wahrlich nein; in der Geſchichte hat jeder Recht, der ſeinem inwohnenden Prinzipe getreu bleibt, und die düſtern Stutzköpfe folgten nur den Konſequen-

zen jenes kunstfeindlichen Geistes, der sich schon während der ersten Jahrhunderte der Kirche kund gab, und sich mehr oder minder bilderstürmend bis auf heutigen Tag geltend machte. Diese alte, unversöhnliche Abneigung gegen das Theater ist nichts als eine Seite jener Feindschaft, die seit achtzehn Jahrhunderten zwischen zwei ganz heterogenen Weltanschauungen waltet, und wovon die eine dem dürren Boden Judäas, die andere dem blühenden Griechenland entsprossen ist. Ja, schon seit achtzehn Jahrhunderten dauert der Groll zwischen Jerusalem und Athen, zwischen dem heiligen Grab und der Wiege der Kunst, zwischen dem Leben im Geiste und dem Geist im Leben; und die Reibungen, öffentliche und heimliche Befehdungen, die dadurch entstanden, offenbaren sich dem esoterischen Leser in der Geschichte der Menschheit. Wenn wir in der heutigen Zeitung finden, daß der Erzbischof von Paris einem armen todten Schauspieler die gebräuchlichen Begräbnißehren verweigert, so liegt solchem Verfahren keine besondere Priesterlaune zum Grunde, und nur der Kurzsichtige erblickt darin eine engsinnige Böswilligkeit. Es waltet hier vielmehr der Eifer eines alten Streites, eines Todeskampfs gegen die Kunst, welche von dem hellenischen Geist oft als Tribüne benutzt wurde, um von da herab das Leben zu predigen gegen den abtödtenden Judäismus: die Kirche verfolgte in den Schauspielern die Organe des Griechenthums, und diese Verfolgung traf nicht selten auch die Dichter, die ihre Begeisterung nur von Apollo herleiteten, und den proscribirten Heidengöttern eine Zuflucht sicherten im Lande der Poesie. Oder ist gar etwa Ranküne ein Spiel? Die unleidlichsten Feinde der gedrückten Kirche, während der zwei ersten Jahrhunderte, waren die Schauspieler, und die Acta Sanctorum erzählen oft, wie diese verruchten Histrionen auf den Theatern in Rom sich dazu hergaben, zur Lust des heidnischen Pöbels, die Lebensart und Mysterien der Nazarener zu parodiren. Oder war es gegenseitige Eifersucht, was zwischen den Dienern des geistlichen und des weltlichen Wortes so bittern Zwiespalt erzeugte?

Nächst dem ascetischen Glaubenseifer, war es der republikanische Fanatismus, welcher die Puritaner beseelte in ihrem Haß gegen die alt-englische Bühne, wo nicht blos das Heidenthum und die heidnische Gesinnung, sondern auch der Royalismus und die adligen Geschlechter verherrlicht wurden. Ich habe an einem anderen Orte gezeigt, wie viele Aehnlichkeit in dieser Beziehung zwischen den ehemaligen Puritanern und den heutigen Republikanern waltet. Mögen Apollo und die ewigen Musen uns vor der Herrschaft dieser letztern bewahren!

Im Strudel der angedeuteten kirchlichen und politischen Umwälzungen verlor sich auf lange Zeit der Name Shakespeare's, und es dauerte fast ein ganzes Jahrhundert, ehe er wieder zu Ruhm und Ehre gelangte. Seitdem aber stieg sein Ansehen von Tag zu Tag, und gleichsam eine geistige Sonne ward

er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne faſt während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Inſel der Verdammniß, jenes Botanibay ohne ſüdliches Clima, jenes ſteinkohlenqualmige, maſchinenſchnurrende, kirchengängeriſche und ſchlecht beſoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geſchöpfe, und indem ſie den Engländern alles was ſchön und lieblich iſt verſagte, und ihnen weder Stimme zum Geſang, noch Sinne zum Genuß verliehen, und ſie vielleicht nur mit ledernen Porterſchläuchen, ſtatt mit menſchlichen Seelen begabt hat, ertheilte ſie ihnen zum Erſatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent ſich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakeſpeare.

Ja, dieſer iſt die geiſtige Sonne, die jenes Land verherrlicht mit ihrem holdeſten Lichte, mit ihren gnadenreichen Strahlen. Alles mahnt uns dort an Shakeſpeare, und wie verklärt erſcheinen uns dadurch die gewöhnlichſten Gegenſtände. Ueberall umrauſcht uns dort der Fittig ſeines Genius, aus jeder bedeutenden Erſcheinung grüßt uns ſein klares Auge, und bei großartigen Vorfällen glauben wir ihn manchmal nicken zu ſehen, leiſe nicken, leiſe und lächelnd.

Dieſe unaufhörliche Erinnerung an Shakeſpeare und durch Shakeſpeare, ward mir recht deutlich während meines Aufenthalts in London, während ich, ein neugieriger Reiſender, dort von Morgens bis in die ſpäte Nacht nach den ſogenannten Merkwürdigkeiten herumlief. Jeder lyon mahnte an den größeren lyon, an Shakeſpeare. Alle jene Orte, die ich beſuchte, leben in ſeinen hiſtoriſchen Dramen ihr unſterbliches Leben, und waren mir eben dadurch von früheſter Jugend bekannt. Dieſe Dramen kennt aber dort zu Lande nicht blos der Gebildete, ſondern auch jeder im Volke, und ſogar der dicke Beefeater, der mit ſeinem rothen Rock und rothen Geſicht im Tower als Wegweiſer dient, und dir hinter dem Mittelthor das Verließ zeigt, wo Richard ſeine Neffen, die jungen Prinzen, hat ermorden laſſen, verweiſt dich an Shakeſpeare, welcher die näheren Umſtände dieſer grauſamen Geſchichte beſchrieben habe. Auch der Küſter, der dich in der Weſtminſterabtei herumführt, ſpricht immer von Shakeſpeare, in deſſen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier, in ſteinernem Conterfei, auf ihren Sarkophagen ausgeſtreckt liegen, und für einen Schilling ſechs Pence gezeigt werden, eine ſo wilde oder klägliche Rolle ſpielen. Er ſelber, die Bildſäule des großen Dichters, ſteht dort in Lebensgröße, eine erhabene Geſtalt mit ſinnigem Haupt, in den Händen eine Pergamentrolle . . . Es ſtehen vielleicht Zauberworte darauf, und wenn er um Mitternacht die weißen Lippen bewegt und die Todten beſchwört, die dort in den Grabmälern ruhen: ſo ſteigen ſie hervor, mit ihren verroſteten Harniſchen und verſchollenen Hofgewanden, die Ritter der weißen und der rothen Roſe, und auch die Damen heben ſich ſeufzend aus ihren Ruheſtätten, und ein

Schwertergeklirr, und ein Lachen und Fluchen erſchallt . . . Ganz wie zu Drurilane, wo ich die Shakeſpeare'ſchen Geſchichtsdramen ſo oft tragiren ſah, und wo Kean mir ſo gewaltig die Seele bewegte, wenn er verzweifelnd über die Bühne rannt:

"A horse, a horse, my kingdom for a horse!"

. . Ich müßte den ganzen Guide of London abſchreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakeſpeare in Erinnerung gebracht wurde. Am bedeutungsvollſten geſchah dieſes im Parlamente, nicht ſowohl deßhalb, weil das Local deſſelben jenes Weſtminſter-Hall iſt, wovon in den Shakeſpeare'ſchen Dramen ſo oft die Rede, ſondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einige mal von Shakeſpeare ſelber geſprochen wurde, und zwar wurden ſeine Verſe, nicht ihrer poetiſchen, ſondern ihrer hiſtoriſchen Bedeutung wegen, citirt. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daß Shakeſpeare in England nicht blos als Dichter gefeiert, ſondern auch als Geſchichtsſchreiber von den höchſten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird.

Dies führt mich auf die Bemerkung, daß es ungerecht ſei, wenn man bei den geſchichtlichen Dramen Shakeſpeare's die Anſprüche machen will, die nur ein Dramatiker, dem blos die Poeſie und ihre künſtleriſche Einkleidung der höchſte Zweck iſt, befriedigen kann. Die Aufgabe Shakeſpeares war nicht blos die Poeſie, ſondern auch die Geſchichte; er konnte die gegebenen Stoffe nicht willkürlich modeln, er konnte nicht die Ereigniſſe und Charaktere nach Laune geſtalten; und eben ſo wenig, wie Einheit der Zeit und des Ortes, konnte er Einheit des Intereſſe für eine einzige Perſon oder für eine einzige Thatſache beobachten. Dennoch in dieſen Geſchichtsdramen ſtrömt die Poeſie reichlicher und gewaltiger und ſüßer als in den Tragödien jener Dichter, die ihre Fabeln entweder ſelbſt erfinden oder nach Gutdünken umarbeiten, das ſtrengſte Ebenmaß der Form erzielen, und in der eigentlichen Kunſt, namentlich aber in dem enchaînement des scènes, den armen Shakeſpeare übertreffen.

Ja, das iſt es, der große Britte iſt nicht blos Dichter, ſondern auch Hiſtoriker; er handhabt nicht blos Melpomenes Dolch, ſondern auch Clios noch ſchärferen Griffel. In dieſer Beziehung gleicht er den früheſten Geſchichtſchreibern, die ebenfalls keinen Unterſchied wußten zwiſchen Poeſie und Hiſtorie, und nicht blos eine Nomenklatur des Geſchehenen, ein ſtäubiges Herbarium der Ereigniſſe, lieferten, ſondern die Wahrheit verklärten durch Geſang, und im Geſange nur die Stimme der Wahrheit tönen ließen. Die ſogenannte Objectivität, wovon heut ſo viel die Rede, iſt nichts als eine trockene Lüge; es iſt nicht möglich, die Vergangenheit zu ſchildern, ohne ihr die Färbung unſerer eigenen Gefühle zu verleihen. Ja, da der ſogenannte objective Geſchichtſchrei-

der doch immer sein Wort an die Gegenwart richtet, so schreibt er unwillkürlich im Geiste seiner eigenen Zeit, und dieser Zeitgeist wird in seinen Schriften sichtbar sein, wie sich in Briefen nicht blos der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers offenbart. Jene sogenannte Objectivität, die, mit ihrer Leblosigkeit sich brüstend, auf der Schädelstätte der Thatsachen thront, ist schon deshalb als unwahr verwerflich, weil zur geschichtlichen Wahrheit nicht blos die genauen Angaben des Faktums, sondern auch gewisse Mittheilungen über den Eindruck, den jenes Faktum auf seine Zeitgenossen hervorgebracht hat, nothwendig sind. Diese Mittheilungen sind aber die schwierigste Aufgabe; denn es gehört dazu nicht blos eine gewöhnliche Notizenkunde, sondern auch das Anschauungsvermögen des Dichters, dem, wie Shakespeare sagt, „das Wesen und der Körper verschollener Zeiten" sichtbar geworden.

Und ihm waren sie sichtbar, nicht blos die Erscheinungen seiner eigenen Landesgeschichte, sondern auch die, wovon die Annalen des Alterthums uns Kunde hinterlassen haben, wie wir es mit Erstaunen bemerken in den Dramen, wo er das untergegangene Römerthum mit den wahrsten Farben schildert. Wie den Rittergestalten des Mittelalters, hat er auch den Helden der antiken Welt in die Nieren gesehen, und ihnen befohlen, das tiefste Wort ihrer Seele auszusprechen. Und immer wußte er die Wahrheit zur Poesie zu erheben, und sogar die gemüthlosen Römer, das harte nüchterne Volk der Prosa, diese Mischlinge von roher Raubsucht und feinem Advokatensinn, diese kasuistische Soldateske, wußte er poetisch zu verklären.

Aber auch in Beziehung auf seine römischen Dramen muß Shakespeare wieder den Vorwurf der Formlosigkeit anhören, und sogar ein höchst begabter Schriftsteller, Didrich Grabbe, nannte sie „poetisch verzierte Chroniken," wo aller Mittelpunkt fehle, wo man nicht wisse, wer Hauptperson, wer Nebenperson, und wo, wenn man auch auf Einheit des Orts und der Zeit verzichtet, doch nicht einmal Einheit des Interesse zu finden sei. Sonderbarer Irrthum der schärfsten Kritiker! Nicht sowohl die letztgenannte Einheit, sondern auch die Einheiten von Ort und Zeit mangeln keineswegs unserm großen Dichter. Nur sind bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns: Der Schauplatz seiner Dramen ist dieser Erdball, und das ist seine Einheit des Ortes; die Ewigkeit ist die Periode, während welcher seine Stücke spielen, und das ist seine Einheit der Zeit; und beiden angemäß ist der Held seiner Dramen, der dort als Mittelpunkt strahlt, und die Einheit des Interesse repräsentirt... Die Menschheit ist jener Held, jener Held, welcher beständig stirbt und beständig aufersteht — beständig liebt, beständig haßt, doch noch mehr liebt als haßt — sich heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt — heute eine Narrenkappe, morgen einen Lorbeer verdient, noch öfter beides zu gleicher Zeit — der große Zwerg, der kleine Riese, der homöopathisch

zubereitete Gott, in welchem die Göttlichkeit zwar sehr verdünnt, aber doch immer existirt — ach! laßt uns von dem Heldenthum dieses Helden nicht zu viel reden, aus Bescheidenheit und Scham!

Dieselbe Treue und Wahrheit, welche Shakespeare in Betreff der Geschichte beurkundet, finden wir bei ihm in Betreff der Natur. Man pflegt zu sagen, daß er der Natur den Spiegel vorhalte. Dieser Ausdruck ist tadelhaft, da er über das Verhältniß des Dichters zur Natur irre leitet. In dem Dichtergeiste spiegelt sich nicht die Natur; sondern ein Bild derselben, das dem getreuesten Spiegelbilde ähnlich, ist dem Geiste des Dichters eingeboren; er bringt gleichsam die Welt mit zur Welt, und wenn er, aus dem träumenden Kindesalter erwachend, zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, ist ihm jeder Theil der äußern Erscheinungswelt gleich in seinem ganzen Zusammenhang begreifbar: denn er trägt ja ein Gleichbild des Ganzen in seinem Geiste, er kennt die letzten Gründe aller Phänomene, die dem gewöhnlichen Geiste räthselhaft dünken, und auf dem Wege der gewöhnlichen Forschung nur mühsam, oder auch gar nicht, begriffen werden ... Und wie der Mathematiker, wenn man ihm nur das kleinste Fragment eines Kreises giebt, unverzüglich den ganzen Kreis und den Mittelpunkt desselben angeben kann: so auch der Dichter, wenn seiner Anschauung nur das kleinste Bruchstück der Erscheinungswelt von außen geboten wird, offenbart sich ihm gleich der ganze universelle Zusammenhang dieses Bruchstücks; er kennt gleichsam Circulatur und Centrum aller Dinge; er begreift die Dinge in ihrem weitesten Umfang und tiefsten Mittelpunkt.

Aber ein Bruchstück der Erscheinungswelt muß dem Dichter immer von außen geboten werden, ehe jener wunderbare Prozeß der Weltergänzung in ihm stattfinden kann; dieses Wahrnehmen eines Stücks der Erscheinungswelt geschieht durch die Sinne, und ist gleichsam das äußere Ereigniß, wovon die innern Offenbarungen bedingt sind, denen wir die Kunstwerke des Dichters verdanken. Je größer diese letztern, desto neugieriger sind wir jene äußeren Ereignisse zu kennen, welche dazu die erste Veranlassung gaben. Wir forschen gern nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen des Dichters. Diese Neugier ist um so thörichter, da, wie aus Obengesagtem schon hervorgeht, die Größe der äußeren Ereignisse in keinem Verhältnisse steht zu der Größe der Schöpfungen, die dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereignisse können sehr klein und scheinlos sein, und sind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich sehr klein und scheinlos ist. Ich sage scheinlos und klein, denn ich will mich keiner betrübsameren Worte bedienen. Die Dichter präsentiren sich der Welt im Glanze ihrer Werke, und besonders wenn man sie aus der Ferne sieht, wird man von den Strahlen geblendet. O laßt uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie

ſind wie jene holden Lichter, die, am Sommerabend, aus Raſen und Lauben ſo prächtig hervorglänzen, daß man glauben ſollte, ſie ſeien die Sterne der Erde ... daß man glauben ſollte, ſie ſeien Diamanten und Smaragde, koſtbares Geſchmeide, welches die Königskinder, die im Garten ſpielten, an den Büſchen aufgehängt und dort vergaßen ... daß man glauben ſollte, ſie ſeien glühende Sonnentropfen, welche ſich im hohen Graſe verloren haben, und jetzt in der kühlen Nacht ſich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rothe Flammengeſtirn ſie wieder zu ſich heraufſaugt ... Ach! ſuche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelſteine und Sonnentropfen! Statt ihrer ſiehſt du ein armes, mißfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht, deſſen Anblick dich anwidert, und das dein Fuß dennoch nicht zertreten will, aus ſonderbarem Mitleid!

Was war das Privatleben von Shakeſpeare? Trotz aller Forſchungen hat man faſt gar nichts davon ermitteln können, und das iſt ein Glück. Nur allerlei unbewieſene läppiſche Sagen haben ſich über die Jugend und das Leben des Dichters fortgepflanzt. Da ſoll er bei ſeinem Vater, welcher Metzger geweſen, ſelber die Ochſen abgeſchlachtet haben ... Dieſe letztern waren vielleicht die Ahnen jener engliſchen Commentatoren, die wahrſcheinlich aus Nachgroll ihm überall Unwiſſenheit und Kunſtfehler nachwieſen. Dann ſoll er Wollhändler geweſen ſein und ſchlechte Geſchäfte gemacht haben ... Armer Schelm! er meinte, wenn er Wollhändler würde, könne er endlich in der Wolle ſitzen. Ich glaube nichts von der ganzen Geſchichte; viel Geſchrei und wenig Wolle. Geneigter bin ich zu glauben, daß unſer Dichter wirklich Wilddieb geworden, und wegen eines Hirſchkalbs in gerichtliche Bedrängniß gerieth; weshalb ich ihn aber dennoch nicht ganz verdamme. „Auch Ehrlich hat einmal ein Kalb geſtohlen," ſagt ein deutſches Sprichwort. Hierauf ſoll er nach London entflohen ſein und dort, für ein Trinkgeld, die Pferde der großen Herrn vor der Thüre des Theaters beaufſichtigt haben ... So ungefähr lauten die Fabeln, die in der Literaturgeſchichte ein altes Weib dem andern nachklatſcht.

Authentiſche Urkunden über die Lebensverhältniſſe Shakeſpeare's ſind ſeine Sonette, die ich jedoch nicht beſprechen möchte, und die eben, ob der tiefen menſchlichen Miſere, die ſich darin offenbart, zu obigen Betrachtungen über das Privatleben der Poeten mich verleiteten.

Der Mangel an beſtimmteren Nachrichten über Shakeſpeare's Leben iſt leicht erklärbar, wenn man die politiſchen und religiöſen Stürme bedenkt, die bald nach ſeinem Tode ausbrachen, für einige Zeit eine vollſtändige Puritanerherrſchaft hervorriefen, auch ſpäter noch unerquicklich nachwirkten, und die goldene Eliſabethperiode der engliſchen Literatur nicht blos vernichteten, ſondern auch in gänzliche Vergeſſenheit brachten. Als man zu Anfang des

vorigen Jahrhunderts die Werke von Shakespeare wieder ans große Tageslicht zog, fehlten alle jene Traditionen, welche zur Auslegung des Textes förderſam geweſen wären, und die Commentatoren mußten zu einer Kritik ihre Zuflucht nehmen, die in einem flachen Empirismus, und noch kläglicheren Materialismus, ihre letzten Gründe ſchöpfte. Nur mit Ausnahme von William Hazlitt hat England keinen einzigen bedeutenden Commentator Shakeſpeare's hervorgebracht; überall Kleinigkeitskrämerei, ſelbſtbeſpiegelnde Seichtigkeit, enthuſiaſtiſch thuender Dünkel, gelehrte Aufgeblaſenheit, die vor Wonne faſt zu platzen droht, wenn ſie dem armen Dichter irgend einen antiquariſchen, geographiſchen oder chronologiſchen Schnitzer nachweiſen und dabei bedauern kann, daß er leider die Alten nicht in der Urſprache ſtudirt, und auch ſonſt wenige Schulkenntniſſe beſeſſen habe. Er läßt ja die Römer Hüte tragen, läßt Schiffe landen in Böhmen, und zur Zeit Troyas läßt er den Ariſtoteles citiren! Das war mehr, als ein engliſcher Gelehrter, der in Oxfort zum Magiſter Artium graduirt worden, vertragen konnte! Der einzige Commentator Shakeſpeare's, den ich als Ausnahme bezeichnet, und der auch in jeder Hinſicht einzig zu nennen iſt, war der ſelige Hazlitt, ein Geiſt, eben ſo glänzend wie tief, eine Miſchung von Diderot und Börne, flammende Begeiſterung für die Revolution neben dem glühendſten Kunſtſinn, immer ſprudelnd von Verve und Esprit.

Beſſer als die Engländer haben die Deutſchen den Shakeſpeare begriffen. Und hier muß wieder zuerſt jener theure Name genannt werden, den wir überall antreffen, wo es bei uns eine große Initiative galt. Gotthold Ephraim Leſſing war der erſte, welcher in Deutſchland ſeine Stimme für Shakeſpeare erhob. Er trug den ſchwerſten Bauſtein herbei zu einem Tempel für den größten aller Dichter, und, was noch preiſenswerther, er gab ſich die Mühe, den Boden, worauf dieſer Tempel erbaut werden ſollte, von dem alten Schutte zu reinigen. Die leichten franzöſiſchen Schaubuden, die ſich breit machten auf jenem Boden, riß er unbarmherzig nieder in ſeinem freudigen Baueifer. Gottſched ſchüttelte ſo verzweiflungsvoll die Locken ſeiner Perrücke, daß ganz Leipzig erbebte, und die Wangen ſeiner Gattin vor Angſt, oder auch von Puderſtaub, erbleichten. Man könnte behaupten, die ganze Leſſing'ſche Dramaturgie ſei im Intereſſe Shakeſpeare's geſchrieben.

Nach Leſſing iſt Wieland zu nennen. Durch ſeine Ueberſetzung des großen Poeten vermittelte er noch wirkſamer die Anerkennung deſſelben in Deutſchland. Sonderbar, der Dichter des Agathon und der Muſarion, der tändelnde Cavalière-Servente der Grazien, der Anhänger und Nachahmer der Franzoſen: er war es, den auf einmal der brittiſche Ernſt ſo gewaltig erfaßte, daß er ſelber den Helden auf's Schild hob, der ſeiner eigenen Herrſchaft ein Ende machen ſollte.

Die dritte große Stimme, die für Shakeſpeare in Deutſchland erklang, gehörte unſerem lieben theuern Herder, der ſich mit unbedingter Begeiſterung für ihn erklärte. Auch Goethe huldigte ihm mit großem Trompetentuſch; kurz, es war eine glänzende Reihe von Königen, welche, einer nach dem andern, ihre Stimme in die Urne warfen, und den William Shakeſpeare zum Kaiſer der Literatur erwählten.

Dieſer Kaiſer ſaß ſchon feſt auf ſeinem Throne, als auch der Ritter Auguſt Wilhelm von Schlegel und ſein Schildknappe, der Hofrath Ludwig Tieck, zum Handkuſſe gelangten, und aller Welt verſicherten, jetzt erſt ſei das Reich auf immer geſichert, das tauſendjährige Reich des großen Williams.

Es wäre Ungerechtigkeit, wenn ich Herrn A. W. Schlegel die Verdienſte abſprechen wollte, die er durch ſeine Ueberſetzung der Shakeſpeare'ſchen Dramen und durch ſeine Vorleſungen über dieſelben erworben hat. Aber ehrlich geſtanden, dieſen letzteren fehlt allzuſehr der philoſophiſche Boden; ſie ſchweifen allzu oberflächlich in einem frivolen Dilettantismus umher, und einige häßliche Hintergedanken treten allzu ſichtbar hervor, als daß ich darüber ein unbedingtes Lob ausſprechen dürfte. Des Herrn A. W. Schlegel's Begeiſterung iſt immer ein künſtliches, ein abſichtliches Hineinlügen in einen Rauſch ohne Trunkenheit, und bei ihm, wie bei der übrigen romantiſchen Schule, ſollte die Apotheoſe Shakeſpeare's indirekt zur Herabwürdigung Schiller's dienen. Die Schlegel'ſche Ueberſetzung iſt gewiß bis jetzt die gelungenſte, und entſpricht den Anforderungen, die man an eine metriſche Uebertragung machen kann. Die weibliche Natur ſeines Talents kommt hier dem Ueberſetzer gar vortrefflich zu ſtatten, und in ſeiner charakterloſen Kunſtfertigkeit kann er ſich dem fremden Geiſte ganz liebevoll und treu anſchmiegen.

Indeſſen, ich geſtehe es, trotz dieſer Tugenden, möchte ich zuweilen der alten Eſchenburg'ſchen Ueberſetzung, die ganz in Proſa abgefaßt iſt, vor der Schlegel'ſchen den Vorzug ertheilen, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Sprache des Shakeſpeare iſt nicht demſelben eigenthümlich, ſondern ſie iſt ihm von ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen überliefert; ſie iſt die herkömmliche Theaterſprache, deren ſich damals der dramatiſche Dichter bedienen mußte, er mochte ſie nun ſeinem Genius paſſend finden oder nicht. Man braucht nur flüchtig in Dodsleys Collection of old plays zu blättern, und man bemerkt, daß in allen Tragödien und Luſtſpielen damaliger Zeit dieſelbe Sprechart herrſcht, derſelbe Euphuismus, dieſelbe Uebertreibung der Zierlichkeit, geſchraubte Wortbildung, dieſelben Conzetti, Wortſpiele, Geiſtesſchnörkeleien, die wir ebenfalls bei Shakeſpeare finden, und die von beſchränkten Köpfen blindlings bewundert, aber von dem einſichtsvollen Leſer, wo nicht getadelt, doch gewiß nur als eine Aeußerlichkeit, als eine Zeitbedingung, die nothwendiger Weiſe zu erfüllen war, entſchuldigt werden. Nur in den

Stellen, wo der ganze Genius von Shakeſpeare hervortritt, wo ſeine höchſten Offenbarungen laut werden, da ſtreift er auch jene tradizionelle Theaterſprache von ſich ab, und zeigt ſich in einer erhaben ſchönen Nacktheit, in einer Einfachheit, die mit der ungeſchminkten Natur wetteifert und uns mit den ſüßeſten Schauern erfüllt. Ja, wo ſolche Stellen, da bekundet Shakeſpeare auch in der Sprache eine beſtimmte Eigenthümlichkeit, die aber der metriſche Ueberſetzer, der mit gebundenen Wortfüßen dem Gedanken nachhinkt, nimmermehr getreu abſpiegeln kann. Bei dem metriſchen Ueberſetzer verlieren ſich dieſe außerordentlichen Stellen in dem gewöhnlichen Gleiſe der Theaterſprache, und auch Herr Schlegel kann dieſem Schickſal nicht entgehen. Wozu aber die Mühe des metriſchen Ueberſetzens, wenn eben das Beſte des Dichters dadurch verloren geht, und nur das Tadelhafte wiedergegeben wird? Eine Ueberſetzung in Proſa, welche die prunkloſe, ſchlichte, naturähnliche Keuſchheit gewiſſer Stellen leichter reproduzirt, verdient daher gewiß den Vorzug vor der metriſchen.

In unmittelbarer Nachfolge Schlegel's hat ſich Herr L. Tieck als Erläuterer Shakeſpeare's einiges Verdienſt erworben. Dieſes geſchah namentlich durch ſeine dramaturgiſchen Blätter, welche vor vierzehn Jahren in der Abendzeitung erſchienen ſind, und unter Theaterliebhabern und Schauſpielern das größte Aufſehen erregten. Es herrſcht leider in jenen Blättern ein breitbeſchaulicher, langwürdiger Belehrungston, deſſen ſich der liebenswürdige Taugenichts, wie ihn Gutzkow nennt, mit einer gewiſſen geheimen Schalkheit befliſſen hat. Was ihm an Kenntniß der klaſſiſchen Sprachen, oder gar an Philoſophie, abging, erſetzte er durch Anſtand und Spaßloſigkeit, und man glaubt Sir John auf dem Seſſel zu ſehen, wie er dem Prinzen eine Standrede hält. Aber trotz der weitbauſchigen, doktrinellen Gravität, worunter der kleine Ludwig ſeine philologiſche und philoſophiſche Unwiſſenheit, ſeine Ignorantia, zu verbergen ſucht, befinden ſich in den erwähnten Blättern die ſcharfſinnigſten Bemerkungen über die Charaktere der Shakeſpeare'ſchen Helden, und hie und da begegnen wir ſogar jener poetiſchen Anſchauungsfähigkeit, die wir in den frühereſt Schriften des Herrn Tieck immer bewundert und mit Freude anerkannt haben.

Ach, dieſer Tieck, welcher einſt ein Dichter war, und, wo nicht zu den Höchſten, doch wenigſtens zu den Hochſtrebenden gezählt wurde, wie iſt er ſeitdem herunter gekommen! Wie kläglich iſt das abgehaſpelte Penſum, das er uns jetzt jährlich bietet, im Vergleiche mit den freien Erzeugniſſen ſeiner Muſe aus der frühern mondbeglänzten Mährchenweltzeit! Eben ſo lieb wie er uns einſt war, eben ſo widerwärtig iſt er uns jetzt, der ohnmächtige Neidhart, der die begeiſterten Schmerzen deutſcher Jugend in ſeinen Klatſchnovellen verläumdet! Auf ihn paſſen ſo ziemlich die Worte Shakeſpeare's: „Nichts ſchmeckt ſo ekel-

haft wie Süßes, das in Verdorbenheit überging; nichts riecht so schnöde wie eine verfaulte Lilie!“

Unter den deutschen Commentatoren des großen Dichters kann man den seligen Franz Horn nicht unerwähnt lassen. Seine Erläuterungen Shakespeare's sind jedenfalls die vollständigsten, und betragen fünf Bände. Es ist Geist darin, aber ein so verwachsener und verdünnter Geist, daß er uns noch unerquicklicher erscheint als die geistloseste Beschränktheit. Sonderbar, dieser Mann, der sich aus Liebe für Shakespeare sein ganzes Leben hindurch mit dem Studium desselben beschäftigte und zu seinen eifrigsten Anbetern gehört, war ein schwachmatischer Pietist. Aber vielleicht eben das Gefühl seiner eigenen Seelenmattigkeit erregte bei ihm ein beständiges Bewundern Shakespeare'scher Kraft, und wenn gar manchmal der brittische Titane in seinen leidenschaftlichen Scenen den Pelion auf den Ossa schleudert und bis zur Himmelsburg hinanstürmt: dann fällt dem armen Erläuterer vor Erstaunen die Feder aus der Hand, und er seufzt und flennt gelinde. Als Pietist müßte er eigentlich, seinem frömmelnden Wesen nach, jenen Dichter hassen, dessen Geist, ganz getränkt von blühender Götterlust, in jedem Worte das freudigste Heidenthum athmet; er müßte ihn hassen, jenen Bekenner des Lebens, der, dem Glauben des Todes heimlich abhold, und in den süßesten Schauern alter Heldenkraft schwelgend, von den traurigen Seligkeiten der Demuth und der Entsagung und der Kopfhängerei nichts wissen will! Aber er liebt ihn dennoch, und in seiner unermüdlichen Liebe möchte er den Shakespeare nachträglich zur wahren Kirche bekehren; er commentirt eine christliche Gesinnung in ihn hinein: sei es frommer Betrug oder Selbsttäuschung, diese christliche Gesinnung entdeckt er überall in den Shakespeare'schen Dramen, und das fromme Wasser seiner Erläuterungen ist gleichsam ein Taufbad von fünf Bänden, welches er dem großen Heiden auf den Kopf gießt.

Aber, ich wiederhole es, diese Erläuterungen sind nicht ganz ohne Geist. Manchmal bringt Franz Horn einen guten Einfall zur Welt; dann schneidet er allerlei langweilig süß-säuerliche Grimassen, und greint, und dreht sich und windet sich auf dem Gebärstuhl des Gedankens; und wenn er endlich mit dem guten Einfall niedergekommen, dann betrachtet er gerührt die Nabelschnur, und lächelt erschöpft, wie eine Wöchnerin. Es ist in der That eine eben so verdrießliche wie kurzweilige Erscheinung, daß grade unser schwächlicher pietistischer Franz den Shakespeare commentirt hat. In einem Lustspiel von Grabbe ist die Sache aufs ergötzlichste umgekehrt: Shakespeare, welcher nach dem Tode in die Hölle gekommen, muß dort Erläuterungen zu Franz Horn's Werken schreiben.

Wirksamer als die Glossen und die Erklärerei und das mühsame Lobhudeln der Commentatoren, war für die Popularisirung Shakespeare's die begeisterte

Liebe, womit talentvolle Schauspieler seine Dramen aufführten, und somit dem Urtheil des gesammten Publikums zugänglich machten. Lichtenberg, in seinen Briefen aus England, giebt uns einige bedeutsame Nachrichten über die Meisterschaft, womit, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, auf der Londoner Bühne die Shakespeare'schen Charaktere dargestellt wurden. Ich sage Charaktere, nicht die Werke in ihrer Ganzheit; denn bis auf heutige Stunde haben die brittischen Schauspieler im Shakespeare nur die Charakteristik begriffen, keineswegs die Poesie, und noch weniger die Kunst. Solche Einseitigkeit der Auffassung findet sich aber jedenfalls in weit bornirterem Grade bei den Commentatoren, die durch die bestäubte Brille der Gelehrsamkeit nimmermehr im Stande waren, das Allereinfachste, das Zunächstliegende, die Natur, in Shakespeare's Dramen zu sehen. Garrik sah klarer den Shakespeare'schen Gedanken als Dr. Johnson, der John Bull der Gelehrsamkeit, auf dessen Nase die Königin Mab gewiß die drolligsten Sprünge machte, während er über den Sommernachtstraum schrieb; er wußte gewiß nicht, warum er bei Shakespeare mehr Nasenkitzel und Lust zum Niesen empfand als bei den übrigen Dichtern, die er kritisirte.

Während Dr. Johnsohn die Shakespeare'schen Charaktere als todte Leichen sezirte, und dabei seine dicksten Dummheiten in ciceronianischem Englisch auskramte, und sich mit plumper Selbstgefälligkeit auf den Antithesen seines lateinischen Periodenbaues schaukelte: stand Garrik auf der Bühne und erschütterte das ganze Volk von England, indem er mit schauerlicher Beschwörung jene Todten ins Leben rief, daß sie vor aller Augen ihre grauenhaften, blutigen oder lächerlichen Geschäfte verrichteten. Dieser Garrik aber liebte den großen Dichter, und, zum Lohne für solche Liebe, liegt er begraben in Westminster, neben dem Piedestal der Shakespeare'schen Statue, wie ein treuer Hund zu den Füßen seines Herrn.

Eine Uebersiedelung des Garrik'schen Spiels nach Deutschland verdanken wir dem berühmten Schröder, welcher auch einige der besten Dramen Shakespeare's für die deutsche Bühne zuerst bearbeitete. Wie Garrik, so hat auch Schröder weder die Poesie noch die Kunst begriffen, die sich in jenen Dramen offenbart, sondern er that nur einen verständigen Blick in die Natur, die sich darin zunächst ausspricht; und weniger suchte er die holdselige Harmonie und die innere Vollendung eines Stücks, als vielmehr die einzelnen Charaktere darin mit der einseitigsten Naturtreue zu reproduziren. Zu diesem Urtheil berechtigen mich sowohl die Tradizionen seines Spieles, wie sie sich bis heutigen Tag auf der Hamburger Bühne erhielten als auch seine Bearbeitungen der Shakespeare'schen Stücke selbst, worin alle Poesie und Kunst verwischt ist, und nur durch Zusammenfassung der schärfsten Züge eine feste Zeichnung

der Hauptcharaktere, eine gewisse allgemein zugängliche Natürlichkeit, hervortritt.

Aus diesem Systeme der Natürlichkeit entwickelte sich auch das Spiel des großen Devrient, den ich einst zu Berlin gleichzeitig mit dem großen Wolf spielen sah, welcher letztere in seinem Spiele vielmehr dem Systeme der Kunst huldigte. Obgleich, von den verschiedensten Richtungen ausgehend, jener die Natur, dieser die Kunst als das Höchste erstrebte, begegneten sie sich doch beide in der Poesie, und durch ganz entgegengesetzte Mittel erschütterten und entzückten sie die Herzen der Zuschauer.

Weniger als man erwarten durfte, haben die Musen der Musik und der Malerei zur Verherrlichung Shakespeare's beigetragen. Waren sie neidisch auf ihre Schwestern Melpomene und Thalia, die durch den großen Britten ihre unsterblichsten Kränze erfiegt? Außer Romeo und Julia, und Othello, hat kein Shakespeare'sches Stück irgend einen bedeutenden Componisten zu großen Schöpfungen begeistert. Der Werth jener tönenden Blumen, die dem jauchzenden Nachtigallherzen Zingarelli's entsprossen, brauche ich eben so wenig zu loben wie jene süßesten Klänge, womit der Schwan von Pesaro die verblutende Zärtlichkeit Desdemona's und die schwarzen Flammen ihres Geliebten besungen hat! Die Malerei, wie überhaupt die zeichnenden Künste, haben den Ruhm unseres Dichters noch kärglicher unterstützt. Die sogenannte Shakespeare-Gallerie in Pall-Mall zeugt zwar von dem guten Willen, aber zugleich von der kühlen Ohnmacht der brittischen Maler. Es sind nüchterne Darstellungen, ganz im Geiste der älteren Franzosen, ohne den Geschmack, der sich bei diesen nie ganz verläugnet. Es gibt etwas, worin die Engländer eben so lächerliche Pfuscher sind, wie in der Musik, das ist nämlich die Malerei. Nur im Fache des Portraits haben sie Ausgezeichnetes geleistet, und gar wenn sie das Portrait mit dem Grabstichel, also nicht mit Farben, behandeln können, übertreffen sie die Künstler des übrigen Europa. Was ist der Grund jenes Phänomens, daß die Engländer, denen der Farbensinn so kümmerlich versagt ist, dennoch die außerordentlichsten Zeichner sind, und Meisterstücke des Kupfer- und Stahlstichs zu liefern vermögen? Daß letzteres der Fall ist, bezeugen die nach Shakespeare'schen Dramen gezeichneten Portraite von Frauen und Mädchen, die ich hier mittheile, und deren Vortrefflichkeit wohl keines Commentars bedarf. Von Commentar ist hier überhaupt am allerwenigsten die Rede. Die vorstehenden Blätter sollten nur dem lieblichen Werke als flüchtige Einleitung, als Vorgruß, dienen, wie es Brauch und üblich ist. Ich bin der Pförtner, der Euch diese Gallerie aufschließt, und was Ihr bis jetzt gehört, war nur eitel Schlüsselgerassel. Indem ich Euch umherführe, werde ich manchmal ein kurzes Wort in Eure Betrachtungen hineinschwatzen; ich werde manchmal jene Cicerone nachahmen, die nie erlauben, daß man sich in

der Betrachtung irgend eines Bildes allzu begeisterungsvoll versenkt; mit irgend einer banalen Bemerkung wissen sie Euch bald aus der beschaulichen Entzückung zu wecken.

Jedenfalls glaube ich mit dieser Publication den heimischen Freunden eine Freude zu machen. Der Anblick dieser schönen Frauengesichter möge ihnen die Betrübniß, wozu sie jetzt so sehr berechtigt sind, von der Stirne verscheuchen. Ach! daß ich Euch nichts Reelleres zu bieten vermag, als diese Schattenbilder der Schönheit! Daß ich Euch die rosige Wirklichkeit nicht erschließen kann! Ich wollte einst die Hellebarden brechen, womit man Euch die Gärten des Genusses versperrt . . . Aber die Hand war schwach, und die Hellebardiere lachten und stießen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, und das vorlaut großmüthige Herz verstummte, aus Schaam, wo nicht gar aus Furcht. Ihr seufzet?

Tragödien.

Creſſida.

(Troilus und Creſſida.)

Es iſt die ehrenfeſte Tochter des Prieſters Calchas, welche ich hier dem verehrungswürdigen Publico zuerſt vorführe. Pandarus war ihr Oheim: ein wackerer Kuppler; ſeine vermittelnde Thätigkeit wäre jedoch ſchier entbehrlich geweſen. Troilus, ein Sohn des vielzeugenden Priamus, war ihr erſter Liebhaber; ſie erfüllte alle Formalitäten, ſie ſchwur ihm ewige Treue, brach ſie mit gehörigem Anſtand, und hielt einen ſeufzenden Monolog über die Schwäche des weiblichen Herzens, ehe ſie ſich dem Diomedes ergab. Der Horcher Therſites, welcher ungalanter Weiſe immer den rechten Namen ausſpricht, nennt ſie eine Metze. Aber er wird wohl einſt ſeine Ausdrücke mäßigen müſſen; denn es kann ſich wohl ereignen, daß die Schöne, von einem Helden zum andern, und immer zum geringeren, hinabſinkend, endlich ihm ſelber als ſüße Buhle anheimfällt.

Nicht ohne mancherlei Gründe habe ich an der Pforte dieſer Gallerie das Bildniß der Creſſida aufgeſtellt. Wahrlich nicht ihrer Tugend wegen, nicht weil ſie ein Typus des gewöhnlichen Weibercharakters, geſtattete ich ihr den Vorrang vor ſo manchen herrlichen Idealgeſtalten Shakeſpeare'ſcher Schöpfung; nein, ich eröffnete die Reihe mit dem Bilde jener zweideutigen Dame, weil ich, wenn ich unſeres Dichters ſämmtliche Werke herausgeben ſollte, ebenfalls das Stück, welches den Namen Troilus und Creſſida führt, allen andern voranſtellen würde. Steevens, in ſeiner Prachtausgabe Shakeſpeare's, thut daſſelbe, ich weiß nicht warum; doch zweifle ich, ob dieſelben Gründe, die ich jetzt andeuten will, auch jenen engliſchen Herausgeber beſtimmten.

Troilus und Creſſida iſt das einzige Drama von Shakeſpeare, worin er die nämlichen Heroen tragiren läßt, welche auch die grichiſchen Dichter zum Gegenſtand ihrer dramatiſchen Spiele wählten; ſo daß ſich uns, durch Vergleichung mit der Art und Weiſe, wie die ältern Poeten dieſelben Stoffe behandelten, das Verfahren Shakeſpeare's recht klar offenbart. Während die klaſſi-

schen Dichter der Griechen nach erhabenster Verklärung der Wirklichkeit streben, und sich zur Idealität emporschwingen, dringt unser moderner Tragiker mehr in die Tiefe der Dinge; er gräbt mit scharfgewetzter Geistesschaufel in den stillen Boden der Erscheinungen, und entblößt vor unseren Augen ihre verborgenen Wurzeln. Im Gegensatz zu den antiken Tragikern, die, wie die antiken Bildhauer, nur nach Schönheit und Adel rangen, und auf Kosten des Gehaltes die Form verherrlichten, richtete Shakespeare sein Augenmerk zunächst auf Wahrheit und Inhalt; daher seine Meisterschaft der Charakteristik, womit er nicht selten, an die verdrießlichste Karrikatur streifend, die Helden ihrer glänzenden Harnische entkleidet und in dem lächerlichsten Schlafrock erscheinen läßt. Die Kritiker, welche Troilus und Cressida nach den Prinzipien beurtheilten, die Aristoteles aus den besten griechischen Dramen abstrahirt hat, mußten daher in die größten Verlegenheiten, wo nicht gar in die possirlichsten Irrthümer, gerathen. Als Tragödie war ihnen das Stück nicht ernsthaft und pathetisch genug; denn alles darin ging so natürlich von statten, fast wie bei uns; und die Helden handelten eben so dumm, wo nicht gar gemein, wie bei uns; und der Hauptheld ist ein Laps und die Heldin eine gewöhnliche Schürze, wie wir deren genug unter unseren nächsten Bekannten wahrnehmen . . . und gar die gefeiertsten Namenträger, Renomeen der heroischen Vorzeit, z. B. der große Pelide Achilles, der tapfere Sohn der Thetis, wie miserabel erscheinen sie hier! Auf der andern Seite konnte auch das Stück nicht für eine Komödie erklärt werden; denn vollströmig floß darin das Blut, und erhaben genug klangen darin die längsten Reden der Weisheit, wie z. B. die Betrachtungen, welche Ulysses über die Nothwendigkeit der Auctoritas anstellt, und die bis auf heutige Stunde die größte Beherzigung verdienten.

Nein, ein Stück, worin solche Reden gewechselt werden, das kann keine Komödie sein, sagten die Kritiker, und noch weniger durften sie annehmen, daß ein armer Schelm, welcher, wie der Turnlehrer Maßmann, blutwenig Latein und gar kein Griechisch verstand, so verwegen sein sollte, die berühmten klassischen Helden zu einem Lustspiele zu gebrauchen!

Nein, Troilus und Cressida ist weder Lustspiel noch Trauerspiel im gewöhnlichen Sinne; dieses Stück gehört nicht zu einer bestimmten Dichtungsart, und noch weniger kann man es mit den vorhandenen Maaßstaben messen: es ist Shakespeare's eigenthümlichste Schöpfung. Wir können ihre hohe Vortrefflichkeit nur im Allgemeinen anerkennen; zu einer besonderen Beurtheilung bedürften wir jener neuen Aesthetik, die noch nicht geschrieben ist.

Wenn ich nun dieses Drama unter der Rubrik „Tragödien" einregistrire, so will ich dadurch von vorn herein zeigen, wie streng ich es mit solchen Ueberschriften nehme. Mein alter Lehrer der Poetik, im Gymnasium zu Düsseldorf, bemerkte einst sehr scharfsinnig: „Diejenigen Stücke, worin nicht der

heitere Geist Thalias, sondern die Schwermuth Melpomenes athmet, gehören in's Gebiet der Tragödie.“ Vielleicht trug ich jene umfassende Definizion im Sinne, als ich auf den Gedanken gerieth, Troïlus und Cressida unter die Tragödien zu stecken. Und in der That, es herrscht darin eine jauchzende Bitterkeit, eine weltverhöhnende Ironie, wie sie uns nie in den Spielen der komischen Muse begegnete. Es ist weit eher die tragische Göttin, welche überall in diesem Stücke sichtbar wird, nur daß sie hier einmal lustig thun und Spaß machen möchte . . . Und es ist, als sähen wir Melpomene auf einem Grisettenball den Chahut tanzen, freches Gelächter auf den bleichen Lippen, und den Tod im Herzen.

Cassandra.

(Troïlus und Cressida.)

Es ist die wahrsagende Tochter des Priamus, welche wir hier im Bildnisse vorführen. Sie trägt im Herzen das schauerliche Vorwissen der Zukunft; sie verkündet den Untergang Ilions, und jetzt, wo Hektor sich waffnet, um mit dem schrecklichen Peliden zu kämpfen, fleht sie und jammert sie . . . Sie sieht im Geiste schon den geliebten Bruder aus offenen Todeswunden verbluten . . . Sie fleht und jammert. Vergebens! niemand hört auf ihren Rath, und eben so rettungslos wie das ganze verblendete Volk, sinkt sie in den Abgrund eines dunkeln Schicksals.

Kärgliche und eben nicht sehr bedeutungsvolle Worte widmet Shakespeare der schönen Seherin; sie ist bei ihm nur eine gewöhnliche Unglücksprophetin, die mit Wehegeschrei in der verfehmten Stadt umherläuft:

Ihr Auge rollt irre,
Ihr Haar flattert wirre,
Wie Figura zeigt.

Liebreicher hat sie unser großer Schiller in einem seiner schönsten Gedichte gefeiert. Hier klagt sie dem pythischen Gotte mit den schneidendsten Jammertönen das Unglück, das er über seine Priesterin verhängt . . . Ich selber hatte einmal in öffentlicher Schulprüfung jenes Gedicht zu deklamiren, und stecken blieb ich bei den Worten:

Frommt's den Schleier aufzuheben
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.

Helena.

(Troilus und Creſſida.)

Dieſe iſt die ſchöne Helena, deren Geſchichte ich Euch nicht ganz erzählen und erklären kann; ich müßte denn wirklich mit dem Ei der Leda beginnen.

Ihr Titularvater hieß Tyndarus, aber ihr wirklich geheimer Erzeuger war ein Gott, der in der Geſtalt eines Vogels ihre gebenedeiete Mutter befruchtet hatte, wie dergleichen im Alterthum oft geſchah. Früh verheirathet ward ſie nach Sparta; doch bei ihrer außerordentlichen Schönheit iſt es leicht begreiflich, daß ſie dort bald verführt wurde, und ihren Gemahl, den König Meneleus, zum Hahnerei machte.

Meine Damen, wer von Euch ſich ganz rein fühlt, werfe den erſten Stein auf die arme Schweſter. Ich will damit nicht ſagen, daß es keine ganz treuen Frauen geben könne. War doch ſchon das erſte Weib, die berühmte Eva, ein Muſter ehelicher Treue. Ohne den leiſeſten Ehebruchsgedanken, wandelte ſie an der Seite ihres Gemahls, des berühmten Adams, der damals der einzige Mann in der Welt war, und ein Schurzfell von Feigenblättern trug. Nur mit der Schlange konverſirte ſie gern, aber blos wegen der ſchönen franzöſiſchen Sprache, die ſie ſich dadurch aneignete, wie ſie denn überhaupt nach Bildung ſtrebte. O ihr Evastöchter, ein ſchönes Beiſpiel hat Euch Eure Stammmutter hinterlaſſen! . . .

Frau Venus, die unſterbliche Göttin aller Wonne, verſchaffte dem Prinzen Paris die Gunſt der ſchönen Helena; er verletzte die heilige Sitte des Gaſtrechts, und entfloh mit ſeiner holden Beute nach Troja, der ſichern Burg . . . was wir alle ebenfalls unter ſolchen Umſtänden gethan hätten. Wir alle, und darunter verſtehe ich ganz beſonders uns Deutſche, die wir gelehrter ſind als andere Völker, und uns von Jugend auf mit den Geſängen des Homers beſchäftigen. Die ſchöne Helena iſt unſer früheſter Liebing, und ſchon im Knabenalter, wenn wir auf den Schulbänken ſitzen, und der Magiſter uns die ſchönen griechiſchen Verſe explicirt, wo die trojaniſchen Greiſe beim Anblick der Helena in Entzückung gerathen . . . dann pochen ſchon die ſüßeſten Gefühle in unſerer jungen unerfahrenen Bruſt . . . Mit erröthenden Wangen und unſicherer Zunge antworten wir auf die grammatiſchen Fragen des Magiſters . . . Späterhin, wenn wir älter und ganz gelehrt, und ſogar Hexenmeiſter geworden ſind, und den Teufel ſelbſt beſchwören können, dann begehren wir von dem dienenden Geiſte, daß er uns die ſchöne Helena von Sparta verſchaffe. Ich habe es ſchon einmal geſagt, der Johannes Fauſtus iſt der wahre Repräſentant der Deutſchen, des Volkes, das im Wiſſen ſeine Luſt befriedigt, nicht im Leben. Obgleich dieſer berühmte Doktor, der Normal-Deutſche, endlich nach Sinnengenuß lechzt und ſchmachtet, ſucht er den Gegenſtand der Befriedigung

keineswegs auf den blühenden Fluren der Wirklichkeit, sondern im gelehrten Moder der Bücherwelt; und, während ein französischer oder italienischer Nekromant von dem Mephistopheles das schönste Weib der Gegenwart gefordert hätte, begehrt der deutsche Faust ein Weib, welches bereits vor Jahrtausenden gestorben ist, und ihm nur noch als schöner Schatten aus altgriechischen Pergamenten entgegenlächelt, die Helena von Sparta! Wie bedeutsam charakterisirt dieses Verlangen das innerste Wesen des deutschen Volkes!

Eben so kärglich wie die Cassandra, hat Shakespeare im vorliegenden Stücke, in Troilus und Cressida, die schöne Helena behandelt. Wir sehen sie nebst Paris auftreten, und mit dem greisen Kuppler Pandarus einige heiter neckende Gespräche wechseln. Sie foppt ihn, und endlich begehrt sie, daß er mit seiner alten meckernden Stimme ein Liebeslied singe. Aber schmerzliche Schatten der Ahnung, die Vorgefühle eines entsetzlichen Ausgangs, beschleichen manchmal ihr leichtfertiges Herz; aus den rosigsten Scherzen recken die Schlangen ihre schwarzen Köpfchen hervor, und sie verräth ihren Gemüthszustand in den Worten:

„Laß uns ein Lied der Liebe hören ... diese Liebe wird uns alle zu Grunde richten. O Kupido! Kupido! Kupido!"

Virgilia.

(Coriolan.)

Sie ist das Weib des Coriolan, eine schüchterne Taube, die nicht einmal zu girren wagt in Gegenwart des überstolzen Gatten. Wenn dieser aus dem Felde siegreich zurückkehrt, und alles ihm entgegenjubelt, senkt sie demüthig ihr Antlitz, und der lächelnde Held nennt sie sehr sinnig: „mein holdes Stillschweigen!" In diesem Stillschweigen liegt ihr ganzer Charakter; sie schweigt wie die erröthende Rose, wie die keusche Perle, wie der sehnsüchtige Abendstern, wie das entzückte Menschenherz ..... es ist ein volles, kostbares, glühendes Schweigen, das mehr sagt als alle Beredsamkeit, als jeder rhetorische Wortschwall. Sie ist ein verschämt sanftes Weib, und in ihrer zarten Holdseligkeit bildet sie den reinsten Gegensatz zu ihrer Schwieger, der römischen Wölfin Volumnia, die den Wolf Cajus Marcius einst gesäugt mit ihrer eisernen Milch. Ja, letztere ist die wahre Matrone, und aus ihren patrizischen Zitzen sog die junge Brut nichts als wilden Muth, ungestümen Trotz und Verachtung des Volkes.

Wie ein Held durch solche früh eingezogenen Tugenden und Untugenden die Lorbeerkrone des Ruhmes erwirbt, dagegen aber die bessere Krone, den bürger-

lichen Eichenkranz, einbüßt, und endlich bis zum entsetzlichsten Verbrechen, bis zum Verrath an dem Vaterland, herabsinkend, ganz schmählig untergeht: das zeigt uns Shakespeare in dem tragischen Drama, welches „Coriolan" betitelt ist.

Nach Troilus und Cressida, worin unser Dichter seinen Stoff der altgriechischen Heroenzeit entnommen, wende ich mich zu dem Coriolan, weil wir hier sehen, wie er römische Zustände zu behandeln verstand. In diesem Drama schildert er nämlich den Partheikampf der Patrizier und Plebejer im alten Rom.

Ich will nicht geradezu behaupten, daß diese Schilderung in allen Einzelheiten mit den Annalen der römischen Geschichte übereinstimme; aber das Wesen jener Kämpfe hat unser Dichter aufs tiefste begriffen und dargestellt. Wir können solches um so richtiger beurtheilen, da unsere Gegenwart manche Erscheinungen aufweist, die dem betrübsamen Zwiespalte gleichen, welcher einst im alten Rom zwischen den bevorrechteten Patriziern und den herabgewürdigten Plebejern herrschte. Man sollte manchmal glauben, Shakespeare sei ein heutiger Dichter, der im heutigen London lebe und unter römischen Masken die jetzigen Tories und Radikalen schildern wolle. Was uns in solcher Meinung noch bestärken könnte, ist die große Aehnlichkeit, die sich überhaupt zwischen den alten Römern und heutigen Engländern, und den Staatsmännern beider Völker, vorfindet. In der That, eine gewisse poesieloſe Härze, Habsucht, Blutgier, Unermüdlichkeit, Charakterfestigkeit, ist den heutigen Engländern eben so eigen wie den alten Römern, nur daß diese weit mehr Landratten als Wasserratten waren; in der Unliebenswürdigkeit, worin sie beide den höchsten Gipfel erreicht haben, sind sie sich gleich. Die auffallendste Wahlverwandtschaft bemerkt man bei dem Adel beider Völker. Der englische wie der ehemalige römische Edelmann, ist patriotisch: die Vaterlandsliebe hält ihn, trotz aller politischen Rechtsverschiedenheit, mit den Plebejern aufs innigste verbunden, und dieses sympathetische Band bewirkt, daß die englischen Aristokraten und Demokraten, wie einst die römischen, ein ganzes, ein einiges Volk bilden. In andern Ländern, wo der Adel weniger an den Boden, sondern mehr an die Person des Fürsten gefesselt ist, oder gar sich ganz den partikularen Interessen seines Standes hingiebt, ist dieses nicht der Fall. Dann finden wir bei dem englischen, wie einst bei dem römischen Adel, das Streben nach Auctoritas, als das Höchste, Ruhmwürdigste, und mittelbar auch Einträglichste; ich sage das mittelbar Einträglichste, da, wie einst in Rom, so jetzt auch in England, die Verwaltung der höchsten Staatsämter nur durch mißbrauchten Einfluß und herkömmliche Erpressungen, also mittelbar, bezahlt wird. Jene Aemter sind Zweck der Jugenderziehung in den hohen Familien bei den Engländern, ganz wie einst bei den Römern; und, wie bei diesen, so

auch bei jenen, gilt Kriegskunst und Beredsamkeit als die besten Hülfsmittel künftiger Auctoritas. Wie bei den Römern, so auch bei den Engländern, ist die Tradizion des Regierens und des Administrirens das Erbtheil der edlen Geschlechter; und dadurch werden die englischen Tories vielleicht eben so lange unentbehrlich sein, ja sich eben so lange in Macht erhalten, wie die senatorischen Familien des alten Roms.

Nichts aber ist dem heutigen Zustand in England so ähnlich, wie jene Stimmenbewerbung, die wir im Coriolan geschildert sehen. Mit welchem verbissenen Grimm, mit welcher höhnischen Ironie bettelt der römische Torie um die Wahlstimmen der guten Bürger, die er in der Seele so tief verachtet, deren Zustimmung ihm aber so unentbehrlich ist, um Consul zu werden! Nur daß die meisten englischen Lords, die, statt in Schlachten, nur in Fuchsjagden ihre Wunden erworben haben, und sich von ihren Müttern in der Verstellungskunst besser unterrichten lassen, bei den heutigen Parlamentswahlen ihren Grimm und Hohn nicht so zur Schau tragen, wie der starre Coriolan.

Wie immer, hat Shakespeare auch in dem vorliegenden Drama die höchste Unpartheilichkeit ausgeübt. Der Aristokrat hat hier Recht, wenn er seine plebejischen Stimmherrn verachtet; denn er fühlt, daß er selber tapferer im Kriege war, was bei den Römern als höchste Tugend galt. Die armen Stimmherrn, das Volk, haben indessen ebenfalls Recht, sich ihm, trotz dieser Tugend, zu widersetzen; denn er hat nicht undeutlich geäußert, daß er, als Consul, die Brodvertheilungen abschaffen wolle. „Das Brod ist aber das erste Recht des Volks."

Portia.

(Julius Cäsar.)

Der Hauptgrund von Cäsar's Popularität war die Großmuth, womit er das Volk behandelte, und seine Freigebigkeit. Das Volk ahnte in ihm den Begründer jener besseren Tage, die es unter seinen Nachkommen, den Kaisern, erleben sollte; denn diese gewährten dem Volke sein erstes Recht: sie gaben ihm sein tägliches Brod. Gern verzeihen wir den Kaisern die blutigste Willkühr, womit sie einige hundert patrizische Familien behandelten und die Privilegien derselben verspotteten; wir erkennen in ihnen, und mit Dank, die Zerstörer jener Adelsherrschaft, welche dem Volk für die härtesten Dienste nur kärglichen Lohn bewilligte; wir preisen sie als weltliche Heilande, die, erniedrigend die Hohen und erhöhend die Niedrigen, eine bürgerliche Gleichheit einführten. Mag immerhin der Advokat der Vergangenheit, der Patrizier Ta-

citus, die Privatlaster und Tollheiten der Cäsaren mit dem poetischsten Gifte beschreiben, wir wissen doch von ihnen das Bessere: sie fütterten das Volk.

Cäsar ist es, welcher die römische Aristokratie ihrem Untergang zuführt und den Sieg der Demokratie vorbereitet. Indessen, manche alte Patrizier hegen im Herzen noch den Geist des Republikanismus; sie können die Oberherrschaft eines Einzigen noch nicht vertragen; sie können nicht leben, wo ein Einziger das Haupt über das ihre erhebt, und sei es auch das herrliche Haupt eines Julius Cäsar; und sie wetzen ihre Dolche und tödten ihn.

Demokratie und Königthum stehen sich nicht feindlich gegenüber, wie man fälschlich in unsern Tagen behauptet hat. Die beste Demokratie wird immer diejenige sein, wo ein Einziger als Inkarnazion des Volkswillens an der Spitze des Staates steht, wie Gott an der Spitze der Weltregierung; unter jenem, dem inkarnirten Volkswillen, wie unter der Majestät Gottes, blüht die sicherste Menschengleichheit, die ächteste Demokratie. Aristokratismus und Republikanismus stehen einander ebenfalls nicht feindlich gegenüber, und das sehen wir am klarsten im vorliegenden Drama, wo sich eben in den hochmüthigsten Aristokraten der Geist des Republikanismus mit seinen schärfsten Charakterzügen ausspricht. Bei Cassius noch weit mehr als bei Brutus, treten uns diese Charakterzüge entgegen. Wir haben nämlich schon längst die Bemerkung gemacht, daß der Geist des Republikanismus in einer gewissen engbrüstigen Eifersucht besteht, die nichts über sich dulden will; in einem gewissen Zwergneid, der allem Emporragenden abhold ist, der nicht einmal die Tugend durch einen Menschen repräsentirt sehen möchte, fürchtend, daß solcher Tugendrepräsentant seine höhere Persönlichkeit geltend machen könne. Die Republikaner sind daher heut zu bescheidenheitsüchtige Deisten, und sähen gern in den Menschen nur kümmerliche Lehmfiguren, die, gleichgeknetet aus den Händen eines Schöpfers hervorgegangen, sich aller hochmüthigen Auszeichnungslust und ehrgeizigen Prunksucht enthalten sollten. Die englischen Republikaner huldigten einst einem ähnlichen Prinzipe, dem Puritanismus, und dasselbe gilt von den altrömischen Republikanern: sie waren nämlich Stoiker. Wenn man dieses bedenkt, muß man erstaunen, mit welchem Scharfsinn Shakespeare den Cassius geschildert hat, namentlich in seinem Gespräche mit Brutus, wenn er hört, wie das Volk den Cäsar, den es zum König erheben möchte, mit Jubelgeschrei begrüßt:

Ich weiß es nicht, wie ihr und andre Menschen
Von diesem Leben denkt; mir, für mich selbst,
Wär' es so lieb, nicht da sein, als zu leben
In Furcht vor einem Wesen wie ich selbst.
Ich kam wie Cäsar frei zur Welt, so ihr;

Wir nährten uns so gut, wir können Beide,
So gut wie er, des Winters Frost ertragen:
Denn einst, an einem rauhen, stürm'schen Tage,
Als wild die Tiber an ihr Ufer tobte,
Sprach Cäsar zu mir: Wagst du, Cassius, nun
Mit mir zu springen in die zorn'ge Flut,
Und bis dorthin zu schwimmen? — Auf dies Wort,
Bekleidet, wie ich war, stürzt' ich hinein,
Und hieß ihn folgen; wirklich that er's auch.
Der Strom brüllt' auf uns ein, wir schlugen ihn
Mit wackern Sehnen, warfen ihn bei Seit',
Und hemmten ihn mit einer Brust des Trotzes;
Doch eh' wir das erwählte Ziel erreicht,
Rief Cäsar: Hilf mir, Cassius! ich sinke.
Ich, wie Aeneas, unser großer Ahn,
Aus Trojas Flammen einst auf seinen Schultern
Den alten Vater trug, so aus den Wellen
Zog ich den müden Cäsar. — Und der Mann
Ist nun zum Gott erhöht, und Cassius ist
Ein arm Geschöpf, und muß den Rücken beugen,
Nickt Cäsar nur nachlässig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihn ankam, merkt' ich wohl
Sein Beben: ja, er bebte, dieser Gott!
Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht.
Sein Auge, dessen Blick die Welt bedräut,
Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
Ja, dieser Mund, der horchen hieß die Römer,
Und in ihr Buch einzeichnen seine Reden,
Ach, rief: Titinius! gieb mir zu trinken!
Wie'n krankes Mädchen. Götter! ich erstaune,
Wie nur ein Mann so schwächlicher Natur
Der stolzen Welt den Vorsprung abgewann,
Und nahm die Palm' allein.

Cäsar selber kennt seinen Mann sehr gut, und in einem Gespräche mit Antonius entfallen ihm die tiefsinnigen Worte:

Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen:
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;

Er denkt zu viel; die Leute sind gefährlich.

. . . . . .

Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd,
Ich kenne Niemand, den ich eher miede,
Als diesen hagern Cassius. Er liest viel;
Er ist ein großer Prüfer, und durchschaut
Das Thun der Menschen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Musik;
Er lächelt selten, und auf solche Weise,
Als spott er sein, verachte seinen Geist,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und solche Männer haben nimmer Ruh',
So lang sie jemand größer sehn als sich
Das ist es, was sie so gefährlich macht.

Cassius ist Republikaner, und wie wir es oft bei solchen Menschen finden, er hat mehr Sinn für edle Männerfreundschaft als für zarte Frauenliebe. Brutus hingegen opfert sich für die Republik, nicht weil er seiner Natur nach Republikaner, sondern weil er ein Tugendheld ist, und in jener Aufopferung eine höchste Aufgabe der Pflicht sieht. Er ist empfänglich für alle sanften Gefühle, und mit weicher Seele hängt er an seiner Gattin Portia.

Portia, eine Tochter des Cato, ganz Römerin, ist dennoch liebenswürdig, und selbst in den höchsten Aufflügen ihres Heroismus offenbart sie den weiblichsten Sinn und die sinnigste Weiblichkeit. Mit ängstlichen Liebesaugen lauert sie auf jeden Schatten, der über die Stirne ihres Gemahls dahin zieht und seine bekümmerten Gedanken verräth. Sie will wissen was ihn quält, sie will die Last des Geheimnisses, das seine Seele drückt, mit ihm theilen... Und als sie es endlich weiß, ist sie dennoch ein Weib, unterliegt fast den furchtbaren Besorgnissen, kann sie nicht verbergen und gesteht selber:

Ich habe Mannessinn, doch Weiberohnmacht.
Wie fällt doch ein Geheimniß Weibern schwer!

Cleopatra.

(Antonius und Cleopatra.)

Ja, dieses ist die berühmte Königin von Aegypten, welche den Antonius zu Grunde gerichtet hat.

Er wußte es ganz bestimmt, daß er durch dieses Weib seinem Verderben entgegenging, er will sich ihren Zauberfesseln entreißen . . .

Schnell muß ich fort von hier.

Er flieht . . . doch nur um deſto eher zurückzukehren zu den Fleiſchtöpfen Aegyptens, zu ſeiner alten Nilſchlange, wie er ſie nennt . . . bald wühlt er ſich wieder mit ihr im prächtigen Schlamme zu Alexandrien, und dort, erzählt Octavius:

Dort auf dem Markt auf ſilberner Tribüne,
Auf goldnen Stühlen, thront er öffentlich
Mit der Cleopatra. Cäſarion ſaß
Zu ihren Füßen, den man für den Sohn
Von meinem Vater hält; und alle die
Unächten Kinder, die ſeit jener Zeit
Erzeugte ihre Wolluſt. Ihr verlieh
Aegypten er zum Eigenthum, und machte
Von Niederſyrien, Cyprus, Lydien ſie
Zur unumſchränkten Königin.
. . . . . .
An dem Ort
Wo man die öffentlichen Spiele giebt,
Da kündet er als Könige der Kön'ge
Die Söhne; gab Großmedien, Parthien
Armenien dem Alexander, wies
Dem Ptolemäus Syrien, Cilicien
Und auch Phönizien an. Sie ſelbſt erſchien
Im Schmuck der Göttin Iſis dieſen Tag,
Und wie man ſagt, ertheilte ſie vorher
Auf dieſe Weiſe oftmals ſchon Gehör.

Die ägyptiſche Zauberin hält nicht blos ſein Herz, ſondern auch ſein Hirn gefangen, und verwirrt ſogar ſein Feldherrntalent. Statt auf dem feſten Lande, wo er geübt im Siegen, liefert er die Schlacht auf der unſichern See, wo ſeine Tapferkeit ſich weniger geltend machen kann; — und dort, wohin das launenhafte Weib ihm durchaus folgen wollte, ergreift ſie plötzlich die Flucht nebſt allen ihren Schiffen, eben im entſcheidenden Momente des Kampfes: — und Antonius, „gleich einem brünſt'gen Entrich," mit ausgeſpannten Segelflügeln, flieht ihr nach, und läßt Ehre und Glück im Stich. Aber nicht blos durch die weiblichen Launen Cleopatras erleidet der unglückliche Held die ſchmählichſte Niederlage; ſpäterhin übt ſie gegen ihn ſogar den ſchwärzeſten Verrath, und läßt, im geheimen Einverſtändniß mit Octavius, ihre Flotte zum Feinde übergehen . . . Sie betrügt ihn aufs niederträchtigſte,

um im Schiffbruche ſeines Glücks ihre eigenen Güter zu retten, oder gar noch einige größere Vortheile zu erfiſchen . . . Sie treibt ihn in Verzweiflung und Tod durch Argliſt und Lüge . . . Und dennoch bis zum letzten Augenblicke liebt er ſie mit ganzem Herzen; ja, nach jedem Verrath, den ſie an ihm übte, entlodert ſeine Liebe um ſo flammender. Er flucht freilich über ihre jedesmalige Tücke, er kennt alle ihre Gebrechen, und in den roheſten Schimpfreden entladet ſich ſeine beſſere Einſicht, und er ſagt ihr die bitterſten Wahrheiten:

Ehe ich dich kannte, warſt du halb verwelkt!
Ha! ließ ich deßhalb ungedrückt in Rom
Mein Kiſſen; gab darum die Zeugung auf
Rechtmäß'ger Kinder und von einem Kleinod
Der Frauen, um von der getäuſcht zu ſein
Die gern ſieht, daß ſie Andre unterhalten?
. . . . . .
Du warſt von jeher eine Heuchlerin.
Doch werden wir in Miſſethaten hart,
Dann, — o des Unglücks! — ſchließen weiſe Götter
Die Augen uns; in unſern eigenen Koth
Verſenken ſie das klare Urtheil; machen,
Daß wir anbeten unſern Wahn und lachen,
Wenn wir hinſtolpern ins Verderben.
. . . . . .
Als kalten Biſſen auf
Des todten Cäſars Schüſſel fand ich dich;
Du warſt ein Ueberbleibſel ſchon des Cnejus
Pompejus; andrer heißer Stunden nicht
Zu denken, die vom allgemeinen Ruf
Nicht aufgezeichnet, du wollüſtig dir
Erhaſchteſt.

Aber wie jener Speer des Achilles, welcher die Wunden, die er ſchlug, wieder heilen konnte, ſo kann der Mund des Liebenden mit ſeinen Küſſen auch die tödtlichſten Stiche wieder heilen, womit ſein ſcharfes Wort das Gemüth des Geliebten verletzt hat . . . Und nach jeder Schändlichkeit, welche die alte Nilſchlange gegen den römiſchen Wolf ausübte, und nach jeder Schimpfrede, die dieſer darüber losheulte, züngeln ſie beide mit einander um ſo zärtlicher; noch im Sterben drückt er auf ihre Lippen von ſo vielen Küſſen noch den letzten Kuß . . .

Aber auch ſie, die ägyptiſche Schlange, wie liebt ſie ihren römiſchen Wolf! Ihre Verrätherein ſind nur äußerliche Windungen der böſen Wurmnatur,

sie übt dergleichen mehr mechanisch aus angeborner oder angewöhnter Unart... aber in der Tiefe ihrer Seele wohnt die unwandelbarste Liebe für Antonius, sie weiß es selbst nicht, daß diese Liebe so stark ist, sie glaubt manchmal diese Liebe überwinden oder gar mit ihr spielen zu können, und sie irrt sich, und dieser Irrthum wird ihr erst recht klar in dem Augenblick, wo sie den geliebten Mann auf immer verliert, und ihr Schmerz in die erhabenen Worte ausbricht:

Ich träumt': es gab einst einen Feldherrn Mark
Anton! — O einen zweiten, gleichen Schlaf,
Um noch einmal solch einen Mann zu sehn!
. . . . . .
Sein Gesicht
War wie des Himmels Antlitz. D'rinnen stand
Die Sonn' und auch ein Mond und liefen um,
Und leuchteten der Erde kleinem O.
. . . . . .
Seine Füße
Beschritten Oceane; sein empor-
Gestreckter Arm umsauste eine Welt;
Der Harmonie der Sphären glich die Stimme,
Wenn sie den Freunden tönte; wenn er meint'
Den Erdkreis zu bezähmen, zu erschüttern,
Wie Donner rasselnd. Seine Güte kannte
Den Winter nie; sie war ein Herbst, der stets
Durch Ernten reicher ward. Delphinen gleich
War sein Ergötzen, die den Rücken ob
Dem Elemente zeigen, das sie hegt.
Es wandelten in seiner Liverei
Der Königs- und der Fürstenkronen viel
Und Königreich und Inseln fielen ihm
Wie Münzen aus der Tasche.

Diese Cleopatra ist ein Weib. Sie liebt und verräth zu gleicher Zeit. Es ist ein Irrthum zu glauben, daß die Weiber, wenn sie uns verrathen, auch aufgehört haben uns zu lieben. Sie folgen nur ihrer angebornen Natur; und wenn sie auch nicht den verbotenen Kelch leeren wollen, so möchten sie doch manchmal ein bischen nippen, an dem Rande lecken, um wenigstens zu kosten, wie Gift schmeckt. Nächst Shakespeare, in vorliegender Tragödie, hat dieses Phänomen niemand so gut geschildert wie unser alter Abbe Prevost in seinem Romane „Manon de Lescot." Die Intuizion des größten Dichters stimmt hier überein mit der nüchternen Beobachtung des kühlsten Prosaikers.

Ja, dieſe Cleopatra iſt ein Weib, in der holdſeligſten und vermaledeiteſten Bedeutung des Wortes! Sie erinnert mich an jenen Ausſpruch Leſſing's: als Gott das Weib ſchuf, nahm er den Thon zu fein. Die Ueberzartheit ſeines Stoffes verträgt ſich nun ſelten mit den Anſprüchen des Lebens. Dieſes Geſchöpf iſt zu gut und zu ſchlecht für dieſe Welt. Die lieblichſten Vorzüge werden hier die Urſache der verdrießlichſten Gebrechen. Mit entzückender Wahrheit ſchildert Shakeſpeare ſchon gleich beim Auftreten der Cleopatra den bunten flatterhaften Launengeiſt, der im Kopfe der ſchönen Königin beſtändig rumort, nicht ſelten in den bedenklichſten Fragen und Gelüſten überſprudelt, und vielleicht eben als der letzte Grund von all' ihrem Thun und Laſſen zu betrachten iſt. Nichts iſt charakteriſtiſcher als die fünfte Scene des erſten Akts, wo ſie von ihrer Kammerjungfer verlangt, daß ſie ihr Mandragora zu trinken gebe, damit dieſer Schlaftrunk ihr die Zeit ausfülle, während Antonius entfernt. Dann plagt ſie der Teufel ihren Kaſtraten Mardian zu rufen. Er frägt unterthänig, was ſeine Gebieterin begehre. Singen will ich dich nicht hören, antwortet ſie, denn nichts gefällt mir jetzt was Eunuchen eigen iſt — aber ſage mir: fühlſt du denn Leidenſchaft?

Mardian.

Ja, holde Königin!

Cleopatra.

In Wahrheit?

Mardian.

Nicht in Wahrheit;
Denn nichts vermag ich, als was in der Wahrheit
Mit Anſtand kann geſchehn, und doch empfind' ich
Ich heft'ge Triebe, denk' auch oft an das,
Was Mars mit Venus that.

Cleopatra.

O Charmian!
Wo glaubſt du, iſt er jetzt? Steht oder ſitzt er?
Geht er umher? beſteigt er jetzt ſein Roß!
Beglücktes Roß, das ſeine Laſt erträgt!
Sei tapfer, Roß! denn, weißt du wen du trägſt?
Der Erde halben Atlas! Ihn, den Arm,
Den Helm der Menſchen! Sprechen wird er oder
Wird murmeln jetzt: Wo iſt nun meine Schlange
Des alten Nils? — Denn alſo nennt er mich.

Soll ich, ohne Furcht vor diffamatorischem Mißlächeln, meinen ganzen Gedanken aussprechen, so muß ich ehrlich bekennen: dieses ordnungslose Fühlen und Denken der Cleopatra, welches eine Folge des ordnungslosen, müßigen und beunruhigten Lebenswandels, erinnert mich an eine gewisse Klasse verschwenderischer Frauen, deren kostspieliger Haushalt von einer außerehlichen Freigebigkeit bestritten wird, und die ihre Titulargatten sehr oft mit Liebe und Treue, nicht selten auch mit bloßer Liebe, aber immer mit tollen Launen plagen und beglücken. Und war sie denn im Grunde etwas anders, diese Cleopatra, die wahrlich mit ägyptischen Kroneinkünften nimmermehr ihren unerhörten Luxus bezahlen konnte, und von dem Antonius, ihrem römischen Entreteneur, die erpreßten Schätze ganzer Provinzen als Geschenke empfing, und im eigentlichen Sinne des Wortes eine unterhaltene Königin war!

In dem aufgeregten, unstäten, aus lauter Extremen zusammengewürfelten, drückend schwülen Geiste der Cleopatra, wetterleuchtet ein sinnlich wilder, schwefelgelber Witz, der uns mehr erschreckt als ergötzt. Plutarch giebt uns einen Begriff von diesem Witze, der sich mehr in Handlungen als in Worten ausspricht, und schon in der Schule lachte ich mit ganzer Seele über den mystifizirten Antonius, der mit seiner königlichen Geliebten auf den Fischfang ausfuhr, aber an seiner Schnur lauter eingesalzene Fische heraufzog; denn die schlaue Aegypterin hatte heimlich eine Menge Taucher bestellt, welche unter dem Wasser an dem Angelhaken des verliebten Römers jedesmal einen eingesalzenen Fisch zu befestigen wußten. Freilich, unser Lehrer machte bei dieser Anekdote ein sehr ernsthaftes Gesicht, und tadelte nicht wenig den frevelhaften Uebermuth, womit die Königin das Leben ihrer Unterthanen, jener armen Taucher, aufs Spiel setzte, um den besagten Spaß auszuführen; unser Lehrer war überhaupt kein Freund der Cleopatra, und er machte uns sehr nachdrücklich darauf aufmerksam, wie sich der Antonius durch dieses Weib seine ganze Staats-Carrière verdarb, in häusliche Unannehmlichkeiten verwickelte, und endlich ins Unglück stürzte.

Ja, mein alter Lehrer hatte Recht, es ist äußerst gefährlich, sich mit einer Person, wie die Cleopatra, in ein näheres Verhältniß einzulassen. Ein Held kann dadurch zu Grunde gehen, aber auch nur ein Held. Der lieben Mittelmäßigkeit droht hier, wie überall, keine Gefahr.

Wie der Charakter der Cleopatra, so ist auch ihre Stellung eine äußerst witzige. Dieses launische, luftsüchtige, wetterwendische, fieberhaft kokette Weib, diese antike Pariserin, diese Göttin des Lebens, gaukelt und herrscht über Aegypten, dem schweigsam starren Todtenland . . . Ihr kennt es wohl, jenes Aegypten, jenes geheimnißvolle Mizraim, jenes enge Nilthal, das wie ein Sarg aussieht . . . Im hohen Schilfe greint das Krokodill oder das ausgesetzte Kind der Offenbarung . . . Felsentempel mit kolossalen Pfeilern, woran hei-

lige Thierfratzen lehnen, häßlich bunt bemalt . . . An der Pforte nickt der Hieroglyphen-mützige Isismönch . . . In üppigen Villas halten die Mumien ihre Sieſta, und die vergoldete Larve ſchützt ſie vor den Fliegenſchwärmen der Verweſung . . . Wie ſtumme Gedanken ſtehen dort die ſchlanken Obelisken und die plumpen Pyramiden . . . Im Hintergrund grüßen die Mondberge Aethiopiens, welche die Quellen des Nils verhüllen . . . Ueberall Tod, Stein und Geheimniß . . . Und über dieſes Land herrſchte als Königin die ſchöne Cleopatra.

Wie witzig iſt Gott!

Lavinia.

(Titus Andronikus.)

In „Julius Cäſar" ſehen wir die letzten Zuckungen des republikaniſchen Geiſtes, der dem Aufkommen der Monarchie vergebens entgegenkämpft; die Republik hat ſich überlebt, und Brutus und Caſſius können nur den Mann ermorden, der zuerſt nach der königlichen Krone greift, keineswegs aber vermögen ſie das Königthum zu tödten, das in den Bedürfniſſen der Zeit ſchon tief wurzelt. In Antonius und Cleopatra ſehen wir, wie, ſtatt des einen gefallenen Cäſars, drei andre Cäſaren nach der Weltherrſchaft die kühnen Hände ſtrecken; die Prinzipienfrage iſt gelöſt und der Kampf, der zwiſchen dieſen Triumviren ausbricht, iſt nur eine Perſonenfrage: wer ſoll Imperator ſein, Herr über alle Menſchen und Lande? Die Tragödie, betitelt „Titus Andronikus," zeigt uns, daß auch dieſe unbeſchränkte Alleinherrſchaft im römiſchen Reiche dem Geſetze aller irdiſchen Erſcheinungen folgen, nämlich in Verweſung übergehen mußte, und nichts gewährt einen ſo widerwärtigen Anblick, wie jene ſpätern Cäſaren, die dem Wahnſinn und dem Verbrechen der Neronen und Caligulen, noch die windigſte Schwächlichkeit hinzufügten. Dieſen, den Neronen und Caligulen, ſchwindelte auf der Höhe ihrer Allmacht; ſich erhaben dünkend über alle Menſchlichkeit, wurden ſie Unmenſchen; ſich ſelber für Götter haltend, wurden ſie gottlos; ob ihrer Ungeheuerlichkeit aber können wir vor Erſtaunen ſie kaum mehr nach vernünftigen Maßſtaben beurtheilen. Die ſpäteren Cäſaren hingegen ſind weit mehr Gegenſtände unſeres Mitleids, unſeres Unwillens, unſeres Ekels; es fehlt ihnen die heidniſche Selbſtvergötterung, der Rauſch ihrer alleinigen Majeſtät, ihrer ſchauerlichen Unverantwortlichkeit . . . Sie ſind chriſtlich zerknirſcht, und der ſchwarze Beichtiger hat ihnen ins Gewiſſen geredet, und ſie ahnen jetzt, daß ſie nur armſelige Würmer ſind, daß ſie von der Gnade einer höhern Gottheit abhängen, und daß ſie einſt für ihre irdiſchen Sünden in der Hölle geſotten und gebraten werden.

Obgleich in Titus Andronikus noch das äußere Gepränge des Heidenthums waltet, so offenbart sich doch in diesem Stück schon der Charakter der spätern christlichen Zeit, und die moralische Verkehrtheit in allen sittlichen und bürgerlichen Dingen ist schon ganz byzantinisch. Dieses Stück gehört sicher zu Shakespeare's früheſten Erzeugnissen, obgleich manche Kritiker ihm die Autorschaft streitig machen; es herrscht darin eine Unbarmherzigkeit, eine schneidende Vorliebe für das Häßliche, ein titanisches Hadern mit den göttlichen Mächten, wie wir dergleichen in den Erstlingswerken der größten Dichter zu finden pflegen. Der Held, im Gegensatz zu seiner ganzen demoralisirten Umgebung, ist ein ächter Römer, ein Ueberbleibsel aus der alten starren Periode. Ob dergleichen Menschen damals noch existirten? Es ist möglich; denn die Natur liebt es von allen Creaturen, deren Gattung untergeht oder sich transformirt, noch irgend ein Exemplar aufzubewahren, und sei es auch als Versteinerung, wie wir dergleichen auf Bergeshöhen zu finden pflegen. Titus Andronikus ist ein solcher versteinerter Römer, und seine fossile Tugend ist eine wahre Curiosität zur Zeit der spätesten Cäsaren.

Die Schändung und Verstümmelung seiner Tochter Lavinia gehört zu den entsetzlichsten Scenen, die sich bei irgend einem Autor finden. Die Geschichte der Philomele in den Verwandlungen des Ovidius ist lange nicht so schauderhaft; denn der unglücklichen Römerin werden sogar die Hände abgehackt, damit sie nicht die Urheber des grausamsten Bubenstücks verrathen könne. Wie der Vater durch seine starre Männlichkeit, so mahnt die Tochter durch ihre hohe Weibeswürde an die sittlichere Vergangenheit; sie scheut nicht den Tod, sondern die Entehrung, und rührend sind die keuschen Worte, womit sie ihre Feindin, die Kaiserin Tamora, um Schonung anfleht, wenn die Söhne derselben ihren Leib beflecken wollen.

Nur schnellen Tod erfleh' ich! — und noch eins,
Was Weiblichkeit zu nennen mir verweigert:
Entzieh' mich ihrer Wollust, schrecklicher
Als Mord für mich, und wälze meine Leiche
In eine garst'ge Grube, wo kein Auge
Des Mannes jemals meinen Körper sieht.
O, dies erfüll', und sei erbarmensvoll
Als Mörderin!

In dieser jungfräulichen Reinheit bildet Lavinia den vollendeten Gegensatz zu der erwähnten Kaiserin Tamora; hier, wie in den meisten seiner Dramen, stellt Shakespeare zwei ganz gemüthsverschiedene weibliche Gestalten neben einander, und veranschaulicht uns ihren Charakter durch den Contrast. Dieses sahen wir schon im Antonius und Cleopatra, wo neben der weißen, kalten,

ſittlichen, erzproſaiſchen und häuslichen Octavia unſere gelbe, ungezügelte, eitle und inbrünſtige Aegyptierin deſto plaſtiſcher hervortritt.

Aber auch jene Tamora iſt eine ſchöne Figur, und es dünkt mir eine Ungerechtigkeit, daß der engliſche Grabſtichel in gegenwärtiger Gallerie Shakeſpeare'ſcher Frauen ihr Bildniß nicht eingezeichnet hat. Sie iſt ein ſchönes majeſtätiſches Weib, eine bezaubernd imperatoriſche Geſtalt, auf der Stirne das Zeichen der gefallenen Göttlichkeit, in den Augen eine weltverzehrende Wolluſt, prachtvoll laſterhaft, lechzend nach rothem Blut. Weitblickend milde, wie unſer Dichter ſich immer zeigt, hat er ſchon in der erſten Scene, wo Tamora erſcheint, alle die Greuel, die ſie ſpäter gegen Titus Andronikus ausübt, im Voraus juſtifizirt. Denn dieſer ſtarre Römer, ungerührt von ihren ſchmerzlichſten Mutterbitten, läßt ihren geliebten Sohn gleichſam vor ihren Augen hinrichten; ſobald ſie nun, in der werbenden Gunſt des jungen Kaiſers, die Hoffnungsſtrahlen einer künftigen Rache erblickt, entringeln ſich ihren Lippen die jauchzend finſtern Worte:

Ich will es ihnen zeigen, was es heißt,
Wenn eine Königin auf den Straßen kniet,
Und Gnad umſonſt erfleht.

Wie ihre Grauſamkeit entſchuldigt wird durch das erduldete Uebermaß von Qualen, ſo erſcheint die metzenhafte Lüderlichkeit, womit ſie ſich ſogar einem ſcheußlichen Mohren hingiebt, gewiſſermaßen veredelt durch die romantiſche Poeſie die ſich darin ausſpricht. Ja, zu den ſchauerlich ſüßeſten Zaubergemälden der romantiſchen Poeſie, gehört jene Scene, wo während der Jagd die Kaiſerin Tamora ihr Gefolge verlaſſen hat, und ganz alleim im Walde mit dem geliebten Mohren zuſammentrifft.

Warum ſo traurig, holder Aaron?
Da doch umher ſo heiter alles ſcheint.
Die Vögel ſingen überall im Buſch,
Die Schlange liegt im Sonnenſtrahl gerollt,
Das grüne Laub bebt von dem kühlen Hauch,
Und bildet bunte Schatten auf dem Boden.
Im ſüßen Schatten, Aaron, laß uns ſitzen,
Indeß die Echo ſchwatzhaft Hunde äfft,
Und wiederhallt der Hörner hellen Klang,
Als ſei die Jagd verdoppelt; — laß uns ſitzen,
Und horchen auf das gellende Getöſe.
Nach ſolchem Zweikampf, wie der war, den Dido —
Erzählt man — mit Aeneas einſt genoß,
Als glücklich ſie ein Sturmwind überfiel,

Und die verſchwiegne Grotte ſie verbarg,
Laß uns verſchlungen beide, Arm in Arm,
Wenn wir die Luſt genoſſen, goldnem Schlaf
Uns überlaſſen; während Hund und Horn
Und Vögel, mit der ſüßen Melodie
Uns das ſind, was der Amme Lied iſt, die
Damit das Kindlein lullt und wiegt zum Schlaf.

Während aber Wolluſtgluthen aus den Augen der ſchönen Kaiſerin hervorlodern und über die ſchwarze Geſtalt des Mohren wie lockende Lichter, wie züngelnde Flammen, ihr Spiel treiben, denkt dieſer an weit wichtigere Dinge, an die Ausführung der ſchändlichſten Intriguen, und ſeine Antwort bildet den ſchroffſten Gegenſatz zu der brünſtigen Anrede Tamoras.

Conſtanze.

(König Johann.)

Es war am 29. Auguſt des Jahrs 1827 nach Chriſti Geburt, als ich im Theater zu Berlin, bei der erſten Vorſtellung einer neuen Tragödie von Herrn E. Raupach, allmählig einſchlief.

Für das gebildete Publikum, das nicht ins Theater geht und nur die eigentliche Literatur kennt, muß ich hier bemerken, daß benannter Herr Raupach ein ſehr nützlicher Mann iſt, ein Tragödien- und Komödien-Liferant, welcher die Berliner Bühne jeden Monat mit einem neuen Meiſterwerke verſieht. Die Berliner Bühne iſt eine vortreffliche Anſtalt und beſonders nützlich für hegelſche Philoſophen, welche des Abends von dem harten Tagwerk des Denkens ausruhen wollen. Der Geiſt erholt ſich dort noch weit natürlicher als bei Wiſotzki. Man geht ins Theater, ſtreckt ſich nachläſſig hin auf die ſamtnen Bänke, lorgnirt die Augen ſeiner Nachbarinnen, oder die Beine der eben auftretenden Mimin, und wenn die Kerls von Komödianten nicht gar zu laut ſchreien, ſchläft man ruhig ein, wie ich es wirklich gethan, am 29. Auguſt des Jahres 1827 nach Chriſti Geburt.

Als ich erwachte, war alles dunkel rund um mich her, und bei dem Scheine einer mattflimmernden Lampe erkannte ich, daß ich mich ganz allein im leeren Schauſpielhauſe befand. Ich beſchloß den übrigen Theil der Nacht dort zu verbringen, ſuchte wieder gelinde einzuſchlafen, welches mir aber nicht mehr ſo gut gelang wie einige Stunden vorher, als der Mohnduft der Raupach'ſchen Verſe mir in die Naſe ſtieg; auch ſtörte mich allzuſehr das Kniſpern und Gepiepſe der Mäuſe. Unfern vom Orcheſter raſchelte eine ganze Mäuſe-

colonie, und da ich nicht blos Raupach'sche Verse, sondern auch die Sprache aller übrigen Thiere verstehe, so erlauschte ich ganz unwillkührlich die Gespräche jener Mäuse. Sie sprachen über Gegenstände, die ein denkendes Geschöpf am meisten interessiren müssen: über die letzten Gründe aller Erscheinungen, über das Wesen der Dinge an und für sich, über Schicksal und Freiheit des Willens, über die große Raupach'sche Tragödie, die sich kurz vorher mit allen möglichen Schrecknissen vor ihren eignen Augen entfaltet, entwickelt und geendigt hatte.

Ihr jungen Leute, sprach langsam ein alter Mauserich, Ihr habt nur ein einziges Stück oder nur wenige solcher Stücke gesehen, ich aber bin ein Greis, und habe deren schon sehr viele erlebt und sie alle mit Aufmerksamkeit betrachtet. Da habe ich nun gefunden, daß sie sich im Wesen alle ähnlich, daß sie fast nur Variazionen desselben Themas sind, daß manchmal ganz dieselben Expositionen, Verwicklungen und Katastrophen vorkommen. Es sind immer dieselben Menschen und dieselben Leidenschaften, welche nur Costume und Redefiguren wechseln. Da sind immer dieselben Beweggründe des Handelns, Liebe oder Haß, oder Ehrgeiz, oder Eifersucht, der Held mag nun eine römische Toga oder einen altdeutschen Harnisch, einen Turban oder einen Filz tragen, sich antik oder romantisch gebährden, einfach oder geblümt, in schlechten Jamben oder in noch schlechtern Trochäen sprechen. Die ganze Geschichte der Menschheit, die man gern in verschiedene Stücke, Akte und Auftritte eintheilen möchte, ist doch immer eine und dieselbe Geschichte; es ist eine nur maskirte Wiederkehr derselben Naturen und Ereignisse, ein organischer Kreislauf, der immer von vorne wieder anfängt: und wenn man das einmal gemerkt hat, so ärgert man sich nicht mehr über das Böse, man freut sich auch nicht mehr allzu stark über das Gute, man lächelt über die Narrheit jener Heroen, die sich aufopfern für die Veredlung und Beglückung des Menschengeschlechts: man amüsirt sich mit weiser Gelassenheit.

Ein kichernder Stimmchen, welches einem kleinen Spitzmäuschen zu gehören schien, bemerkte dagegen mit großer Hast: Auch ich habe Beobachtungen angestellt, und nicht blos von einem einzigen Standpunkte aus, ich habe mir keine springende Mühe verdrießen lassen, ich verließ das Parterre und betrachtete mir die Dinge hinter den Culissen, und da habe ich gar befremdliche Entdeckungen gemacht. Dieser Held, den Ihr eben bewundert, der ist gar kein Held; denn ich sah, wie ein junger Bursch ihn einen besoffenen Schlingel nannte, und ihm diverse Fußtritte gab, die er ruhig einsteckte. Jene tugendhafte Prinzessin, die sich für ihre Tugend aufzuopfern schien, ist weder eine Prinzessin noch tugendhaft; ich habe gesehen, wie sie aus einem Porzelantöpfchen rothe Farbe genommen, ihre Wangen damit angestrichen, und dieses galt nachher für Schamröthe; am Ende sogar warf sie sich gähnend in die

Arme eines Gardeleutnants, der ihr auf Ehre versicherte, daß sie auf seiner Stube einen guten Häringsalat nebst einem Glase Punsch finden würde. Was Ihr für Donner und Blitz gehalten habt, das ist nur das Rollen einiger Blechwalzen und das Verbrennen einiger Loth gestoßenen Colophoniums. Aber gar jener dicke ehrliche Bürger, der lauter Uneigennützigkeit und Großmuth zu sein schien, der zankte sich sehr geldgierig mit einem dünnen Menschen, den er Herr Generalintendant titulirte, und von dem er einige Thaler Zulage verlangte. Ja, ich habe alles mit eigenen Augen gesehen, und mit eigenen Ohren gehört; all das Große und Edle, das uns hier voragirt wurde, ist Lug und Trug; Eigennutz und Selbstsucht sind die geheimen Triebfedern aller Handlungen, und ein vernünftiges Wesen läßt sich nicht trügen durch den Schein.

Hiergegen aber erhob sich eine seufzende, weinerliche Stimme, die mir schier bekannt dünkte, obgleich ich dennoch nicht wußte, ob sie einer männlichen oder weiblichen Maus gehörte. Sie begann mit einer Klage über die Frivolität des Zeitalters, jammerte über Unglauben und Zweifelsucht, und betheuerte viel von ihrer Liebe im Allgemeinen. Ich liebe Euch, seufzte sie, und ich sage Euch die Wahrheit. Die Wahrheit aber offenbarte sich mir durch die Gnade in einer geweiheten Stunde. Ich schlich ebenfalls umher, die letzten Gründe der bunten Begebenheiten, die auf dieser Bühne vorüberzogen, zu enträthseln und zu gleicher Zeit auch wohl ein Brodkrümchen zu finden, um meinen leiblichen Hunger zu stillen; denn ich liebe Euch. Da entdeckte ich plötzlich ein ziemlich geräumiges Loch oder vielmehr einen Kasten, worin zusammengekauert ein dünnes, graues Männchen saß, welches eine Rolle Papier in der Hand hielt, und mit monotoner leiser Stimme alle die Reden ruhig vor sich hin sprach, welche oben auf der Bühne so laut und leidenschaftlich deklamirt wurden. Ein mystischer Schauer zog über mein Fell, trotz meiner Unwürdigkeit war ich doch begnadigt worden, das Allerheiligste zu erschauen, ich befand mich in der seligen Nähe des geheimnißvollen Urwesens, des reinen Geistes, welcher mit seinem Willen die Körperwelt regiert, mit seinem Worte sie schafft, mit dem Worte sie belebt, mit dem Worte sie vernichtet; denn die Helden auf der Bühne, die ich noch kurz vorher so stark bewundert, ich sah, daß sie nur dann mit Sicherheit redeten, wenn sie Sein Wort ganz gläubig nachsprachen, daß sie hingegen ängstlich stammelten und stotterten, wenn sie sich stolz von Ihm entfernt, und Seine Stimmen nicht vernommen hatten: Alles, sah ich, war nur abhängige Creatur von Ihm, Er war der Alleinselbstständige in Seinem allerheiligsten Kasten. An jeder Seite seines Kastens erglühten die geheimnißvollen Lampen, erklangen die Violinen und tönten die Flöten, um Ihn her war Licht und Musik, Er schwamm in harmonischen Strahlen und strahlenden Harmonien . . .

Doch dieſe Rede ward am Ende ſo näſelnd und weinerlich wiſpernd, daß ich wenig mehr davon verſtehen konnte; nur mitunter hörte ich die Worte: Hüte mich vor Katzen und Mauſefallen, — gieb mir mein täglich Broſämchen, — ich liebe Euch — In Ewigkeit Amen. —

Durch Mittheilung dieſes Traumes möchte ich meine Anſicht über die verſchiedenen philoſophiſchen Standpunkte von woaus man die Weltgeſchichte zu beurtheilen pflegt, meine Gedanken verrathen, zugleich andeutend, warum ich dieſe leichten Blätter mit keiner eigentlichen Philoſophie der engliſchen Geſchichte befrachte.

Ich will ja überhaupt die dramatiſchen Gedichte, worin Shakeſpeare die großen Begebenheiten der engliſchen Hiſtorie verherrlicht hat, nicht dogmatiſch erläutern, ſondern nur die Bildniſſe der Frauen, die aus jenen Dichtungen hervorblühen, mit einigen Wortarabesken verzieren. Da in dieſen engliſchen Geſchichtsdramen die Frauen nichts weniger als die Hauptrollen ſpielen, und der Dichter ſie nie auftreten läßt, um, wie in andern Stücken, weibliche Geſtalten und Charaktere zu ſchildern, ſondern vielmehr, weil die darzuſtellende Hiſtorie ihre Einmiſchung erforderte: ſo werde ich auch deſto kärglicher von ihnen reden.

Conſtanze beginnt den Reihen, und zwar mit ſchmerzlichen Geberden. Wie die Mater dolorosa trägt ſie ihr Kind auf dem Arme . . .

Das arme Kind, durch welches alles gebüßt wird
Was die Seinigen verſchuldet.

Auf der Berliner Bühne ſah ich einſt dieſe trauernde Königin ganz vortrefflich dargeſtellt von der ehemaligen Madame Stich. Minder brilliant war die gute Maria Luiſe, welche zur Zeit der Invaſion auf dem franzöſiſchen Hoftheater die Königin Conſtanze ſpielte. Indeſſen kläglich über alle Maaßen zeigte ſich in dieſer Rolle eine gewiſſe Madame Caroline, welche ſich vor einigen Jahren in der Provinz, beſonders in der Vendée, herumtrieb; es fehlte ihr nicht an Talent und Paſſion, aber ſie hatte einen zu dicken Bauch, was einer Schauſpielerin immer ſchadet, wenn ſie heroiſche Königswittwen tragiren ſoll.

Lady Percy.

(Heinrich IV.)

Ich träumte mir ihr Geſicht und überhaupt ihre Geſtalt minder vollfleiſchig als ſie hier konterfeit iſt. Vielleicht aber kontraſtiren die ſcharfen Züge und die ſchlanke Taille, die man in ihren Worten wahrnimmt, und welche ihre

geiſtige Phyſionomie offenbaren, deſto intereſſanter mit ihrer wohlgegründeten äußern Bildung. Sie iſt heiter, herzlich und geſund an Leib und Seele. Prinz Heinrich möchte uns gern dieſe liebliche Geſtalt verleiden, und parodirt ſie und ihren Percy:

„Ich bin noch nicht in Percys Stimmung, dem Heißſporn des Nordens, der euch ſechs bis ſieben Dutzend Schotten zum Frühſtück umbringt, ſich die Hände wäſcht und zu ſeiner Frau ſagt: „Pfui, über dieſes ſtille Leben! Ich muß zu thun haben.“ — „O mein Herzens-Heinrich,“ ſagt ſie, „wie viele haſt du heute umgebracht?“ — „Gebt meinem Schecken zu ſaufen,“ und eine Stunde drauf antwortet er: „Ein Stücker vierzehn; Bagatell! Bagatell!“

Wie kurz, ſo entzückend iſt die Scene, wo wir den wirklichen Haushalt des Percy und ſeiner Frau ſehen, wo dieſe den brauſenden Helden mit den keckſten Liebesworten zügelt:

Komm, komm, du Papagei! antworte mir
Gerade zu auf das, was ich dich frage,
Ich breche dir den kleinen Finger, Heinrich,
Willſt du mir nicht die ganze Wahrheit ſagen.

Percy.

Fort! fort!
Du Tändlerin! — Lieben? — ich lieb dich nicht,
Ich frage nicht nach dir. Iſt dies 'ne Welt
Zum Puppenſpielen, und mit Lippen fechten?
Nein, jetzo muß es blut'ge Naſen geben,
Zerbrochne Kronen, die wir doch im Handel
Für voll anbringen. — Alle Welt, mein Pferd!
Was ſagſt du, Käthchen? wollteſt du mir was?

Lady Percy.

Ihr liebt mich nicht? ihr liebt mich wirklich nicht?
Gut, laßt es nur; denn weil ihr mich nicht liebt,
Lieb' ich mich ſelbſt nicht mehr. Ihr liebt mich nicht?
Nein, ſagt mir, ob das Scherz iſt oder Ernſt?

Percy.

Komm, willſt mich reiten ſehen?
Wenn ich zu Pferde bin, ſo will ich ſchwören,
Ich liebe dich unendlich. Doch höre, Käthchen:
Du mußt mich ferner nicht mit Fragen quälen,

Wohin ich geh', noch rathen, was es soll.
Wohin ich muß, muß ich: und kurz zu sein,
Heut' Abend muß ich von dir, liebes Käthchen.
Ich kenne dich als weise, doch nicht weiser,
Als Heinrich Percy's Frau; standhaft bist du,
Jedoch ein Weib, und an Verschwiegenheit
Ist keine besser: denn ich glaube sicher,
Du wirst nicht sagen, was du selbst nicht weißt
Und so weit, liebes Käthchen, trau ich dir.

Prinzessin Catharina.

(Heinrich V.)

Hat Shakespeare wirklich die Scene geschrieben, wo die Prinzessin Catharina Unterricht in der englischen Sprache nimmt, und sind überhaupt von ihm alle jene französischen Redensarten, womit sie John Bull ergötzt? Ich zweifle. Unser Dichter hätte dieselben komischen Effekte mittelst eines englischen Jargons hervorbringen können, um so mehr, da die englische Sprache die Eigenschaft besitzt, daß sie, ohne von den Regeln der Grammatik abzuweichen, durch bloße Anwendung romanischer Worte und Constructionen, eine gewisse französische Geistesrichtung hervortreten lassen kann. In ähnlicher Weise könnte ein englischer Schauspieldichter eine gewisse germanische Sinnesart andeuten, wenn er sich nur altsächsischer Ausdrücke und Wendungen bedienen wollte. Denn die englische Sprache besteht aus zwei heterogenen Elementen, dem romanischen und dem germanischen Element, die, nur zusammengedrückt, nicht zu einem organischen Ganzen vermischt sind; und die fallen leicht auseinander, und alsdann weiß man doch nicht genau zu bestimmen, auf welcher Seite sich das legitime Englisch befindet. Man vergleiche nur die Sprache des Doctor Johnson oder Addison's mit der Sprache Byron's oder Cobbet's. Shakespeare hätte wahrlich nicht nöthig gehabt, die Prinzessin Catharina französisch sprechen zu lassen.

Dieses führt mich zu einer Bemerkung, die ich schon an einem andern Orte aussprach. Es ist nemlich ein Mangel in den geschichtlichen Dramen von Shakespeare, daß er den normanisch französischen Geist des hohen Adels nicht mit dem sächsisch brittischen Geist des Volks, durch eigenthümlichere Sprachformen contrastiren läßt. Walter Scott that dieses in seinen Romanen, und erreichte dadurch seine farbigsten Effekte. —

Der Künſtler, der uns zu dieſer Gallerie das Conterfei der franzöſiſchen Prinzeſſin geliefert, hat ihr, wahrſcheinlich aus engliſcher Malice, weniger ſchöne als drollige Züge gelieben. Sie hat hier ein wahres Vogelgeſicht, und die Augen ſehen aus wie geborgt. Sind es etwa Papageienfedern, die ſie auf dem Haupte trägt, und ſoll damit ihre nachplappernde Gelehrigkeit angedeutet werden? Sie hat kleine, weiße, neugierige Hände. Eitel Putzliebe und Gefallſucht iſt ihr ganzes Weſen, und ſie weiß mit dem Fächer allerliebſt zu ſpielen. Ich wette, ihre Füßchen kokettiren mit dem Boden worauf ſie wandeln.

Johanna d'Arc.

(Heinrich VI., erſter Theil.)

Heil Dir, großer deutſcher Schiller, der Du das hohe Standbild wieder glorreich geſäubert haſt von dem ſchmutzigen Witze Voltaires, und den ſchwarzen Flecken, die ihm ſogar Shakeſpeare angedichtet . . . Ja, war es brittiſcher Nazionalhaß oder mittelalterlicher Aberglaube, was ſeinen Geiſt umnebelte, unſer Dichter hat das heldenmüthige Mädchen als eine Hexe dargeſtellt, die mit den dunkeln Mächten der Hölle verbündet iſt. Er läßt die Dämonen der Unterwelt von ihr beſchwören, und gerechtfertigt wird durch ſolche Annahme ihre grauſame Hinrichtung. — Ein tiefer Unmuth erfaßt mich jedesmal, wenn ich zu Rouen über den kleinen Marktplatz wandle, wo man die Jungfrau verbrannte und eine ſchlechte Statue dieſe ſchlechte That verewigt. Qualvoll tödten! das war alſo ſchon damals Eure Handlungsweiſe gegen überwundene Feinde! Nächſt dem Felſen von St. Helena, giebt der erwähnte Marktplatz von Rouen, das empörendſte Zeugniß von der Großmuth der Engländer.

Ja, auch Shakeſpeare hat ſich an der Pücelle verſündigt, und wo nicht mit entſchiedener Feindſchaft, behandelt er ſie doch unfreundlich und lieblos, die edle Jungfrau, die ihr Vaterland befreite! Und hätte ſie es auch mit der Hülfe der Hölle gethan, ſie verdiente dennoch Ehrfurcht und Bewunderung!

Oder haben die Kritiker Recht, welche dem Stücke, worin die Pücelle auftritt, wie auch dem zweiten und dritten Theile Heinrichs VI., die Autorſchaft des großen Dichters abſprechen? Sie behaupten, dieſe Trilogie gehöre zu den ältern Dramen, die er nur bearbeitet habe. Ich möchte gern, der Jungfrau von Orleans wegen, einer ſolchen Annahme beipflichten. Aber die vorgebrachten Argumente ſind nicht haltbar. Dieſe beſtrittenen Dramen tragen in manchen Stellen allzu ſehr das Vollgepräge des Shakeſpeare'ſchen Geiſtes.

Margaretha.

(König Heinrich VI., erſter Theil.)

Hier ſehen wir die ſchöne Tochter des Grafen Reignier noch als Mädchen. Suffolk tritt auf und führt ſie vor als Gefangene, doch ehe er ſich deſſen verſieht, hat ſie ihn ſelber gefeſſelt. Er mahnt uns ganz an den Rekruten, der, von einem Wachtpoſten aus, ſeinem Hauptmann entgegenſchrie: „Ich habe einen Gefangenen gemacht.“ — „So bringt ihn zu mir her,“ antwortete der Hauptmann. „Ich kann nicht,“ erwiederte der arme Rekrut, „denn mein Gefangener läßt mich nicht mehr los.“

Suffolk ſpricht:

Sei nicht beleidigt, Wunder der Natur!
Von mir gefangen werden iſt dein Loos.
So ſchützt der Schwan die flaumbedeckten Schwänlein,
Mit ſeinen Flügeln ſie gefangen haltend:
Allein, ſobald dich kränkt die Sklaverei,
So geh', und ſei als Suffolk's Freundin frei.

(Sie wendet ſich weg, als wollte ſie gehn.)

O bleib! Mir fehlt die Kraft ſie zu entlaſſen,
Befrei'n will ſie die Hand, das Herz ſagt Nein.
Wie auf kryſtall'nem Strom die Sonne ſpielt,
Und blinkt mit zweitem nachgeahmten Strahl,
So ſcheint die lichte Schönheit meinen Augen;
Ich würde gern, doch wag' ich nicht zu reden;
Ich fordre Dint' und Feder ihr zu ſchreiben.
Pfui, De la Poole! entherze dich nicht ſelbſt.
Haſt keine Zung'? iſt ſie nicht dort?
Verzagſt du vor dem Anblick eines Weibs?
Ach ja! der Schönheit hohe Majeſtät
Verwirrt die Zung', und macht die Sinne wüſt.

Margaretha.

Sag', Graf von Suffolk (wenn du ſo dich nennſt),
Was gilt's zur Löſung eh' du mich entläſſeſt?
Denn wie ich ſeh', bin ich bei dir Gefangne.

Suffolk (beiſeit).

Wie weißt du, ob ſie deine Bitte weigert,
Eh' du um ihre Liebe dich verſucht?

Margaretha.

Du ſprichſt nicht: was für Löſung muß ich zahlen?

Suffolk (beiſeit).

Ja, ſie iſt ſchön, drum muß man um ſie werben;
Sie iſt ein Weib, drum kann man ſie gewinnen.

Er findet endlich das beſte Mittel die Gefangene zu behalten, indem er ſie ſeinem Könige anvermählt, und zugleich ihr öffentlicher Unterthan und ihr heimlicher Liebhaber wird.

Iſt dieſes Verhältniß zwiſchen Margarethen und Suffolk in der Geſchichte begründet? Ich weiß nicht. Aber Shakeſpeare's divinatoriſches Auge ſieht oft Dinge, wovon die Chronik nichts meldet, und die dennoch wahr ſind. Er kennt ſogar jene flüchtigen Träume der Vergangenheit, die Clio aufzuzeichnen vergaß. Bleiben vielleicht auf dem Schauplatz der Begebenheiten allerlei bunte Abbilder derſelben zurück, die nicht wie gewöhnliche Schatten mit den wirklichen Erſcheinungen verſchwinden, ſondern geſpenſtiſch haften bleiben am Boden, unbemerkt von den gewöhnlichen Werkeltagsmenſchen, die ahnungslos darüber hin ihre Geſchäfte treiben, aber manchmal ganz Farben- und Formenbeſtimmt ſichtbar werdend, für das ſehende Auge jener Sonntagskinder, die wir Dichter nennen?

Königin Margaretha.

(Heinrich VI., zweiter und dritter Theil.)

In dieſem Bildniß ſehen wir dieſelbe Margaretha als Königin, als Gemahlin des ſechſten Heinrichs. Die Knospe hat ſich entfaltet, ſie iſt jetzt eine vollblühende Roſe; aber ein widerlicher Wurm liegt darin verborgen. Sie iſt ein hartes, frevelhaftes Weib geworden. Beiſpiellos grauſam in der wirklichen wie in der gedichteten Welt iſt die Scene, wo ſie dem weinenden York das gräßliche, in dem Blute ſeines Sohnes getauchte Tuch überreicht, und ihn verhöhnt, daß er ſeine Thränen damit trocknen möge. Entſetzlich ſind ihre Worte:

Sieh', York! dieß Tuch befleckt' ich mit dem Blut,
Das mit geſchärftem Stahl der tapfre Clifford
Hervor ließ ſtrömen aus des Knaben Buſen;
Und kann dein Aug' um ſeinen Tod ſich feuchten,
So geb' ich dir's, die Wangen abzutrocknen.
Ach, armer York! haßt' ich nicht tödtlich dich,
So würd' ich deinen Jammerſtand beklagen.

So gräm' dich doch, mich zu beluſt'gen, York!
Wie? dörrte ſo das feur'ge Herz dein Inn're,
Daß keine Thräne fällt um Rutlands Tod?
Warum geduldig, Mann? Du ſollteſt raſen;
Ich höhne dich, um raſend dich zu machen.
Stampf', tob' und knirſch', damit ich ſing' und tanze!

Hätte der Künſtler, welcher die ſchöne Margaretha für dieſe Gallerie zeichnete, ihr Bildniß mit noch weiter geöffneten Lippen dargeſtellt, ſo würden wir bemerken, daß ſie ſpitzige Zähne hat, wie ein Raubthier.

In einem folgenden Drama, in Richard III., erſcheint ſie auch phyſiſch ſcheußlich, denn die Zeit hat ihr alsdann die ſpitzigen Zähne ausgebrochen, ſie kann nicht mehr beißen, ſondern nur noch fluchen, und als ein geſpenſtiſch altes Weib wandelt ſie durch die Königsgemächer, und das zahnloſe böſe Maul murmelt Unheilreden und Verwünſchungen.

Durch ihre Liebe für Suffolk, den wilden Suffolk, weiß uns Shakeſpeare ſogar für dieſes Unweib einige Rührung abzugewinnen. Wie verbrecheriſch auch dieſe Liebe iſt, ſo dürfen wir derſelben dennoch weder Wahrheit noch Innigkeit abſprechen. Wie entzückend ſchön iſt das Abſchiedsgeſpräch der beiden Liebenden! Welche Zärtlichkeit in den Worten Margarethens:

Ach! rede nicht mit mir! gleich eile fort! —
O, geh noch nicht! So herzen ſich und küſſen
Verdammte Freund', und ſcheiden tauſendmal,
Vor Trennung hundertmal ſo bang als Tod.
Doch nun fahr' wohl! fahr' wohl mit dir mein Leben!

Hierauf antwortet Suffolk:

Mich kümmert nicht das Land, wärſt du von hinnen;
Volkreich genug iſt eine Wüſtenei,
Hat Suffolk deine himmliſche Geſellſchaft:
Denn wo du biſt, da iſt die Welt ja ſelbſt,
Mit all' und jeden Freuden in der Welt;
Und wo du nicht biſt, Oede nur und Trauer.

Wenn ſpäterhin Margaretha, das blutige Haupt des Geliebten in der Hand tragend, ihre wildeſte Verzweiflung ausjammert, mahnt ſie uns an die furchtbare Chrimhilde des Nibelungenlieds. Welche gepanzerte Schmerzen, woran alle Troſtworte ohnmächtig abgleiten!

Ich habe bereits im Eingange angedeutet, daß ich in Beziehung auf Shakeſpeare's Dramen aus der engliſchen Geſchichte mich aller hiſtoriſchen und philoſophiſchen Betrachtungen enthalten werde. Das Thema jener Dramen iſt

noch immer nicht ganz abgehandelt, ſo lange der Kampf der modernen Induſtrie-Bedürfniſſe mit den Reſten des mittelalterlichen Feudalweſens unter allerlei Transformazionen fortdauert. Hier iſt es nicht ſo leicht, wie bei den römiſchen Dramen, ein entſchiedenes Urtheil auszuſprechen, und jede ſtarke Freimüthigkeit könnte einer mißlichen Aufnahme begegnen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht zurückweiſen.

Es iſt mir nämlich unbegreiflich, wie einige deutſche Commentatoren ganz beſtimmt für die Engländer Parthei nehmen, wenn ſie von jenen franzöſiſchen Kriegen reden, die in den hiſtoriſchen Dramen des Shakeſpeare's dargeſtellt werden. Wahrlich, in jenen Kriegen war weder das Recht, noch die Poeſie auf Seiten der Engländer, die eines Theils unter nichtigen Succeſſionsvorwänden die roheſte Plünderungsluſt verbargen, anderen Theils nur im Solde gemeiner Krämerintereſſe ſich herumſchlugen ... ganz wie zu unſerer eignen Zeit, nur daß es ſich im neunzehnten Jahrhundert mehr um Caffee und Zucker, hingegen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr um Schafswolle handelte.

Michelet, in ſeiner franzöſiſchen Geſchichte, dem genialen Buche, bemerkt ganz richtig:

„Das Geheimniß der Schlachten von Crecy, von Poitiers u. ſ. w. befindet ſich im Comptoir der Kaufleute von London, von Bourdeaux, von Bruges. — — — — — „Wolle und Fleiſch begründeten das urſprüngliche England und die engliſche Race. Bevor England für die ganze Welt eine große Baumwollſpinnerei und Eiſenmanufaktur wurde, war es eine Fleiſchfabrik. Von jeher trieb dieſes Volk vorzugsweiſe Viehzucht und nährte ſich von Fleiſchſpeiſen. Daher dieſe Friſche des Teints, dieſe Kraft, dieſe (kurznaſige und hinterkopfloſe) Schönheit. — Man erlaube mir bei dieſer Gelegenheit eines perſönlichen Eindrucks zu erwähnen:

„Ich hatte London und einen großen Theil Englands und Schottlands geſehen; ich hatte mehr angeſtaunt als begriffen. Erſt auf meiner Rückreiſe, als ich von York nach Mancheſter ging, die Inſel in ihrer Breite durchſchneidend, empfing ich eine wahrhafte Anſchauung Englands. Es war eines Morgens, bei feuchtem Nebel; das Land erſchien mir nicht bloß umgeben, ſondern überſchwemmt vom Ocean. Eine bleiche Sonne färbte kaum die Hälfte der Landſchaft. Die neuen ziegelrothen Häuſer hätten allzu ſchroff gegen die ſaftig grünen Raſen abgeſtochen, wären dieſe ſchreienden Farben nicht von den flatternden Seenebeln gedämpft worden. Fette Weidenplätze, bedeckt mit Schafen, und überragt von den flammenden Schornſteinen der Fabriköfen. Viehzucht, Ackerbau, Induſtrie, alles war in dieſem kleinen Raume zuſammengedrängt, eins über das andre, eins das andre ernährend; das Gras lebte vom Nebel, das Schaf vom Graſe, der Menſch von Blut.

„Der Menſch, in dieſem verzehrenden Klima, wo er immer von Hunger geplagt iſt, kann nur durch Arbeit ſein Leben friſten. Die Natur zwingt ihn dazu. Aber er weiß ſich an ihr zu rächen; er läßt ſie ſelber arbeiten; er unterjocht ſie durch Eiſen und Feuer. Ganz England keucht von dieſem Kampfe. Der Menſch iſt dort wie erzürnt, wie außer ſich. Seht dieſes rothe Geſicht, dieſes irrglänzende Auge . . . Man könnte leicht glauben, er ſei trunken. Aber ſein Kopf und ſeine Hand ſind feſt und ſicher. Er iſt nur trunken von Blut und Kraft. Er behandelt ſich ſelbſt wie eine Dampfmaſchine, welche er bis zum Uebermaß mit Nahrung vollſtopft, um ſo viel Thätigkeit und Schnelligkeit als nur irgend möglich daraus zu gewinnen.

„Im Mittelalter war der Engländer ungefähr was er jetzt iſt: zu ſtark genährt, angetrieben zum Handeln, und kriegeriſch in Ermanglung einer induſtriellen Beſchäftigung.

„England, obgleich Ackerbau und Viehzucht treibend, fabrizirte noch nicht. Die Engländer lieferten den rohen Stoff; Andere wußten ihn zu bearbeiten. Die Wolle war auf der einen Seite des Kanals, der Arbeiter war auf der andern Seite. Während die Fürſten ſtritten und haderten, lebten doch die engliſchen Viehhändler und die flämiſchen Tuchfabrikanten in beſter Einigkeit, im unzerſtörbarſten Bündniß. Die Franzoſen, welche dieſes Bündniß brechen wollten, mußten dieſes Beginnen mit einem hundertjährigen Kriege büßen. Die engliſchen Könige wollten zwar die Eroberung Frankreichs, aber das Volk verlangte nur Freiheit des Handels, freie Einfuhrplätze, freien Markt für die engliſche Wolle. Verſammelt um einen großen Wollſack, hielten die Communen Rath über die Forderungen des Königs, und bewilligten ihm gern hinlängliche Hülfsgelder und Armeen.

„Eine ſolche Miſchung von Induſtrie und Chevallerie verleiht dieſer ganzen Geſchichte ein wunderliches Anſehen. Jener Eduard, welcher auf der Tafelrunde einen ſtolzen Eid geſchworen hat, Frankreich zu erobern, jene gravitätiſch närriſchen Ritter, welche in Folge ihres Gelübdes ein Auge mit rothem Tuch bedeckt tragen, ſie ſind doch keine ſo großen Narren, als daß ſie auf eigne Koſten ins Feld zögen. Die fromme Einfalt der Kreuzfahrten iſt nicht mehr an der Zeit. Dieſe Ritter ſind im Grunde doch nichts anders als käufliche Söldner, als bezahlte Handelsagenten, als bewaffnete Commis-Voyageurs der Londoner und Ganter Kaufleute. Eduard ſelbſt muß ſich ſehr verbürgern, muß allen Stolz ablegen, muß den Beifall der Tuchhändler- und Webergilde erſchmeicheln, muß ſeinem Gevatter, dem Bierbrauer Artevelde, die Hand reichen, muß auf den Schreibtiſch eines Viehhändlers ſteigen, um das Volk anzureden.

„Die engliſchen Tragödien des vierzehnten Jahrhunderts haben ſehr komiſche Parthien. In den nobelſten Rittern ſteckte immer etwas Fallſtaff. In Frank-

reich, in Italien, in Spanien, in den schönen Ländern des Südens, zeigen sich die Engländer eben so gefräßig wie tapfer. Das ist Herkules der Ochsenverschlinger. Sie kommen, im wahren Sinne des Wortes, um das Land aufzufressen. Aber das Land übt Wiedervergeltung, und besiegt sie durch seine Früchte und Weine. Ihre Fürsten und Armeen übernehmen sich in Speiß und Trank, und sterben an Indigestionen und Dyssentrie.“

Mit diesen gedungenen Fraßhelden vergleiche man die Franzosen, das mäßige Volk, das weniger durch seine Weine berauscht wird, als vielmehr durch seinen angebornen Enthusiasmus. Letzterer war immer die Ursache ihrer Mißgeschicke, und so sehen wir schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie im Kampfe mit den Engländern eben durch ihr Uebermaß von Ritterlichkeit unterliegen mußten. Das was bei Crecy, wo die Franzosen schöner erscheinen durch ihre Niederlage, als die Engländer durch ihren Sieg, den sie in unritterlicher Weise, durch Fußvolk erfochten . . . Bisher war der Krieg nur ein großes Turnier von ebenbürtigen Reitern; aber bei Crecy wird diese romantische Cavalerie, diese Poesie, schmählig niedergeschossen von der modernen Infanterie, von der Prosa in strengstilisirter Schlachtordnung, ja, hier kommen sogar die Kanonen zum Vorschein . . . Der greise Böhmenkönig, welcher, blind und alt, als ein Vasall Frankreichs dieser Schlacht beiwohnte, merkte wohl, daß eine neue Zeit beginne, daß es mit dem Ritterthum zu Ende sei, daß künftig der Mann zu Roß von dem Mann zu Fuß überwältigt werde, und er sprach zu seinen Rittern: „Ich bitte euch angelegentlichst, führt mich so weit ins Treffen hinein, daß ich noch einmal mit einem guten Schwertstreich dreinschlagen kann!“ Sie gehorchten ihm, banden ihre Pferde an das seinige, jagten mit ihm in das wildeste Getümmel, und des andern Morgens fand man sie alle todt auf den Rücken ihrer todten Pferde, welche noch immer zusammen gebunden waren. Wie dieser Böhmenkönig und seine Ritter, so fielen die Franzosen bei Crecy, bei Poitiers; sie starben, aber zu Pferde. Für England war der Sieg, für Frankreich war der Ruhm. Ja, sogar durch ihre Niederlagen wissen die Franzosen ihre Gegner in den Schatten zu stellen. Die Triumphe der Engländer sind immer eine Schande der Menschheit, seit den Tagen von Crecy und Poitiers, bis auf Waterloo. Clio ist immer ein Weib, trotz ihrer partheilosen Kälte, ist sie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldensinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirschendem Herzen verzeichnet sie in ihre Denktafeln die Siege der Engländer.

Lady Gray.

(Heinrich VI.)

Sie war eine arme Wittwe, welche zitternd vor König Eduard trat und ihn anflehte, ihren Kindern das Gütchen zurückzugeben, das nach dem Tode ihres Gemahls den Feinden anheim gefallen war. Der wollüstige König, welcher ihre Keuschheit nicht zu kirren vermag, wird so sehr von ihren schönen Thränen bezaubert, daß er ihr die Krone aufs Haupt setzt. Wie viel Kümmernisse für beide dadurch entstanden, meldet die Weltgeschichte.

Hat Shakespeare wirklich den Charakter des erwähnten Königs ganz treu nach der Historie geschildert? Ich muß wieder auf die Bemerkung zurückkommen, daß er verstand, die Lakunen der Historie zu füllen. Seine Königscharaktere sind immer so wahr gezeichnet, daß man, wie ein englischer Schriftsteller bemerkt, manchmal meinen sollte, er sei während seines ganzen Lebens der Kanzler des Königs gewesen, den er in irgend einem Drama agiren läßt. Für die Wahrheit seiner Schilderungen bürgt, nach meinem Bedünken, auch die frappante Aehnlichkeit, welche sich zwischen seinen alten Königen und jenen Königen der Jetztzeit kund giebt, die wir als Zeitgenossen am besten zu beurtheilen vermögen.

Was Friedrich Schlegel von dem Geschichtsschreiber sagt, gilt ganz eigentlich von unserem Dichter: Er ist ein in die Vergangenheit schauender Prophet. Wäre es mir erlaubt, einem der berühmtesten unserer gekrönten Zeitgenossen den Spiegel vorzuhalten, so würde jeder einsehen, daß ihm Shakespeare schon vor zwei Jahrhunderten seinen Steckbrief ausgefertigt hat. In der That, beim Anblick dieses großen, vortrefflichen und gewiß auch glorreichen Monarchen überschleicht uns ein gewisses Schauergefühl, das wir zuweilen empfinden, wenn wir im wachen Tageslichte einer Gestalt begegnen, die wir schon in nächtlichen Träumen erblickt haben. Als wir ihn vor acht Jahren durch die Straßen der Hauptstadt reiten sahen, „baarhäuptig und demüthig nach allen Seiten grüßend," dachten wir immer an die Worte, womit York des Bolingbroke's Einzug in London schildert. Sein Vetter, der neuere Richard II. kannte ihn sehr gut, durchschaute ihn immer und äußerte einst ganz richtig:

Wir selbst und Bushy, Bagot hier und Green,
Sahn sein Bewerben beim geringen Volk,
Wie er sich wollt' in ihre Herzen tauchen
Mit traulichter, demüth'ger Höflichkeit;
Was für Verehrung er an Knechte wegwarf,
Handwerker mit des Lächelns Kunst gewinnend,
Und ruhigem Ertragen seines Looses,

Als wollt' er ihre Neigung mit verbannen.
Vor einem Auſterweib zieht er die Mütze,
Ein paar Karrnzieher grüßten; „Gott geleit' euch!"
Und ihnen ward des ſchmeid'gen Knie's Tribut,
Nebſt: „Dank, Landsleute! meine güt'gen Freunde!"

Ja, die Aehnlichkeit iſt erſchreckend. Ganz wie der ältere, entfaltete ſich vor unſern Augen der heutige Bolingbro, der, nach dem Sturze ſeines königlichen Vetters, den Thron beſtieg, ſich allmählig darauf befeſtigte: ein ſchlauer Held, ein kriechender Rieſe, ein Titan der Verſtellung, entſetzlich, ja empörend ruhig, die Tatze in einem ſammtnen Handſchuh, und damit die öffentliche Meinung ſtreichelnd, den Raub ſchon in weiter Ferne erſpähend, und nie darauf losſpringend bis er in ſicherſter Nähe... Möge er immer ſeine ſchnaubenden Feinde beſiegen, und dem Reiche den Frieden erhalten, bis zu ſeiner Todesſtunde, wo er zu ſeinem Sohn jene Worte ſprechen wird, die Shakeſpeare ſchon längſt für ihn aufgeſchrieben:

Komm her, mein Sohn, und ſetz' dich an mein Bett,
Und hör' den letzten Rathſchlag, wie ich glaube,
Den ich je athmen mag. Gott weiß, mein Sohn,
Durch welche Nebenſchlich' und krumme Wege
Ich dieſe Kron' erlangt; ich ſelbſt weiß wohl,
Wie läſtig ſie auf meinem Haupte ſaß.
Dir fällt ſie heim nunmehr mit beſſ'rer Ruh',
Mit beſſ'rer Meinung, beſſerer Beſtät'gung;
Denn jeder Flecken der Erlangung geht
Mit mir in's Grab. An mir erſchien ſie nur
Wie eine Ehr', erhaſcht mit heft'ger Hand;
Und viele lebten noch, mir vorzurücken,
Daß ich durch ihren Beiſtand ſie gewonnen,
Was täglich Zwiſt und Blutvergießen ſchuf,
Dem vorgegeb'nen Frieden Wunden ſchlagend.
All' dieſe dreiſten Schrecken, wie du ſiehſt,
Hab' ich beſtanden mit Gefahr des Lebens:
Denn all' mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der dieſen Inhalt ſpielte; nun verändert
Mein Tod die Weiſe; denn was ich erjagt,
Das fällt dir nun mit ſchönerm Anſpruch heim,
Da du durch Erblichkeit die Krone trägſt.
Und, ſiehſt du ſich'rer ſchon als ich es konnte,
Du biſt nicht feſt genug, ſo lang die Klagen

So friſch noch ſind; und allen meinen Freunden,
Die du zu deinen Freunden machen mußt,
Sind Zähn' und Stachel kürzlich nun entnommen,
Die durch gewaltſam Thun mich erſt befördert,
Und deren Macht wohl Furcht erregen konnte
Vor neuer Abſetzung; was zu vermeiden
Ich ſie verdarb, und nun des Sinnes war,
Zum heil'gen Lande Viele fortzuführen,
Daß Ruh' und Stilleliegen nicht zu nah'
Mein Reich ſie prüfen ließ. Drum, mein Sohn,
Beſchäft'ge ſtets die ſchwindlichten Gemüther
Mit fremdem Zwiſt, daß wirken in der Fern
Das Angedenken vor'ger Tage banne.
Mehr wollt' ich, doch die Lung iſt ſo erſchöpft,
Daß kräft'ge Rede gänzlich mir verſagt iſt.
Wie ich zur Krone kam, o Gott vergebe!
Daß ſie bei dir in wahrem Frieden lebe!

Lady Anna.

(König Richard III.)

Die Gunſt der Frauen, wie das Glück überhaupt, iſt ein freies Geſchenk, man empfängt es, ohne zu wiſſen wie, ohne zu wiſſen warum. Aber es giebt Menſchen, die es mit eiſernem Willen vom Schickſal zu ertrotzen verſtehen, und dieſe gelangen zum Ziele, entweder durch Schmeichelei, oder indem ſie den Weibern Schrecken einflößen, oder indem ſie ihr Mitleiden anregen, oder indem ſie ihnen Gelegenheit geben, ſich aufzuopfern . . . Letzteres, nämlich das Geopfert-ſein, iſt die Lieblingsrolle der Weiber, und kleidet ſie ſo ſchön vor den Leuten, und gewährt ihnen auch in der Einſamkeit ſo viel thränenreiche Wehmuthsgenüſſe.

Lady Anna wird durch alles dieſes zu gleicher Zeit bezwungen. Wie Honigſeim gleiten die Schmeichelworte von den furchtbaren Lippen . . . Richard ſchmeichelt ihr, derſelbe Richard, welcher ihr alle Schrecken der Hölle einflößt, welcher ihren geliebten Gemahl und den väterlichen Freund getödtet, den ſie eben zu Grabe beſtattet . . . Er befiehlt den Leichenträgern mit herriſcher Stimme den Sarg nieder zu ſetzen, und in dieſem Momente richtet er ſeine Liebeswerbung an die ſchöne Leidtragende . . . Das Lamm ſieht ſchon mit Entſetzen das Zähnefletſchen des Wolfes, aber dieſer ſpitzt plötzlich die Schnautze

zu den ſüßeſten Schmeicheltönen ... Die Schmeichelei des Volkes wirkt ſo erſchütternd, ſo berauſchend auf das arme Lammgemüth, daß alle Gefühle darin eine plötzliche Umwandlung erleiden ... Und König Richard ſpricht von ſeinem Kummer, von ſeinem Gram, ſo daß Anna ihm ihr Mitleid nicht verſagen kann, um ſo mehr, da dieſer wilde Menſch nicht ſehr klageſüchtig von Natur iſt ... Und dieſer unglückliche Mörder hat Gewiſſensbiſſe, ſpricht von Reue, und eine gute Frau könnte ihn vielleicht auf den beſſeren Weg leiten, wenn ſie ſich für ihn aufopfern wollte ... Und Anna entſchließt ſich Königin von England zu werden.

Königin Catharina.

(Heinrich VIII.)

Ich hege ein unüberwindliches Vorurtheil gegen dieſe Fürſtin, welcher ich dennoch die höchſten Tugenden zugeſtehen muß. Als Ehefrau war ſie ein Muſter häuslicher Treue. Als Königin betrug ſie ſich mit höchſter Würde und Majeſtät. Als Chriſtin war ſie die Frömmigkeit ſelbſt. Aber den Doktor Samuel Johnſon hat ſie zum überſchwenglichſten Lobe begeiſtert; ſie iſt unter allen Shakeſpeare'ſchen Frauen ſein auserleſener Liebling, er ſpricht von ihr mit Zärtlichkeit und Rührung ... Das iſt nicht zu ertragen. Shakeſpeare hat alle Macht ſeines Genius aufgeboten, die gute Frau zu verherrlichen, doch dieſe Bemühung wird vereitelt, wenn man ſieht, daß Dr. Johnſon, der große Porterkrug, bei ihrem Anblicke in ſüßes Entzücken geräth und von Lobeserhebungen überſchäumt. Wär' ſie meine Frau, ich könnte mich von ihr ſcheiden laſſen ob ſolcher Lobeserhebungen. Vielleicht war es nicht der Liebreiz von Anna Boleyn, was den armen König Heinrich von ihr losriß, ſondern der Enthuſiasmus, womit ſich irgend ein damaliger Dr. Johnſon über die treue, würdevolle und fromme Catharina ausſprach. Hat vielleicht Thomas Morus, der bei all ſeiner Vortrefflichkeit etwas pedantiſch und ledern und unverdaulich wie Dr. Johnſon war, zu ſehr die Königin in den Himmel erhoben? Dem wackern Kanzler freilich kam ſein Enthuſiasmus etwas theuer zu ſtehen; der König erhob ihn deshalb ſelbſt in den Himmel.

Ich weiß nicht, was ich am meiſten bewundern ſoll: daß Catharina ihren Gemahl ganze fünfzehn Jahre lang ertrug, oder daß Heinrich ſeine Gattin während ſo langer Zeit ertragen hat? Der König war nicht blos ſehr launenhaft, jähzornig und in beſtändigem Widerſpruch mit allen Neigungen ſeiner Frau — das findet ſich in vielen Ehen, die ſich trotz dem, bis der Tod allem Zank ein Ende macht, aufs Beſte erhalten — aber der König war auch Muſiker und Theolog, und beides in vollendeter Miſerabilität. Ich habe unlängſt

als ergötzliche Kuriosität einen Choral von ihm gehört, der eben so schlecht war wie sein Traktat de septem sacramentis. Er hat gewiß mit seinen musikalischen Compositionen und seiner theologischen Schriftstellerei die arme Frau sehr belästigt. Das Beste an Heinrich war sein Sinn für plastische Kunst, und aus Vorliebe für das Schöne, entstanden vielleicht seine schlimmsten Sympathien und Antipathien. Catharina von Arragonien war nemlich noch hübsch in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, als Heinrich achtzehn Jahr alt war, und sie heirathete, obgleich sie die Wittwe seines Bruders gewesen. Aber ihre Schönheit hat wahrscheinlich mit den Jahren nicht zugenommen, um so mehr, da sie, aus Frömmigkeit, mit Geißelung, Fasten, Nachtwachen und Betrübungen, ihr Fleisch beständig kasteite. Ueber diese ascetischen Uebungen beklagte sich ihr Gemahl oft genug, und auch uns wären dergleichen an einer Frau sehr fatal gewesen.

Aber es giebt noch einen andern Umstand, der mich in meinem Vorurtheil gegen diese Königin bestärkt: Sie war die Tochter der Isabella von Castilien und die Mutter der blutigen Maria. Was soll ich von dem Baume denken, der solcher bösen Saat entsprossen, und solche böse Frucht gebar?

Wenn sich auch in der Geschichte keine Spuren ihrer Grausamkeit vorfinden, so tritt dennoch der wilde Stolz ihrer Rage bei jeder Gelegenheit hervor, wo sie ihren Rang vertreten oder geltend machen will. Trotz ihrer wohleingeübten christlichen Demuth, gerieth sie doch jedesmal in einen fast heidnischen Zorn, wenn man einen Verstoß gegen die herkömmliche Etikette machte oder gar ihr den königlichen Titel verweigerte. Bis in den Tod bewahrte sie diesen unauslöschbaren Hochmuth, und auch bei Shakespeare sind ihre letzten Worte:

Ihr sollt mich balsamiren, dann zur Schau
Ausstellen, zwar entkönigt, doch begrabt mich
Als Königin und eines Königs Tochter.
Ich kann nicht mehr.

Anna Bolehn.

(Heinrich VIII.)

Die gewöhnliche Meinung geht dahin, daß König Heinrichs Gewissensbisse ob seiner Ehe mit Catharinen durch die Reize der schönen Anna entstanden seien. Sogar Shakespeare verräth diese Meinung, und wenn in dem Krönungszug die neue Königin auftritt, legt er einem jungen Edelmann folgende Worte in den Mund:

Margaretha.

Du sprichst nicht: was für Lösung muß ich zahlen?

Suffolk (beiseit).

Ja, sie ist schön, drum muß man um sie werben;
Sie ist ein Weib, drum kann man sie gewinnen.

Er findet endlich das beste Mittel die Gefangene zu behalten, indem er sie seinem Könige anvermählt, und zugleich ihr öffentlicher Unterthan und ihr heimlicher Liebhaber wird.

Ist dieses Verhältniß zwischen Margarethen und Suffolk in der Geschichte begründet? Ich weiß nicht. Aber Shakespeare's divinatorisches Auge sieht oft Dinge, wovon die Chronik nichts meldet, und die dennoch wahr sind. Er kennt sogar jene flüchtigen Träume der Vergangenheit, die Clio aufzuzeichnen vergaß. Bleiben vielleicht auf dem Schauplatz der Begebenheiten allerlei bunte Abbilder derselben zurück, die nicht wie gewöhnliche Schatten mit den wirklichen Erscheinungen verschwinden, sondern gespenstisch haften bleiben am Boden, unbemerkt von den gewöhnlichen Werkeltagsmenschen, die ahnungslos darüber hin ihre Geschäfte treiben, aber manchmal ganz Farben- und Formenbestimmt sichtbar werdend, für das sehende Auge jener Sonntagskinder, die wir Dichter nennen?

Königin Margaretha.

(Heinrich VI., zweiter und dritter Theil.)

In diesem Bildniß sehen wir dieselbe Margaretha als Königin, als Gemahlin des sechsten Heinrichs. Die Knospe hat sich entfaltet, sie ist jetzt eine vollblühende Rose; aber ein widerlicher Wurm liegt darin verborgen. Sie ist ein hartes, frevelhaftes Weib geworden. Beispiellos grausam in der wirklichen wie in der gedichteten Welt ist die Scene, wo sie dem weinenden York das gräßliche, in dem Blute seines Sohnes getauchte Tuch überreicht, und ihn verhöhnt, daß er seine Thränen damit trocknen möge. Entsetzlich sind ihre Worte:

Sieh', York! dieß Tuch befleckt' ich mit dem Blut,
Das mit geschärftem Stahl der tapfre Clifford
Hervor ließ strömen aus des Knaben Busen;
Und kann dein Aug' um seinen Tod nicht feuchten,
So geb' ich dir's, die Wangen abzutrocknen.
Ach, armer York! haßt' ich nicht tödtlich dich,
So würd' ich deinen Jammerstand beklagen.

So gräm' dich doch, mich zu beluſt'gen, York!
Wie? dörrte ſo das feur'ge Herz dein Inn'res,
Daß keine Thräne fällt um Rutlands Tod?
Warum geduldig, Mann? Du ſollteſt raſen;
Ich höhne dich, um raſend dich zu machen.
Stampf', tob' und knirſch', damit ich ſing' und tanze!

Hätte der Künſtler, welcher die ſchöne Margaretha für dieſe Gallerie zeichnete, ihr Bildniß mit noch weiter geöffneten Lippen dargeſtellt, ſo würden wir bemerken, daß ſie ſpitzige Zähne hat, wie ein Raubthier.

In einem folgenden Drama, in Richard III., erſcheint ſie auch phyſiſch ſcheußlich, denn die Zeit hat ihr alsdann die ſpitzigen Zähne ausgebrochen, ſie kann nicht mehr beißen, ſondern nur noch fluchen, und als ein geſpenſtiſch altes Weib wandelt ſie durch die Königsgemächer, und das zahnloſe böſe Maul murmelt Unheilreden und Verwünſchungen.

Durch ihre Liebe für Suffolk, den wilden Suffolk, weiß uns Shakeſpeare ſogar für dieſes Unweib einige Rührung abzugewinnen. Wie verbrecheriſch auch dieſe Liebe iſt, ſo dürfen wir derſelben dennoch weder Wahrheit noch Innigkeit abſprechen. Wie entzückend ſchön iſt das Abſchiedsgeſpräch der beiden Liebenden! Welche Zärtlichkeit in den Worten Margarethens:

Ach! rede nicht mit mir! gleich eile fort! —
O, geh noch nicht! So herzen ſich und küſſen
Verdammte Freund', und ſcheiden tauſendmal,
Vor Trennung hundertmal ſo bang als Tod.
Doch nun fahr' wohl! fahr' wohl mit dir mein Leben!

Hierauf antwortet Suffolk:

Mich kümmert nicht das Land, wärſt du von hinnen;
Volkreich genug iſt eine Wüſtenei,
Hat Suffolk deine himmliſche Geſellſchaft:
Denn wo du biſt, da iſt die Welt ja ſelbſt,
Mit all' und jeden Freuden in der Welt;
Und wo du nicht biſt, Oede nur und Trauer.

Wenn ſpäterhin Margaretha, das blutige Haupt des Geliebten in der Hand tragend, ihre wildeſte Verzweiflung ausjammert, mahnt ſie uns an die furchtbare Chrimhilde des Nibelungenlieds. Welche gepanzerte Schmerzen, woran alle Troſtworte ohnmächtig abgleiten!

Ich habe bereits im Eingange angedeutet, daß ich in Beziehung auf Shakeſpeare's Dramen aus der engliſchen Geſchichte mich aller hiſtoriſchen und philoſophiſchen Betrachtungen enthalten werde. Das Thema jener Dramen iſt

noch immer nicht ganz abgehandelt, ſo lange der Kampf der modernen Induſtrie-Bedürfniſſe mit den Reſten des mittelalterlichen Feudalweſens unter allerlei Transformazionen fortdauert. Hier iſt es nicht ſo leicht, wie bei den römiſchen Dramen, ein entſchiedenes Urtheil auszuſprechen, und jede ſtarke Freimüthigkeit könnte einer mißlichen Aufnahme begegnen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht zurückweiſen.

Es iſt mir nämlich unbegreiflich, wie einige deutſche Commentatoren ganz beſtimmt für die Engländer Parthei nehmen, wenn ſie von jenen franzöſiſchen Kriegen reden, die in den hiſtoriſchen Dramen des Shakeſpeare's dargeſtellt werden. Wahrlich, in jenen Kriegen war weder das Recht, noch die Poeſie auf Seiten der Engländer, die eines Theils unter nichtigen Succeſſionsvorwänden die roheſte Plünderungsluſt verbargen, anderen Theils nur im Solde gemeiner Krämerintereſſe ſich herumſchlugen ... ganz wie zu unſerer eignen Zeit, nur daß es ſich im neunzehnten Jahrhundert mehr um Caffee und Zucker, hingegen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr um Schafswolle handelte.

Michelet, in ſeiner franzöſiſchen Geſchichte, dem genialen Buche, bemerkt ganz richtig:

„Das Geheimniß der Schlachten von Crecy, von Poitiers u. ſ. w. befindet ſich im Comptoir der Kaufleute von London, von Bourdeaux, von Bruges. — — — — — „Wolle und Fleiſch begründeten das urſprüngliche England und die engliſche Raçe. Bevor England für die ganze Welt eine große Baumwollenſpinnerei und Eiſenmanufaktur wurde, war es eine Fleiſchfabrik. Von jeher trieb dieſes Volk vorzugsweiſe Viehzucht und nährte ſich von Fleiſchſpeiſen. Daher dieſe Friſche des Teints, dieſe Kraft, dieſe (kurznaſige und hinterkopfloſe) Schönheit. — Man erlaube mir bei dieſer Gelegenheit eines perſönlichen Eindrucks zu erwähnen:

„Ich hatte London und einen großen Theil Englands und Schottlands geſehen; ich hatte mehr angeſtaunt als begriffen. Erſt auf meiner Rückreiſe, als ich von York nach Mancheſter ging, die Inſel in ihrer Breite durchſchneidend, empfing ich eine wahrhafte Anſchauung Englands. Es war eines Morgens, bei feuchtem Nebel; das Land erſchien mir nicht bloß umgeben, ſondern überſchwemmt vom Ocean. Eine bleiche Sonne färbte kaum die Hälfte der Landſchaft. Die neuen ziegelrothen Häuſer hätten allzu ſchroff gegen die ſaftig grünen Raſen abgeſtochen, wären dieſe ſchreienden Farben nicht von den flatternden Seenebeln gedämpft worden. Fette Weidenplätze, bedeckt mit Schafen, und überragt von den flammenden Schornſteinen der Fabriköfen. Viehzucht, Ackerbau, Induſtrie, alles war in dieſem kleinen Raume zuſammengedrängt, eins über das andre, eins das andre ernährend; das Gras lebte vom Nebel, das Schaf vom Graſe, der Menſch von Blut.

„Der Menſch, in dieſem verzehrenden Klima, wo er immer von Hunger geplagt iſt, kann nur durch Arbeit ſein Leben friſten. Die Natur zwingt ihn dazu. Aber er weiß ſich an ihr zu rächen; er läßt ſie ſelber arbeiten; er unterjocht ſie durch Eiſen und Feuer. Ganz England keucht von dieſem Kampfe. Der Menſch iſt dort wie erzürnt, wie außer ſich. Seht dieſes rothe Geſicht, dieſes irrglänzende Auge . . . Man könnte leicht glauben, er ſei trunken. Aber ſein Kopf und ſeine Hand ſind feſt und ſicher. Er iſt nur trunken von Blut und Kraft. Er behandelt ſich ſelbſt wie eine Dampfmaſchine, welche er bis zum Uebermaß mit Nahrung vollſtopft, um ſo viel Thätigkeit und Schnelligkeit als nur irgend möglich daraus zu gewinnen.

„Im Mittelalter war der Engländer ungefähr was er jetzt iſt: zu ſtark genährt, angetrieben zum Handeln, und kriegeriſch in Ermanglung einer induſtriellen Beſchäftigung.

„England, obgleich Ackerbau und Viehzucht treibend, fabrizirte noch nicht. Die Engländer lieferten den rohen Stoff; Andere wußten ihn zu bearbeiten. Die Wolle war auf der einen Seite des Kanals, der Arbeiter war auf der andern Seite. Während die Fürſten ſtritten und haderten, lebten doch die engliſchen Viehhändler und die flämiſchen Tuchfabrikanten in beſter Einigkeit, im unzerſtörbarſten Bündniß. Die Franzoſen, welche dieſes Bündniß brechen wollten, mußten dieſes Beginnen mit einem hundertjährigen Kriege büßen. Die engliſchen Könige wollten zwar die Eroberung Frankreichs, aber das Volk verlangte nur Freiheit des Handels, freie Einfuhrplätze, freien Markt für die engliſche Wolle. Verſammelt um einen großen Wollſack, hielten die Communen Rath über die Forderungen des Königs, und bewilligten ihm gern hinlängliche Hülfsgelder und Armeen.

„Eine ſolche Miſchung von Induſtrie und Chevallerie verleiht dieſer ganzen Geſchichte ein wunderliches Anſehen. Jener Eduard, welcher auf der Tafelrunde einen ſtolzen Eid geſchworen hat, Frankreich zu erobern, jene gravitätiſch närriſchen Ritter, welche in Folge ihres Gelübdes ein Auge mit rothem Tuch bedeckt tragen, ſie ſind doch keine ſo großen Narren, als daß ſie auf eigne Koſten ins Feld zögen. Die fromme Einfalt der Kreuzfahrten iſt nicht mehr an der Zeit. Dieſe Ritter ſind im Grunde doch nichts anders als käufliche Söldner, als bezahlte Handelsagenten, als bewaffnete Commis-Voyageurs der Londoner und Ganter Kaufleute. Eduard ſelbſt muß ſich ſehr verbürgern, muß allen Stolz ablegen, muß den Beifall der Tuchhändler- und Webergilde erſchmeicheln, muß ſeinem Gevatter, dem Bierbrauer Artevelde, die Hand reichen, muß auf den Schreibtiſch eines Viehhändlers ſteigen, um das Volk anzureden.

„Die engliſchen Tragödien des vierzehnten Jahrhunderts haben ſehr komiſche Parthien. In den nobelſten Rittern ſteckte immer etwas Fallſtaff. In Frank-

reich, in Italien, in Spanien, in den ſchönen Ländern des Südens, zeigen ſich die Engländer eben ſo gefräßig wie tapfer. Das iſt Herkules der Ochſenverſchlinger. Sie kommen, im wahren Sinne des Wortes, um das Land aufzufreſſen. Aber das Land übt Wiedervergeltung, und beſiegt ſie durch ſeine Früchte und Weine. Ihre Fürſten und Armeen übernehmen ſich in Speiß und Trank, und ſterben an Indigeſtionen und Dyſſentrie.“

Mit dieſen gedungenen Fraßhelden vergleiche man die Franzoſen, das mäßigſte Volk, das weniger durch ſeine Weine berauſcht wird, als vielmehr durch ſeinen angebornen Enthuſiasmus. Letzterer war immer die Urſache ihrer Mißgeſchicke, und ſo ſehen wir ſchon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wie ſie im Kampfe mit den Engländern eben durch ihr Uebermaß von Ritterlichkeit unterliegen mußten. Das was bei Crecy, wo die Franzoſen ſchöner erſcheinen durch ihre Niederlage, als die Engländer durch ihren Sieg, den ſie in unritterlicher Weiſe, durch Fußvolk erfochten . . . Bisher war der Krieg nur ein großes Turnier von ebenbürtigen Reitern; aber bei Crecy wird dieſe romantiſche Cavalerie, dieſe Poeſie, ſchmählig niedergeſchoſſen von der modernen Infanterie, von der Proſa in ſtrengſtiliſirter Schlachtordnung, ja, hier kommen ſogar die Kanonen zum Vorſchein . . . Der greiſe Böhmenkönig, welcher, blind und alt, als ein Vaſall Frankreichs dieſer Schlacht beiwohnte, merkte wohl, daß eine neue Zeit beginne, daß es mit dem Ritterthum zu Ende ſei, daß künftig der Mann zu Roß von dem Mann zu Fuß überwältigt werde, und er ſprach zu ſeinen Rittern: „Ich bitte euch angelegentlichſt, führt mich ſo weit ins Treffen hinein, daß ich noch einmal mit einem guten Schwertſtreich dreinſchlagen kann!“ Sie gehorchten ihm, banden ihre Pferde an das ſeinige, jagten mit ihm in das wildeſte Getümmel, und des andern Morgens fand man ſie alle todt auf den Rücken ihrer todten Pferde, welche noch immer zuſammen gebunden waren. Wie dieſer Böhmenkönig und ſeine Ritter, ſo fielen die Franzoſen bei Crecy, bei Poitiers; ſie ſtarben, aber zu Pferde. Für England war der Sieg, für Frankreich war der Ruhm. Ja, ſogar durch ihre Niederlagen wiſſen die Franzoſen ihre Gegner in den Schatten zu ſtellen. Die Triumphe der Engländer ſind immer eine Schande der Menſchheit, ſeit den Tagen von Crecy und Poitiers, bis auf Waterloo. Clio iſt immer ein Weib, trotz ihrer partheiloſen Kälte, iſt ſie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldenſinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirſchendem Herzen verzeichnet ſie in ihre Denktafeln die Siege der Engländer.

Lady Gray.

(Heinrich VI.)

Sie war eine arme Wittwe, welche zitternd vor König Eduard trat und ihn anflehte, ihren Kindern das Gütchen zurückzugeben, das nach dem Tode ihres Gemahls den Feinden anheim gefallen war. Der wollüſtige König, welcher ihre Keuſchheit nicht zu kirren vermag, wird ſo ſehr von ihren ſchönen Thränen bezaubert, daß er ihr die Krone aufs Haupt ſetzt. Wie viel Kümmerniſſe für beide dadurch entſtanden, meldet die Weltgeſchichte.

Hat Shakeſpeare wirklich den Charakter des erwähnten Königs ganz treu nach der Hiſtorie geſchildert? Ich muß wieder auf die Bemerkung zurückkommen, daß er verſtand, die Lakunen der Hiſtorie zu füllen. Seine Königscharaktere ſind immer ſo wahr gezeichnet, daß man, wie ein engliſcher Schriftſteller bemerkt, manchmal meinen ſollte, er ſei während ſeines ganzen Lebens der Kanzler des Königs geweſen, den er in irgend einem Drama agiren läßt. Für die Wahrheit ſeiner Schilderungen bürgt, nach meinem Bedünken, auch die frappante Aehnlichkeit, welche ſich zwiſchen ſeinen alten Königen und jenen Königen der Jetztzeit kund giebt, die wir als Zeitgenoſſen am beſten zu beurtheilen vermögen.

Was Friedrich Schlegel von dem Geſchichtsſchreiber ſagt, gilt ganz eigentlich von unſerem Dichter: Er iſt ein in die Vergangenheit ſchauender Prophet. Wäre es mir erlaubt, einem der berühmteſten unſerer gekrönten Zeitgenoſſen den Spiegel vorzuhalten, ſo würde jeder einſehen, daß ihm Shakeſpeare ſchon vor zwei Jahrhunderten ſeinen Steckbrief ausgefertigt hat. In der That, beim Anblick dieſes großen, vortrefflichen und gewiß auch glorreichen Monarchen überſchleicht uns ein gewiſſes Schauergefühl, das wir zuweilen empfinden, wenn wir im wachen Tageslichte einer Geſtalt begegnen, die wir ſchon in nächtlichen Träumen erblickt haben. Als wir ihn vor acht Jahren durch die Straßen der Hauptſtadt reiten ſahen, „baarhäuptig und demüthig nach allen Seiten grüßend," dachten wir immer an die Worte, womit York des Bolingbroke's Einzug in London ſchildert. Sein Vetter, der neuere Richard II. kannte ihn ſehr gut, durchſchaute ihn immer und äußerte einſt ganz richtig:

Wir ſelbſt und Buſhy, Bagot hier und Green,
Sahn ſein Bewerben beim geringen Volk,
Wie er ſich wollt' in ihre Herzen tauchen
Mit traulichkr, demüth'ger Höflichkeit;
Was für Verehrung er an Knechte wegwarf,
Handwerker mit des Lächelns Kunſt gewinnend,
Und ruhigem Ertragen ſeines Looſes,

in Macbeth und Hamlet, wo er, mit künſtleriſcher Gelaſſenheit, neben den dunkelſten Schatten der Gemüthsnacht, die roſigſten Lichter des Witzes, neben den wildeſten Handlungen, das heiterſte Stillleben, hinmalen konnte. Ja, in der Tragödie Macbeth lächelt uns eine ſanfte befriedete Natur entgegen: an den Fenſterſimſen des Schloſſes, wo die blutigſte Unthat verübt wird, kleben ſtille Schwalbennеſter; ein freundlicher ſchottiſcher Sommer, nicht zu warm, nicht zu kühl, weht durch das ganze Stück; überall ſchöne Bäume und grünes Laubwerk, und am Ende gar kommt ein ganzer Wald einhermarſchirt, Birnam-Wald kommt nach Dunſinane. Auch in Hamlet kontraſtirt die liebliche Natur mit der Schwüle der Handlung; bleibt es auch Nacht in der Bruſt des Helden, ſo geht doch die Sonne darum nicht minder morgenröthlich auf, und Polonius iſt ein amüſanter Narr, und es wird ruhig Komödie geſpielt, und unter grünen Bäumen ſitzt die arme Ophelia, und mit bunten, blühenden Blumen windet ſie ihre Kränze. Aber in Lear herrſchen keine ſolche Contraſte zwiſchen der Handlung und der Natur, und die entzügelten Elemente heulen und ſtürmen um die Wette mit dem wahnſinnigen König. Wirkt ein ſittliches Ereigniß ganz außerordentlicher Art auch auf die ſogenannte lebloſe Natur? Beſindet ſich zwiſchen dieſer und dem Menſchengemüth ein äußerlich ſichtbares Wahlverhältniß? Hat unſer Dichter dergleichen erkannt und darſtellen wollen?

Mit der erſten Scene dieſer Tragödie werden wir, wie geſagt, ſchon in die Mitte der Ereigniſſe geführt, und wie klar auch der Himmel iſt, ein ſcharfes Auge kann das künftige Gewitter ſchon vorausſehen. Da iſt ein Wölkchen im Verſtande Lears, welches ſich ſpäter zur ſchwärzeſten Geiſtesnacht verdichten wird. Wer in dieſer Weiſe alles verſchenkt, der iſt ſchon verrückt. Wie das Gemüth des Helden, ſo lernen wir auch den Charakter der Töchter ſchon in der Expoſizionsſcene kennen, und namentlich rührt uns ſchon gleich die ſchweigſame Zärtlichkeit Cordelias, der modernen Antigone, die an Innigkeit die antike Schweſter noch übertrifft. Ja, ſie iſt ein reiner Geiſt, wie es der König erſt im Wahnſinn einſieht. Ganz rein? Ich glaube, ſie iſt ein bischen eigenſinnig, und dieſes Fleckchen iſt ein Vatermal. Aber wahre Liebe iſt ſehr verſchämt und haßt allen Wortkram; ſie kann nur weinen und verbluten. Die wehmüthige Bitterkeit, womit Cordelia auf die Heuchelei der Schweſtern anſpielt, iſt von der zarteſten Art, und trägt ganz den Charakter jener Ironie, deren ſich der Meiſter aller Liebe, der Held des Evangeliums, zuweilen bediente. Ihre Seele entladet ſich des gerechteſten Unwillens und offenbart zugleich ihren ganzen Adel in den Worten:

> Fürwahr, nie heurath' ich, wie meine Schweſtern, um blos meinen Vater zu lieben.

Julie.

(Romeo und Julie.)

In der That, jedes Shakeſpeare'ſche Stück hat ſein beſonderes Klima, ſeine beſtimmte Jahrszeit und ſeine lokalen Eigenthümlichkeiten. Wie die Perſonen in jedem dieſer Dramen, ſo hat auch der Boden und der Himmel, der darin ſichtbar wird, eine beſondere Phyſionomie. Hier, in Romeo und Julie, ſind wir über die Alpen geſtiegen und befinden uns plötzlich in dem ſchönen Garten, welcher Italien heißt . . .

Kennſt du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn? —

Es iſt das ſonnige Verona, welches Shakeſpeare zum Schauplatze gewählt hat für die Großthaten der Liebe, die er in Romeo und Julie verherrlichen wollte. Ja, nicht das benannte Menſchenpaar, ſondern die Liebe ſelbſt iſt der Held in dieſem Drama. Wir ſehen hier die Liebe jugendlich übermüthig auftreten, allen feindlichen Verhältniſſen Trotz bietend, und Alles beſiegend . . . Denn ſie fürchtet ſich nicht, in dem großen Kampfe zu dem ſchrecklichſten aber ſicherſten Bundesgenoſſen, dem Tode, ihre Zuflucht zu nehmen. Liebe im Bündniſſe mit dem Tode iſt unüberwindlich. Liebe! Sie iſt die höchſte und ſiegreichſte aller Leidenſchaften. Ihre welthezwingende Stärke beſteht aber in ihrer ſchrankenloſen Großmuth, in ihrer faſt überſinnlichen Uneigennützigkeit, in ihrer aufopferungsſüchtigen Lebensverachtung. Für ſie giebt es kein Geſtern und ſie denkt an kein Morgen . . . Sie begehrt nur des heutigen Tages, aber dieſen verlangt ſie ganz, unverkürzt, unverkümmert . . . Sie will nichts davon aufſparen für die Zukunft und verſchmäht die aufgewärmten Reſte der Vergangenheit . . . „Vor mir Nacht, hinter mir Nacht" . . . Sie iſt eine wandelnde Flamme zwiſchen zwei Finſterniſſen . . . Woher entſteht ſie? . . . Aus unbegreiflich winzigen Fünkchen! . . . Wie endet ſie? . . . Sie erlöſcht ſpurlos, eben ſo unbegreiflich . . . Je wilder ſie brennt, deſto früher erlöſcht ſie . . . Aber das hindert ſie nicht, ſich ihren lodernden Trieben ganz hinzugeben, als dauerte ewig dieſes Feuer . . .

Ach, wenn man zum zweitenmal im Leben von der großen Glut erfaßt wird, ſo fehlt leider dieſer Glaube an ihre Unſterblichkeit, und die ſchmerzlichſte Erinnerung ſagt uns, daß ſie ſich am Ende ſelber aufzehrt . . . Daher die Verſchiedenheit der Melancholie bei der erſten Liebe und bei der zweiten . . . Bei der erſten denken wir, daß unſere Leidenſchaft nur mit tragiſchem Tode endigen müſſe, und in der That, wenn nicht anders die entgegendrohenden Schwierigkeiten zu überwinden ſind, entſchließen wir uns leicht mit der Geliebten ins Grab zu ſteigen . . . Hingegen bei der zweiten Liebe liegt uns der Gedanke

im Sinne, daß unſere wildeſten und herrlichſten Gefühle ſich mit der Zeit in eine zahme Lauheit verwandeln, daß wir die Augen, die Lippen, die Hüften, die uns jetzt ſo ſchauerlich begeiſtern, einſt mit Gleichgültigkeit betrachten werden ... Ach! dieſer Gedanke iſt melancholiſcher als jede Todesahnung! ... Das iſt ein troſtloſes Gefühl, wenn wir im heißeſten Rauſche an künftige Nüchternheit und Kühle denken, und aus Erfahrung wiſſen, daß die hochpoetiſchen heroiſchen Leidenſchaften ein ſo kläglich proſaiſches Ende nehmen! ...

Dieſe hochpoetiſchen heroiſchen Leidenſchaften! Wie die Theaterprinzeſſinnen gebehrden ſie ſich, und ſind hochroth geſchminkt, prachtvoll koſtumirt, mit funkelndem Geſchmeide beladen, und wandeln ſtolz einher und deklamiren in gemeſſenen Jamben ... Wenn aber der Vorhang fällt, zieht die arme Prinzeſſin ihre Werkeltagskleider wieder an, wiſcht ſich die Schminke von den Wangen, ſie muß den Schmuck dem Garderobemeiſter überliefern, und ſchlotternd hängt ſie ſich an den Arm des erſten beſten Stadtgerichtsreferendarii, ſpricht ſchlechtes Berliner Deutſch, ſteigt mit ihm in eine Manſarde, und gähnt und legt ſich ſchnarchend aufs Ohr, und hört nicht mehr die ſüßen Betheurungen: „Sie ſpielten jettlich, auf Ehre“ ...

Ich wage es nicht Shakeſpeare im mindeſten zu tadeln, und nur meine Verwunderung möchte ich darüber ausſprechen, daß er den Romeo erſt eine Leidenſchaft für Roſalinde empfinden läßt, ehe er ihn Julien zuführt. Trotz dem, daß er ſich der zweiten Liebe ganz hingiebt, niſtet doch in ſeiner Seele eine gewiſſe Skepſis, die ſich in ironiſchen Redensarten kundgiebt, und nicht ſelten an Hamlet erinnert. Oder iſt die zweite Liebe bei dem Manne die ſtärkere, eben weil ſie alsdann mit klarem Selbſtbewußtſein gepaart iſt? Bei dem Weibe giebt es keine zweite Liebe, ſeine Natur iſt zu zart, als daß ſie zweimal das furchtbarſte Erdbeben des Gemüthes überſtehen könnte. Betrachtet Julie. Wäre ſie im Stande zum zweiten Male die überſchwenglichen Seligkeiten und Schreckniſſe zu ertragen, zum zweiten Male aller Angſt trotzbietend, den ſchauderhaften Kelch zu leeren? Ich glaube, ſie hat genug am erſten Male, dieſe arme Glückliche, dieſes reine Opfer der großen Paſſion.

Julie liebt zum erſten Male, und liebt mit voller Geſundheit des Leibes und der Seele. Sie iſt vierzehn Jahre alt, was in Italien ſo viel gilt, wie ſiebzehn Jahre nordiſcher Währung. Sie iſt eine Roſenknospe, die eben, vor unſeren Augen, von Romeos Lippen aufgeküßt ward, und ſich in jugendlicher Pracht entfaltet. Sie hat weder aus weltlichen noch aus geiſtlichen Büchern gelernt was Liebe iſt; die Sonne hat es ihr geſagt und der Mond hat es ihr wiederholt, und wie ein Echo hat es ihr Herz nachgeſprochen, als ſie ſich nächtlich unbelauſcht glaubte. Aber Romeo ſtand unter dem Balkone und hat ihre Reden gehört, und nimmt ſie beim Wort. Der Charakter ihrer Liebe iſt

Wahrheit und Gesundheit. Das Mädchen athmet Gesundheit und Wahrheit, und es ist rührend anzuhören, wenn sie sagt:

Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Sonst färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich sagen hörtest.
Gern hielt' ich streng auf Sitte, möchte gern
Verläugnen, was ich sprach: doch weg mit Förmlichkeit!
Sag', liebst du mich? Ich weiß, du wirst's bejahn,
Und will dem Worte trau'n; doch wenn du schwörst,
So kannst du treulos werden; wie sie sagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo! wenn du mich liebst:
Sag's ohne Falsch! Doch dächtest du, ich sei
Zu schnell besiegt, so will ich finster blicken,
Will widerspänstig sein, und Nein dir sagen,
So du dann werben willst: sonst nicht um Alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könntest denken, ich sei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer sein
Als sie, die fremd zu thun geschickter sind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von dir, eh' ich's gewahrte, nicht
Belauscht in Liebesklagen. Drum vergieb!
Schilt diese Hingebung nicht Flatterliebe,
Die so die stille Nacht verrathen hat.

Desdemona.

(Othello.)

Ich habe oben beiläufig angedeutet, daß der Charakter des Romeo etwas Hamletisches enthalte. In der That, ein nordischer Ernst wirft seine Streifschatten über dieses glühende Gemüth. Vergleicht man Julie mit Desdemona, so wird ebenfalls in jener ein nordisches Element bemerkbar; bei aller Gewalt ihrer Leidenschaft, bleibt sie doch immer ihrer selbst-bewußt und im klarsten Selbstbewußtsein Herrin ihrer That. Julie liebt und denkt und handelt. Desdemona liebt und fühlt und gehorcht, nicht dem eignen Willen, sondern dem stärkern Antrieb. Ihre Vortrefflichkeit besteht darin, daß das Schlechte auf ihre edle Natur keine solche Zwangsmacht ausüben kann wie das Gute. Sie wäre gewiß immer im Palazzo ihres Vaters geblieben, ein schüchternes

Kind, den häuslichen Geschäften obliegend; aber die Stimme des Mohren drang in ihr Ohr, und obgleich sie die Augen niederschlug, sah sie doch sein Antlitz in seinen Worten, in seinen Erzählungen, oder wie sie sagt: „in seiner Seele“ . . . und dieses leidende, großmüthige, schöne, weiße Seelenantlitz übte auf ihr Herz den unwiderstehlich hinreißenden Zauber. Ja, er hat Recht, ihr Vater, Seine Wohlweisheit der Herr Senator Brabanzio, eine mächtige Magie war Schuld daran, daß sich das bange zarte Kind zu dem Mohren hingezogen fühlte und jene häßlich schwarze Larve nicht fürchtete, welche der große Haufe für das wirkliche Gesicht Othellos hielt . . .

Julias Liebe ist thätig, Desdemonas Liebe ist leidend. Sie ist die Sonnenblume, die selber nicht weiß, daß sie immer dem hohen Tagesgestirn ihr Haupt zuwendet. Sie ist die wahre Tochter des Südens, zart, empfindsam, geduldig, wie jene schlanken, großäugigen Frauenlichter, die aus sanskritischen Dichtungen so lieblich, so sanft, so träumerisch hervorstrahlen. Sie mahnt mich immer an die Sakontala des Kalidasa, des indischen Shakespeare's.

Der englische Kupferstecher, dem wir das vorstehende Bildniß der Desdemona verdanken, hat ihren großen Augen vielleicht einen zu starken Ausdruck von Leidenschaft verliehen. Aber, ich glaube bereits angedeutet zu haben, daß der Contrast des Gesichtes und des Charakters immer einen interessanten Reiz ausübt. Jedenfalls aber ist dieses Gesicht sehr schön, und namentlich dem Schreiber dieser Blätter muß es sehr gefallen, da es ihn an jene hohe Schöne erinnert, die Gottlob an seinem eignen Antlitz nie sonderlich gemäkelt hat und dasselbe bis jetzt nur in seiner Seele sah . . .

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein.
Er fragte die Geschichte meines Lebens
Von Jahr zu Jahr; Belagerungen, Schlachten
Und jedes Schicksal, das ich überstand.
Ich lief sie durch, von meinem Knabenalter
Bis zu dem Augenblick, wo er gebot,
Sie zu erzählen. Sprechen mußt' ich da
Von höchst unglücklichen Ereignissen,
Von rührendem Geschick zu See und Land,
Wie in der Bresche ich gewissem Tod'
Kaum um die Breite eines Haars entwischte;
Wie mich ein trotz'ger Feind gefangen nahm,
Der Sklaverei verkaufte; wie ich mich
Draus gelöst, und die Geschichte dessen,
Wie ich auf meinen Reisen mich benahm.
Von öden Höhlen, unfruchtbaren Wüsten,

Von rauhen Gruben, Felsen, Hügeln, die
Mit ihren Häuptern an den Himmel rühren,
Hat' ich sodann zu sprechen Anlaß, auch
Von Cannibalen, die einander fressen,
Anthropophagen, und dem Volke, dem
Die Köpfe wachsen unter ihren Schultern.
Von solchen Dingen zu vernehmen, zeigte
Bei Desdemona sich sehr große Neigung;
Doch riefen Hausgeschäfte stets sie ab,
Die sie beseitigte mit schnellster Hast;
Kam sie zurück, mit gier'gem Ohr verschlang sie
Was ich erzählte. Dieß bemerkend, nahm
Ich eine weiche Stunde wahr, und fand
Gelegne Mittel, ihr aus ernster Brust
Die Bitte zu entwinden: Daß ausführlich
Ich schild're ihr die ganze Pilgerschaft,
Von der sie stückweis' etwas wohl gehört,
Doch nicht zusammenhängend. Ich gewährt' es,
Und oft hab' ich um Thränen sie gebracht,
Wenn ich von harten, traur'gen Schlägen sprach,
Die meine Jugend trafen! Auserzählt,
Lohnt eine Welt voll Seufzer meine Müh'.
Sie schwor: In Wahrheit! seltsam, mehr als seltsam!
Und kläglich sei es, kläglich wundersam!
Sie wünschte, daß sie nichts davon gehört,
Und wünschte doch, daß sie der Himmel auch
Zu solchem Mann gemacht. Sie dankte mir,
Und bat, wofern ein Freund von mir sie liebe,
Ihn nur zu lehren, wie er die Geschichte
Von meinem Leben müß' erzählen.
Dann werb' er sie. Ich sprach auf diesen Wink:
Sie liebe mich, weil ich Gefahr bestand,
Und weil sie mich bedaure, lieb' ich sie.

Dieses Trauerspiel soll eine der letzten Arbeiten Shakespeare's gewesen sein, wie Titus Andronikus für sein Erstlingswerk erklärt wird. Dort wie hier ist die Leidenschaft einer schönen Frau zu einem häßlichen Mohren mit Vorliebe behandelt. Der reife Mann kehrte wieder zurück zu einem Problem, das einst seine Jugend beschäftigte. Hat er jetzt wirklich die Lösung gefunden? Ist diese Lösung eben so wahr als schön? Eine düstre Trauer erfaßt mich manch-

mal, wenn ich dem Gedanken Raum gebe, daß vielleicht der ehrliche Jago, mit seinen bösen Glossen über die Liebe Desdemonas zu dem Mohren, nicht ganz Unrecht haben mag. Am allerwiderwärtigsten aber berühren mich Othello's Bemerkungen über die feuchten Hände seiner Gattin.

Ein eben so abenteuerliches und bedeutsames Beispiel der Liebe zu einem Mohren, wie wir in Titus Andronikus und Othello sehen, findet man in Tausend und eine Nacht, wo eine schöne Fürstin, die zugleich eine Zauberin ist, ihren Gemahl in einer statuenähnlichen Starrheit gefesselt hält, und ihn täglich mit Ruthen schlägt, weil er ihren Geliebten, einen häßlichen Neger, getödtet hat. Herzzerreißend sind die Klagetöne der Fürstin am Lager der schwarzen Leiche, die sie durch ihre Zauberkunst in einer Art von Scheinleben zu erhalten weiß, und mit verzweiflungsvollen Küssen bedeckt, und durch einen noch größeren Zauber, durch die Liebe, aus dem dämmernden Halbtode zu voller Lebenswahrheit erwecken möchte. Schon als Knabe frappirte mich in den arabischen Mährchen dieses Bild leidenschaftlicher und unbegreiflicher Liebe.

Jessika.

(Kaufmann von Venedig.)

Als ich dieses Stück in Drurilane aufführen sah, stand hinter mir, in der Loge, eine schöne blasse Brittin, welche am Ende des vierten Aktes heftig weinte und mehrmals ausrief: the poor man is wronged! (dem armen Mann geschieht Unrecht.) Es war ein Gesicht vom edelsten griechischen Schnitt, und die Augen waren groß und schwarz. Ich habe sie nie vergessen können, diese großen und schwarzen Augen, welche um Shylok geweint haben!

Wenn ich aber an jene Thränen denke, so muß ich den Kaufmann von Venedig zu den Tragödien rechnen, obgleich der Rahmen des Stückes von den heitersten Masken, Satyrbildern und Amoretten verziert ist, und auch der Dichter eigentlich ein Lustspiel geben wollte. Shakespeare hegte vielleicht die Absicht, zur Ergötzung des großen Haufens einen gebrillten Währwolf darzustellen, ein verhaßtes Fabelgeschöpf, das nach Blut lechzt, und dabei seine Tochter und seine Dukaten einbüßt und obendrein verspottet wird. Aber der Genius des Dichters, der Weltgeist, der in ihm waltet, steht immer höher als sein Privatwille, und so geschah es, daß er in Shylok, trotz der grellen Fratzenhaftigkeit, die Justifikazion einer unglücklichen Sekte aussprach, welche von der Vorsehung, aus geheimnißvollen Gründen, mit dem Haß des niedern und vornehmen Pöbels belastet worden, und diesen Haß nicht immer mit Liebe vergelten wollte.

Aber was ſag' ich? der Genius des Shakeſpeare erhebt ſich noch über den Kleinhader zweier Glaubenspartheien, und ſein Drama zeigt uns eigentlich weder Juden noch Chriſten, ſondern Unterdrücker und Unterdrückte, und das wahnſinnig ſchmerzliche Aufjauchzen dieſer letztern, wenn ſie ihren übermüthigen Quälern die zugefügten Kränkungen mit Zinſen zurückzahlen können. Von Religionsverſchiedenheit iſt in dieſem Stücke nicht die geringſte Spur, und Shakeſpeare zeigt in Shylok nur einen Menſchen, dem die Natur gebietet, ſeinen Feind zu haſſen, wie er in Antonio und deſſen Freunden keineswegs die Jünger jener göttlichen Lehre ſchildert, die uns befiehlt, unſere Feinde zu lieben. Wenn Shylok dem Manne, der von ihm Geld borgen will, folgende Worte ſagt:

Stets trug ich's mit geduld'gem Achſelzucken,
Signor Antonio, viel und oftermals
Habt ihr auf dem Rialto mich geſchmäht
Um meine Gelder und um meine Zinſen;
Denn dulden iſt das Erbtheil unſers Stamms.
Ihr ſcheltet mich abtrünnig, einen Bluthund,
Und ſpeit auf meinen jüdiſchen Rocklor,
Und alles, weil ich nutz', was mir gehört.
Gut denn, nun zeigt ſich's, ihr braucht meine Hülfe:
Ei freilich ja, ihr kommt zu mir, ihr ſprecht:
„Shylock, wir wünſchten Gelder." So ſprecht Ihr,
Der mir den Auswurf auf den Bart geleert,
Und mich getreten, wie ihr von der Schwelle
Den fremden Hund ſtoßt; Geld iſt eu'r Begehren.
Wie ſollt' ich ſprechen nun? Sollt' ich nicht ſprechen:
„Hat ein Hund Geld? Iſt's möglich, daß ein Spitz
Dreitauſend Dukaten leih'n kann?" Oder ſoll ich
Mich bücken und in eines Schuldners Ton,
Demüthig wispern, mit verhaltnem Odem,
So ſprechen: „Schöner Herr, am letzten Mittwoch
Spiet ihr mich an; ihr tratet mich den Tag;
Ein andermal hießt ihr mich einen Hund:
Für dieſe Höflichkeiten will ich euch
Die und Gelder leih'n."

Da antwortete Antonio:

Ich könnte leichtlich wieder dich ſo nennen,
Dich wieder anſpei'n, ja mit Füßen treten. —

Wo ſteckt da die chriſtliche Liebe! Wahrlich, Shakeſpeare würde eine Satyre auf das Chriſtenthum gemacht haben, wenn er es von jenen Perſonen repräſentiren ließe, die dem Shylok feindlich gegenüber ſtehen, aber dennoch kaum werth ſind, demſelben die Schuhriemen zu löſen. Der bankrotte Antonio iſt ein weichliches Gemüth ohne Energie, ohne Stärke des Haſſes und alſo auch ohne Stärke der Liebe, ein trübes Wurmherz, deſſen Fleiſch wirklich zu nichts beſſerem taugt, als „Fiſche damit zu angeln.“ Die abgeborgten dreitauſend Dukaten ſtattet er übrigens dem geprellten Juden keineswegs zurück. Auch Baſſanio zieht ihm das Geld nicht wieder, und dieſer iſt ein echter fortunehunter, nach dem Ausdruck eines engliſchen Kritikers; er borgt Geld, um ſich etwas prächtig herauszuſtaffiren und eine reiche Heirath, einen fetten Brautſchatz zu erbeuten; denn, ſagt er zu ſeinem Freunde:

Euch iſt nicht unbekannt, Antonio,
Wie ſehr ich meinen Glücksſtand hab' erſchöpft,
Indem ich glänzender mich eingerichtet,
Als meine ſchwachen Mittel tragen konnten.
Auch jammer' ich jetzt nicht, daß die große Art
Mir unterſagt iſt; meine Sorg' iſt blos,
Mit Ehren von den Schulden loszukommen,
Worin mein Leben, etwas zu verſchwendriſch,
Mich hat verſtrickt. — —

Was gar den Lorenzo betrifft, ſo iſt er der Mitſchuldige eines der infamſten Hausdiebſtahle, und nach dem preußiſchen Landrecht würde er zu fünfzehn Jahre Zuchthaus verurtheilt und gebrandmarkt und an den Pranger geſtellt werden; obgleich er nicht blos für geſtohlene Dukaten und Juwelen, ſondern auch für Naturſchönheiten, Landſchaften im Mondlicht und für Muſik, ſehr empfänglich iſt. Was die andern edlen Venezianer betrifft, die wir als Gefährten des Antonio auftreten ſehen, ſo ſcheinen ſie ebenfalls das Geld nicht ſehr zu haſſen, und für ihren armen Freund, wenn er ins Unglück gerathen, haben ſie nichts als Worte, gemünzte Luft. Unſer guter Pietiſt Franz Horn macht hierüber folgende ſehr wäßrige, aber ganz richtige Bemerkung: „Hier iſt nun billig die Frage aufzuwerfen: wie war es möglich, daß es mit Antonio's Unglück ſo weit kam? Ganz Venedig kannte und ſchätzte ihn, ſeine guten Bekannten wußten genau um die furchtbare Verſchreibung, und daß der Jude auch nicht einen Punkt derſelben würde auslöſchen laſſen. Dennoch laſſen ſie einen Tag nach dem andern verſtreichen, bis endlich die drei Monate vorüber ſind, und mit denſelben jede Hoffnung auf Rettung. Es würde jenen guten Freunden, deren der königliche Kaufmann ja ganze Schaaren um ſich zu haben ſcheint, doch wohl ziemlich leicht geworden ſein, die Summe von dreitauſend

Dukaten zuſammen zu bringen, um ein Menſchenleben — und welch' eines — zu retten; aber dergleichen iſt denn doch immer ein wenig unbequem, und ſo thun die lieben guten Freunde, eben weil es nur ſogenannte Freunde oder, wenn man will, halbe oder dreiviertel Freunde ſind, — nichts und wieder nichts und gar nichts. Sie bedauern den vortrefflichen Kaufmann, der ihnen früher ſo ſchöne Feſte veranſtaltet hat, ungemein, aber mit gehöriger Bequemlichkeit, ſchelten, was nur das Herz und die Zunge vermag, auf Shylok, was gleichfalls ohne alle Gefahr geſchehen kann, und meinen dann vermuthlich alle, ihre Freundſchaftspflicht erfüllt zu haben. So ſehr wir Shylok haſſen müſſen, ſo würden wir doch ſelbſt ihm nicht verdenken können, wenn er dieſe Leute ein wenig verachtete, was er denn auch wohl thun mag. Ja er ſcheint zuletzt auch den Graziano, den Abweſenheit entſchuldiget, mit jenen zu verwechſeln und in Eine Claſſe zu werfen, wenn er die frühere Thatloſigkeit und jetzige Wortfülle mit der ſchneidenden Antwort abfertigt:

Bis du von meinem Schein das Siegel wegſchiltſt,
Thuſt du mit Schrei'n nur deiner Lunge weh.
Stell deinen Witz her, guter junger Menſch,
Sonſt fällt er rettungslos in Trümmern dir.
Ich ſtehe hier um Recht.

Oder ſollte etwa gar Lanzelot Gobbo als Repräſentant des Chriſtenthums gelten? Sonderbar genug, hat ſich Shakeſpeare über letzteres nirgends ſo beſtimmt geäußert wie in einem Geſpräche, das dieſer Schalk mit ſeiner Gebieterin führt. Auf Jeſſikas Aeußerung:

„Ich werde durch meinen Mann ſelig werden, er hat mich zu einer Chriſtin gemacht"

antwortete Lanzelot Gobbo:

„Wahrhaftig, da iſt er ſehr zu tadeln. Es gab unſer vorher ſchon Chriſten genug, grade ſo viele, als neben einander gut beſtehen konnten. Dies Chriſtenmachen wird den Preis der Schweine ſteigern; wenn wir alle Schweinefleiſch-Eſſer werden, ſo iſt in Kurzem kein Schnittchen Speck in der Pfanne für Geld mehr zu haben."

Wahrlich, mit Ausnahme Portia's, iſt Shylok die reſpektabelſte Perſon im ganzen Stück. Er liebt das Geld, er verſchweigt nicht dieſe Liebe, er ſchreit ſie aus, auf öffentlichem Markte ... Aber es giebt etwas, was er dennoch höher ſchätzt als Geld, nämlich die Genugthuung für ſein beleidigtes Herz, die gerechte Wiedervergeltung unſäglicher Schmähungen: und obgleich man ihm die erborgte Summe zehnfach anbietet, er ſchlägt ſie aus, und die drei-

tausend, die zehnmal dreitausend Dukaten, gereuen ihn nicht, wenn er ein Pfund Herzfleisch seines Feindes damit erkaufen kann. „Was willst du mit diesem Fleische?“ fragt ihn Salario. Und er antwortet:

„Fisch' mit zu angeln. Sättigt es sonst niemanden, so sättigt es doch meine Rache. Er hat mich beschimpft, mir eine halbe Million gehindert, meinen Verlust belacht, meinen Gewinn bespottet, mein Volk geschmäht, meinen Handel gekreuzt, meine Freunde verleitet, meine Feinde gehetzt. Und was hat er für Grund? Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer, als ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's euch auch darin gleich thun. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demuth? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was muß seine Geduld sein nach christlichem Vorbild? Nu, Rache. Die Bosheit, die ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muß schlimm hergehen, oder ich will es meinen Meistern zuvorthun.“

Nein, Shylok liebt zwar das Geld, aber es giebt Dinge, die er noch weit mehr liebt, unter andern auch seine Tochter, „Jessika, mein Kind.“ Obgleich er in der höchsten Leidenschaft des Zorns sie verwünscht und todt zu seinen Füßen liegen sehen möchte, mit den Juwelen in den Ohren, mit den Dukaten im Sarg: so liebt er sie doch mehr als alle Dukaten und Juwelen. Aus dem öffentlichen Leben, aus der christlichen Societät, zurückgedrängt in die enge Umfriedung häuslichen Glückes, blieben ja dem armen Juden nur die Familiengefühle, und diese treten bei ihm hervor mit der rührendsten Innigkeit. Den Turkis, den Ring, den ihm einst seine Gattin, seine Lea, geschenkt, er hätte ihn nicht „für einen Wald von Affen“ hingegeben. Wenn in der Gerichtsscene Bassanio folgende Worte zum Antonio spricht:

Ich hab' ein Weib zur Ehe, und sie ist
So lieb mir als mein Leben selbst, doch gilt
Sie höher als dein Leben nicht bei mir.
Ich gäbe alles hier, ja opfert' alles,
Das Leben selbst, mein Weib und alle Welt,
Dem Teufel da, um dich nur zu befrein.

Wenn Graziano ebenfalls hinzuſetzt:

Ich hab' ein Weib, die ich, auf Ehre liebe;
Doch wünſcht' ich ſie im Himmel, könnt' ſie Mächte
Dort flehn, den hünd'ſchen Juden zu erweichen.

Dann regt ſich in Shylok die Angſt ob dem Schickſal ſeiner Tochter, die unter Menſchen, welche ihre Weiber aufopfern könnten für ihre Freunde, ſich verheurathet hat, und nicht laut, ſondern „bei Seite" ſagt er zu ſich ſelber:

So ſind die Chriſtenmänner: ich hab' 'ne Tochter,
Wär' irgend wer vom Stamm des Barnabas
Ihr Mann geworden, lieber als ein Chriſt! –

Dieſe Stelle, dieſes leiſe Wort, begründet das Verdammungsurtheil, welches wir über die ſchöne Jeſſika ausſprechen müſſen. Es war kein liebloſer Vater, den ſie verließ, den ſie beraubte, den ſie verrieth . . . Schändlicher Verrath! Sie macht ſogar gemeinſchaftliche Sache mit den Feinden Shylok's, und wenn dieſe zu Belmontet allerlei Mißreden über ihn führen, ſchlägt Jeſſika nicht die Augen nieder, erbleichen nicht die Lippen Jeſſika's, ſondern Jeſſika ſpricht von ihrem Vater das Schlimmſte . . . Entſetzlicher Frevel! Sie hat kein Gemüth, ſondern abentheuerlichen Sinn. Sie langweilte ſich in dem ſtreng verſchloſſenen, „ehrbaren" Hauſe des bittermüthigen Juden, das ihr endlich eine Hölle dünkte. Das leichtfertige Herz ward allzuſehr angezogen von den heiteren Tönen der Trommel und der quergehalſten Pfeife. Hat Shakeſpeare hier eine Jüdin ſchildern wollen? Wahrlich nein; er ſchildert nur eine Tochter Evas, einen jener ſchönen Vögel, die wenn ſie flügge geworden, aus dem väterlichen Neſte fortflattern zu den geliebten Männchen. So folgte Desdemona dem Mohren, ſo Imogen dem Poſtumus. Das iſt weibliche Sitte. Bei Jeſſika iſt beſonders bemerkbar eine gewiſſe zagende Scham, die ſie nicht überwinden kann, wenn ſie Knabentracht anlegen ſoll. Vielleicht in dieſem Zuge möchte man jene ſonderbare Keuſchheit erkennen, die ihrem Stamme eigen iſt, und den Töchtern deſſelben einen ſo wunderbaren Liebreiz verleiht. Die Keuſchheit der Juden iſt vielleicht die Folge einer Oppoſizion, die ſie von jeher gegen jenen orientaliſchen Sinnen- und Sinnlichkeitsdienſt bildeten, der einſt bei ihren Nachbaren, den Aegyptern, Phöniziern, Aſſyrern und Babyloniern in üppigſter Blüthe ſtand, und ſich, in beſtändiger Transformazion, bis auf heutigen Tag erhalten hat. Die Juden ſind ein keuſches, enthaltſames, ich möchte faſt ſagen, abſtraktes Volk, und in der Sittenreinheit ſtehen ſie am nächſten den germaniſchen Stämmen. Die Züchtigkeit der Frauen bei Juden und Germanen iſt vielleicht von keinem abſoluten Werthe, aber in ihrer Erſcheinung macht ſie den lieblichſten, anmuthigſten und rüh-

rendſten Eindruck. Rührend bis zum Weinen iſt es, wenn z. B. nach der Niederlage der Cimbern und Teutonen, die Frauen derſelben den Marius anflehen, ſie nicht ſeinen Soldaten, ſondern den Prieſterinnen der Veſta als Sklavinnen zu übergeben.

Es iſt in der That auffallend, welche innige Wahlverwandtſchaft zwiſchen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und Germanen, herrſcht. Dieſe Wahlverwandtſchaft entſtand nicht auf hiſtoriſchem Wege, weil etwa die große Familien-Chronik der Juden, die Bibel, der ganzen germaniſchen Welt als Erziehungsbuch diente, auch nicht weil Juden und Germanen von früh an die unerbittlichſten Feinde der Römer, und alſo natürliche Bundesgenoſſen waren: ſie hat einen tiefern Grund, und beide Völker ſind ſich urſprünglich ſo ähnlich, daß man das ehemalige Paleſtina für ein orientaliſches Deutſchland anſehen könnte, wie man das heutige Deutſchland für die Heimath des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetenthums, für die Burg der reinen Geiſtheit halten ſollte.

Aber nicht blos Deutſchland trägt die Phyſiognomie Paleſtina's, ſondern auch das übrige Europa erhebt ſich zu den Juden. Ich ſage erhebt ſich, denn die Juden trugen ſchon im Beginne das moderne Prinzip in ſich, welches ſich heute erſt bei den europäiſchen Völkern ſichtbar entfaltet.

Griechen und Römer hingen begeiſtert an dem Boden, an dem Vaterlande. Die ſpätern nordiſchen Einwanderer in die Römer- und Griechenwelt hingen an die Perſon ihrer Häuplinge, und an die Stelle des antiken Patriotismus trat im Mittelalter die Vaſallentreue, die Anhänglichkeit an die Fürſten. Die Juden aber, von jeher, hingen nur an dem Geſetz, an dem abſtrakten Gedanken, wie unſere neueren kosmopolitiſchen Republikaner, die weder das Geburtsland noch die Perſon der Fürſten, ſondern die Geſetze als das Höchſte achten. Ja, der Kosmopolitismus iſt ganz eigentlich dem Boden Judäas entſproſſen, und Chriſtus, der, trotz dem Mißmuthe des früher erwähnten Hamburger Spezereihändlers, ein wirklicher Jude war, hat ganz eigentlich eine Propaganda des Weltbürgerthums geſtiftet. Was den Republikanismus der Juden betrifft, ſo erinnere ich mich im Joſephus geleſen zu haben, daß es zu Jeruſalem Republikaner gab, die ſich den königlichgeſinnten Herodianern entgegenſetzten, am muthigſten fochten, niemanden den Namen „Herr" gaben, und den römiſchen Abſolutismus aufs ingrimmigſte haßten; Freiheit und Gleichheit war ihre Religion. Welcher Wahn!

Was iſt aber der letzte Grund jenes Haſſes, den wir in Europa zwiſchen den Anhängern der moſaiſchen Geſetze und der Lehre Chriſti bis auf heutigen Tag gewahren, und wovon uns der Dichter, indem er das Allgemeine im Beſondern veranſchaulichte, im Kaufmann von Venedig ein ſchauerliches Bild geliefert hat? Iſt es der urſprüngliche Bruderhaß, den wir ſchon gleich nach

Erſchaffung der Welt, ob der Verſchiedenheit des Gottesdienſtes, zwiſchen Kain und Abel entlodern ſehen? Oder iſt die Religion überhaupt nur Vorwand, und die Menſchen haſſen ſich, um ſich zu haſſen, wie ſie ſich lieben, um ſich zu lieben? Auf welcher Seite iſt die Schuld bei dieſem Groll? Ich kann nicht umhin zur Beantwortung dieſer Frage eine Stelle aus einem Privatbriefe mitzutheilen, die auch die Gegner Shylok's juſtifizirt:

„Ich verdamme nicht den Haß, womit das gemeine Volk die Juden verfolgt; ich verdamme nur die unglückſeligen Irrthümer, die jenen Haß erzeugten. Das Volk hat immer Recht in der Sache, ſeinem Haſſe wie ſeiner Liebe liegt immer ein ganz richtiger Inſtinkt zu Grunde, nur weiß es nicht ſeine Empfindungen richtig zu formuliren, und ſtatt der Sache, trifft ſein Groll gewöhnlich die Perſon, den unſchuldigen Sündenbock zeitlicher oder örtlicher Mißverhältniſſe. Das Volk leidet Mangel, es fehlen ihm die Mittel zum Lebensgenuß, und obgleich ihm die Prieſter der Staatsreligion verſichern, „daß man auf Erden ſei, um zu entbehren und trotz Hunger und Durſt der Obrigkeit zu gehorchen" — ſo hat doch das Volk eine geheime Sehnſucht nach den Mitteln des Genuſſes, und es haßt diejenigen, in deren Kiſten und Kaſten dergleichen aufgeſpeichert liegt; es haßt die Reichen und iſt froh wenn ihm die Religion erlaubt, ſich dieſem Haſſe mit vollem Gemüthe hinzugeben. Das gemeine Volk haßte in den Juden immer nur die Geldbeſitzer, es war immer das aufgehäufte Metall, welches die Blitze ſeines Zornes auf die Juden herabzog. Der jedesweilige Zeitgeiſt lieh nun immer jenem Haſſe ſeine Parole. Im Mittelalter trug dieſe Parole die düſtre Farbe der katholiſchen Kirche, und man ſchlug die Juden todt und plünderte ihre Häuſer: „weil ſie Chriſtus gekreuzigt" — ganz mit derſelben Logik, wie auf St. Domingo einige ſchwarze Chriſten, zur Zeit der Maſſacre, mit einem Bilde des gekreuzigten Heilands herumliefen und fanatiſch ſchrieen: les blancs l'ont tué, tuons tous les blancs.

„Mein Freund, Sie lachen über die armen Neger; ich verſichere Sie, die weſtindiſchen Pflanzer lachten damals nicht, und wurden niedergemetzelt zur Sühne Chriſti, wie einige Jahrhunderte früher die europäiſchen Juden. Aber die ſchwarzen Chriſten auf St. Domingo hatten in der Sache ebenfalls Recht! die Weißen lebten müßig in der Fülle aller Genüſſe, während der Neger im Schweiße ſeines ſchwarzen Angeſichts für ſie arbeiten mußte, und zum Lohne nur ein Bischen Reismehl und ſehr viele Peitſchenhiebe erhielt; die Schwarzen waren das gemeine Volk. —

„Wir leben nicht mehr im Mittelalter, auch das gemeine Volk wird aufgeklärter, ſchlägt die Juden nicht mehr auf einmal todt, und beſchönigt ſeinen Haß nicht mehr mit der Religion; unſere Zeit iſt nicht mehr ſo naiv glaubensheiß, der tradizionelle Groll kleidet ſich in modernen Redensarten, und

der Pöbel in den Bierſtuben wie in den Deputirtenkammern deklamirt wider die Juden mit merkantiliſchen, induſtriellen, wiſſenſchaftlichen oder gar philoſophiſchen Argumenten. Nur abgefeimte Heuchler geben noch heute ihrem Haß eine religiöſe Färbung und verfolgen die Juden um Chriſti Willen; die große Menge geſteht offenherzig, daß hier materielle Intereſſen zu Grunde liegen, und ſie will den Juden durch alle möglichen Mittel die Ausübung ihrer induſtriellen Fähigkeiten erſchweren. Hier in Frankfurt z. B. dürfen jährlich nur vier und zwanzig Bekenner des moſaiſchen Glaubens heurathen, damit ihre Populazion nicht zunimmt und für die chriſtlichen Handelsleute keine allzuſtarke Konkurrenz erzeugt wird. Hier tritt der wirkliche Grund des Judenhaſſes mit ſeinem wahren Geſichte hervor, und dieſes Geſicht trägt keine düſter fanatiſche Mönchsmiene, ſondern die ſchlaffen aufgeklärten Züge eines Krämers, der ſich ängſtigt im Handel und Wandel von dem iſraelitiſchen Geſchäftsgeiſte überflügelt zu werden.

„Aber iſt es die Schuld der Juden, daß ſich dieſer Geſchäftsgeiſt bei ihnen ſo bedrohlich entwickelt hat? Die Schuld liegt ganz an jenem Wahnſinn, womit man im Mittelalter die Bedeutung der Induſtrie verkannte, den Handel als etwas Unedles und gar die Geldgeſchäfte als etwas Schimpfliches betrachtete, und deshalb den einträglichſten Theil ſolcher Induſtriezweige, namentlich die Geldgeſchäfte, in die Hände der Juden gab; ſo daß dieſe, ausgeſchloſſen von allen anderen Gewerben, nothwendigerweiſe die raffinirteſten Kaufleute und Banquiers werden mußten. Man zwang ſie reich zu werden und haßte ſie dann wegen ihres Reichthums; und obgleich jetzt die Chriſtenheit ihre Vorurtheile gegen die Induſtrie aufgegeben hat, und die Chriſten in Handel und Gewerb eben ſo große Spitzbuben und eben ſo reich wie die Juden geworden ſind: ſo iſt dennoch an dieſen letztern der tradizionelle Volkshaß haften geblieben, das Volk ſieht in ihnen noch immer die Repräſentanten des Geldbeſitzes und haßt ſie. Sehen Sie, in der Weltgeſchichte hat jeder Recht, ſowohl der Hammer als der Ambos.“

Portia.

(Kaufmann von Venedig.)

„Wahrſcheinlich wurden alle Kunſtrichter von Shylok's erſtaunlichem Charakter ſo geblendet und befangen, daß ſie ihrerſeits Portia ihr Recht nicht widerfahren ließen, da doch ausgemacht Shylok's Charakter in ſeiner Art nicht kunſtreicher, noch vollendeter iſt, als Portia's in der ihrigen. Die zwei glänzenden Figuren ſind beide ehrenwerth: werth zuſammen in dem reichen

Bann bezaubernder Dichtung und prachtvoller anmuthiger Formen zu stehen. Neben dem schrecklichen, unerbittlichen Juden, gegen seine gewaltigen Schatten durch ihre Glanzlichter abstechend, hängt sie wie ein prächtiger Schönheit-athmender Tizian neben einem herrlichen Rembrandt.

„Portia hat ihr gehöriges Theil von den angenehmen Eigenschaften, die Shakespeare über viele seiner weiblichen Charaktere ausgegossen; neben der Würde aber, der Süßigkeit und Zärtlichkeit, welche ihr Geschlecht überhaupt auszeichnen, auch noch ganz eigenthümliche, besondere Gaben: hohe geistige Kraft, begeisterte Stimmung, entschiedene Festigkeit und allem obschwebende Munterkeit. Diese sind angeboren; sie hat aber noch andere ausgezeichnete äußerliche Eigenschaften, die aus ihrer Stellung und ihren Bezügen hervorgehen. So ist sie Erbin eines fürstlichen Namens und unberechenbaren Reichthums; ein Gefolg dienstwilliger Lustbarkeiten hat sie stets umgeben; von Kindheit an hat sie eine mit Wohlgerüchen und Schmeichelbüften durchwürzte Luft geathmet. Daher eine gebieterische Anmuth, eine vornehme hehre Zierlichkeit, ein Geist der Pracht in allem was sie thut und sagt, als die von Geburt an mit dem Glanze vertraute. Sie wandelt einher, wie in Marmorpaläſten, unter goldverzierten Decken, auf Fußböden von Ceder und Mosaiken von Jaspis und Porphyr, in Gärten mit Standbildern, Blumen und Quellen und geisterartig flüsternder Musik. Sie ist voll eindringender Weisheit, unverfälschter Zärtlichkeit und lebhaften Witzes. Da sie aber nie Mangel, Gram, Furcht oder Mißerfolg gekannt, so hat ihre Weisheit keinen Zug von Düsterheit oder Trübheit; all' ihre Regungen sind mit Glauben, Hoffnung, Freude versetzt; und ihr Witz ist nicht im mindesten böswillig oder beißend.

Obige Worte entlehne ich einem Werke der Frau Jameson, welches „Moralische, poetische und historische Frauen-Charaktere" betitelt. Es ist in diesem Buche nur von Shakespeare'schen Weibern die Rede, und die angeführte Stelle zeugt von dem Geiste der Verfasserin, die wahrscheinlich von Geburt eine Schottin ist. Was sie über Portia im Gegensatz zu Shylok sagt, ist nicht blos schön, sondern auch wahr. Wollen wir letzteren, in üblicher Auffassung, als den Repräsentanten des starren, ernsten kunstfeindlichen Judäas betrachten, so erscheint uns dagegen Portia als die Repräsentantin jener Nachblüthe des griechischen Geistes, welche von Italien aus, im sechszehnten Jahrhundert, ihren holden Duft über die Welt verbreitete und welche wir noch heute unter dem Namen „die Renaissance" lieben und schätzen. Portia ist zugleich die Repräsentantin des heitern Glückes im Gegensatze zu dem düstern Mißgeschick, welches Shylok repräsentirt. Wie blühend, wie rosig, wie reinklingend ist all ihr Denken und Sprechen, wie freudewarm sind ihre Worte, wie schön alle ihre Bilder, die meistens der Mythologie entlehnt sind! Wie trübe, knei-

send und häßlich sind dagegen die Gedanken und Reden des Shylok, der im Gegentheil nur alttestamentalische Gleichnisse gebraucht! Sein Witz ist krampfhaft und ätzend, seine Metaphern sucht er unter den widerwärtigsten Gegenständen, und sogar seine Worte sind zusammengequetschte Mißlaute, schrill, zischend und quirrend. Wie die Personen so ihre Wohnungen. Wenn wir sehen, wie der Diener Jehovas, der weder ein Abbild Gottes noch des Menschen, des erschaffenen Conterfei Gottes, in seinem „ehrbaren Hause" duldet, und sogar die Ohren desselben, die Fenster, verstopft, damit die Töne des heidnischen Mummenschanz nicht hineindringen in sein „ehrbares Haus" . . . so sehen wir im Gegentheil das kostbarste und geschmackvollste Villeggiatura-Leben in dem schönen Palazzo zu Belmonte, wo lauter Licht und Musik, wo unter Gemälden, marmornen Statuen und hohen Lorbeerbäumen die geschmückten Freier lustwandeln und über Liebesräthsel sinnen, und inmitten aller Herrlichkeit Signora Portia, gleich einer Göttin hervorglänzt,

Das sonnige Haar die Schläf' umwallend.

Durch solchen Kontraſt werden die beiden Hauptpersonen des Dramas so individualisirt, daß man darauf schwören möchte, es seien nicht Phantasiebilder eines Dichters, sondern wirkliche, weibgeborne Menschen. Ja, sie erscheinen uns noch lebendiger als die gewöhnlichen Naturgeschöpfe, da weder Zeit noch Tod ihnen etwas anhaben kann, und in ihren Adern das unsterblichste Blut, die ewige Poesie, pulsirt. Wenn du nach Venedig kommst und den Dogenpalast durchwandelst, so weißt du sehr gut, daß du weder im Saal der Senatoren, noch auf der Riesentreppe dem Marino Faliéri begegnen wirst; — an den alten Dandalo wirst du im Arsenale zwar erinnert, aber auf keiner der goldenen Galeren wirst du den blinden Helden suchen; — siehst du an einer Ecke der Straße Santa eine Schlange in Stein gehauen, und an der andern Ecke den geflügelten Löwen, welcher das Haupt der Schlange in der Tatze hält, so kömmt dir vielleicht der stolze Carmagnole in den Sinn, doch nur auf einen Augenblick: — Aber weit mehr als an alle solche historische Personen denkst du zu Venedig an Shakespeare's Shylok, der immer noch lebt, während jene im Grabe längst vermodert sind, — und wenn du über den Rialto steigst, so sucht ihn dein Auge überall, und du meinst, er müsse dort hinter irgend einem Pfeiler zu finden sein, mit seinem jüdischen Rokolor, mit seinem mißtrauisch berechnenden Gesicht, und du glaubst manchmal sogar seine kreischende Stimme zu hören: „dreitausend Dukaten — gut."

Ich wenigstens, wandelnder Traumjäger, wie ich bin, ich sah mich auf dem Rialto überall um, ob ich ihn irgend fände, den Shylok. Ich hätte ihm etwas mitzutheilen gehabt, was ihm Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylok zu Paris, der mächtigste Baron der Christenheit geworden,

und von Ihrer Katholiſchen Majeſtät jenen Iſabellenorden erhalten hat, welcher einſt geſtiftet ward, um die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu verherrlichen. Aber ich bemerkte ihn nirgends auf dem Rialto, und ich entſchloß mich daher, den alten Bekannten in der Synagoge zu ſuchen. Die Juden feierten hier eben ihren heiligen Verſöhnungstag und ſtanden eingewickelt in ihren weißen Schaufäden-Talaren, mit unheimlichen Kopfbewegungen, faſt ausſehend wie eine Verſammlung von Geſpenſtern. Die armen Juden, ſie ſtanden dort, faſtend und betend, von früheſtem Morgen, hatten ſeit dem Vorabend weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen, und hatten auch vorher alle ihre Bekannten um Verzeihung gebeten für etwaige Beleidigungen, die ſie ihnen im Laufe des Jahres zugefügt, damit ihnen Gott ebenfalls ihre Sünden verzeihe, — ein ſchöner Gebrauch, welcher ſich ſonderbarerweiſe bei dieſen Leuten findet, denen doch die Lehre Chriſti ganz fremd geblieben iſt!

Indem ich, nach dem alten Shylok umherſpähend, all die blaſſen, leidenden Judengeſichter aufmerkſam muſterte, machte ich eine Entdeckung, die ich leider nicht verſchweigen kann. Ich hatte nemlich denſelben Tag das Irrenhaus San Carlo beſucht, und jetzt, in der Synagoge, fiel es mir auf, daß in dem Blick der Juden derſelbe fatale, halb ſtiere, halb unſtäte, halb pfiffige halb blöde Glanz flimmerte, welchen ich kurz vorher in den Augen der Wahnſinnigen zu San Carlo bemerkt hatte. Dieſer unbeſchreibliche, räthſelhafte Blick zeugte nicht eigentlich von Geiſtesabweſenheit, als vielmehr von der Oberherrſchaft einer fixen Idee. Iſt etwa der Glaube an jenen außerweltlichen Donnergott, den Moſes ausſprach, zur fixen Idee eines ganzen Volks geworden, das, trotz dem, daß man es ſeit zwei Jahrtauſenden in die Zwangsjacke ſteckte und ihm die Duſche gab, dennoch nicht davon ablaſſen will — gleich jenem verrückten Advokaten, den ich in San Carlo ſah, und der ſich ebenfalls nicht ausreden ließ, daß die Sonne ein engliſcher Käſe ſei, daß die Strahlen derſelben aus lauter rothen Würmern beſtünden, und daß ihm ein ſolcher herabgeſchoſſener Wurmſtrahl das Hirn zerfreſſe?

Ich will hiermit keineswegs den Werth jener fixen Idee beſtreiten, ſondern ich will nur ſagen, daß die Träger derſelben zu ſchwach ſind, um ſie zu beherrſchen, und davon niedergedrückt und inkurabel werden. Welches Martyrthum haben ſie ſchon um dieſer Idee Willen erduldet! welches größere Martyrthum ſteht ihnen noch bevor! Ich ſchaudre bei dieſem Gedanken, und ein unendliches Mitleid rieſelt mir durch's Herz. Während des ganzen Mittelalters bis zum heutigen Tag ſtand die herrſchende Weltanſchauung nicht in direktem Widerſpruch mit jener Idee, die Moſes den Juden aufgebürdet, ihnen mit heiligen Riemen angeſchnallt, ihnen ins Fleiſch eingeſchnitten hatte; ja, von Chriſten und Mahomedanern unterſchieden ſie ſich nicht weſentlich, unterſchieden ſie ſich nicht durch eine entgegengeſetzte Syntheſe, ſondern nur durch Auslegung und

Shiboleth. Aber siegt einst Satan, der sündhafte Pantheismus, vor welchem uns sowohl alle Heiligen des alten und des neuen Testaments als auch des Corans bewahren mögen, so zieht sich über die Häupter der armen Juden ein Verfolgungsgewitter, das ihre früheren Erduldungen noch weit überbieten wird . . .

Trotz dem, daß ich in der Synagoge von Venedig nach allen Seiten umherspähete, konnte ich das Antlitz des Shylok's nirgens erblicken. Und doch war es mir, als halte er sich dort verborgen, unter irgend einem jener weißen Talare, inbrünstiger betend als seine übrigen Glaubensgenossen, mit stürmischer Wildheit, ja mit Raserei hinaufbetend zum Throne Jehovas, des harten Gottkönigs! Ich sah ihn nicht. Aber gegen Abend, wo, nach dem Glauben der Juden, die Pforten des Himmels geschlossen werden und kein Gebet mehr Einlaß erhält, hörte ich eine Stimme, worin Thränen rieselten, wie sie nie mit den Augen geweint werden . . . Es war ein Schluchzen, das einen Stein in Mitleid zu rühren vermochte . . . Es waren Schmerzlaute, wie sie nur aus einer Brust kommen konnten, die all das Martyrthum, welches ein ganzes gequältes Volk seit achtzehn Jahrhunderten ertragen hat, in sich verschlossen hielt . . . Es war das Röcheln einer Seele, welche todtmüde niedersinkt vor den Himmelspforten . . . Und diese Stimme schien mir wohlbekannt, und mir war, als hätte ich sie einst gehört, wie sie eben so verzweiflungsvoll jammerte: „Jessika, mein Kind!“

Comödien.

In den einleitenden Blättern dieſes Bilderſaals habe ich berichtet, auf welchen Wegen ſich die Popularität Shakeſpeare's in England und Deutſchland verbreitete, und wie hier und dort ein Verſtändniß ſeiner Werke befördert ward. Leider konnte ich in Bezug auf romaniſche Länder keine ſo erfreuliche Nachrichten mittheilen: in Spanien iſt der Name unſeres Dichters bis auf heutigen Tag ganz unbekannt geblieben; Italien ignorirt ihn vielleicht abſichtlich, um den Ruhm ſeiner großen Poeten vor transalpiniſcher Nebenbuhlerſchaft zu beſchützen; und Frankreich, die Heimath des herkömmlichen Geſchmacks und des gebildeten Tons, glaubte lange Zeit den großen Britten hinlänglich zu ehren, wenn es ihn einen genialen Barbaren nannte, und über ſeine Rohheit ſo wenig als möglich ſpöttelte. Indeſſen die politiſche Revoluzion, welche dieſes Land erlebte, hat auch eine literariſche hervorgebracht, die vielleicht an Terrorismus die erſtere überbietet, und Shakeſpeare ward bei dieſer Gelegenheit aufs Schild gehoben. Freilich, wie in ihren politiſchen Umwälzungsverſuchen, ſind die Franzoſen ſelten ganz ehrlich in ihren literäriſchen Revoluzionen; wie dort, ſo auch hier, preiſen und feiern ſie irgend einen Helden, nicht ob ſeinem wahren inwohnenden Werthe, ſondern wegen des momentanen Vortheils den ihre Sache durch ſolche Anpreiſung und Feier gewinnen kann; und ſo geſchieht es, daß ſie heute emporrühmen, was ſie morgen wieder herabwürdigen müſſen, und umgekehrt. Shakeſpeare iſt ſeit zehn Jahren in Frankreich, für die Parthei welche die literariſche Revoluzion durchkämpft, ein Gegenſtand der blindeſten Anbetung. Aber, ob er bei dieſen Männern der Bewegung eine wirkliche gewiſſenhafte Anerkennung, oder gar ein richtiges Verſtändniß gefunden hat, iſt die große Frage. Die Franzoſen ſind zu ſehr die Kinder ihrer Mütter, ſie haben zu ſehr die geſellſchaftliche Lüge mit der Ammenmilch eingeſogen, als daß ſie dem Dichter, der die Wahrheit der Natur in jedem Worte athmet, ſehr viel Geſchmack abgewinnen oder gar ihn verſtehen könnten. Es herrſcht freilich bei ihren Schriftſtellern ſeit einiger Zeit ein unbändiges Streben nach ſolcher Natürlichkeit; ſie reißen ſich gleichſam verzweiflungsvoll die konvenzionellen Gewänder vom Leibe, und zeigen ſich in der ſchrecklichſten

Nacktheit . . . Aber irgend ein modiſcher Fetzen, welcher ihnen dennoch immer anhängen bleibt, giebt Kunde von der überlieferten Unnatur und entlockt dem deutſchen Zuſchauer ein ironiſches Lächeln. Dieſe Schriftſteller mahnen mich immer an die Kupferſtiche gewiſſer Romane, wo die unſittlichen Liebſchaften des achtzehnten Jahrhunderts abkonterfeit ſind, und, trotz dem paradieſiſchen Naturkoſtüme der Herren und Damen, jene ihre Zopfperücken, dieſe ihre Thurmfriſuren und ihre Schuhe mit hohen Abſätzen beibehalten haben.

Nicht durch direkte Kritik, ſondern indirekt, durch dramatiſche Schöpfungen, die dem Shakeſpeare mehr oder minder nachgebildet ſind, gelangen die Franzoſen zu einigem Verſtändniß des großen Dichters. Als ein Vermittler in dieſer Weiſe, iſt Victor Hugo ganz beſonders zu rühmen. Ich will ihn hiermit keineswegs als bloßen Nachahmer des Britten im gewöhnlichen Sinne betrachtet wiſſen. Victor Hugo iſt ein Genius von erſter Größe und bewunderungswürdig iſt ſein Flug und ſeine Schöpferkraft; er hat das Bild und hat das Wort; er iſt der größte Dichter Frankreichs; aber ſein Pegaſus hegt eine krankhafte Scheu vor den brauſenden Strömen der Gegenwart und geht nicht gern zur Tränke, wo das Tageslicht in den friſchen Fluten ſich abſpiegelt . . . vielmehr unter den Ruinen der Vergangenheit ſucht er, zu ſeiner Erlabung, jene verſchollenen Quellen, wo einſt das hohe Flügelroß des Shakeſpeare ſeinen unſterblichen Durſt gelöſcht hat. Iſt es nun weil jene alten Quellen, halbverſchüttet und übermoort, keinen reinen Trunk mehr bieten: genug, Victor Hugos dramatiſche Gedichte enthalten mehr den trüben Moder als den belebenden Geiſt der altengliſchen Hippokrene, es fehlt ihnen die heitere Klarheit und die harmoniſche Geſundheit . . . und ich muß geſtehen, zuweilen erfaßt mich der ſchauerliche Gedanke, dieſer Victor Hugo ſei das Geſpenſt eines engliſchen Poeten, aus der Blüthezeit der Eliſabeth, ein todter Dichter der verdrießlich dem Grabe entſtiegen, um in einem anderen Lande und in einer anderen Periode, wo er vor der Conkurrenz des großen Williams geſichert, einige poſthume Werke zu ſchreiben. In der That, Victor Hugo mahnt mich an Leute wie Marlow, Decker, Heiwood u. ſ. w., die in Sprache und Manier ihrem großen Zeitgenoſſen ſo ähnlich waren, und nur ſeinen Tiefblick und Schönheitsſinn, ſeine furchtbare und lächelnde Grazie, ſeine offenbarende Naturſendung, entbehrten . . . Und ach! zu den Mängeln eines Marlows, Deckers und Heiwoods, geſellt ſich bei Victor Hugo noch das ſchlimmſte Entbehrniß: es fehlt ihm das Leben. Jene litten an kochender Ueberfülle, an wildeſter Vollblütigkeit, und ihr poetiſches Schaffen war geſchriebenes Athmen, Jauchzen und Schluchzen; aber Victor Hugo, bei aller Verehrung, die ich ihm zolle, ich muß es geſtehen, hat etwas Verſtorbenes, Unheimliches, Spukhaftes, etwas grabentſtiegen Vampyriſches . . . Er weckt nicht die Begeiſterung in unſern Herzen, ſondern er ſaugt ſie heraus . . . Er verſöhnt nicht unſere

Gefühle durch poetiſche Verklärung, ſondern er erſchreckt ſie durch widerwärtiges Zerrbild . . . Er leidet an Tod und Häßlichkeit.

Eine junge Dame, die mir ſehr nahe ſteht, äußerte ſich jüngſt über dieſe Häßlichkeits-Sucht der Hugo'ſchen Muſe mit ſehr treffenden Worten. Sie ſagte nämlich: Die Muſe des Victor Hugo mahnt mich an das Mährchen von der wunderlichen Prinzeſſin, die nur den häßlichſten Mann heirathen wollte, und dieſer Anſicht im ganzen Lande das Aufgeboth ergehen ließ, daß ſich alle Junggeſellen von ausgezeichneter Mißbildung an einem gewiſſen Tage vor ihrem Schloſſe, als Ehekandidaten, verſammeln ſollten . . . Da gab's nun freilich eine gute Auswahl von Krüppeln und Fratzen, und man glaubte das Perſonal eines Hugo'ſchen Werkes vor ſich zu ſehen . . . Aber Quaſimodo führte die Braut nach Hauſe.

Nach Victor Hugo muß ich wieder des Alexander Dümas erwähnen; auch dieſer hat dem Verſtändniß des Shakeſpeare in Frankreich mittelbar vorgearbeitet. Wenn jener durch Extravaganz im Häßlichen die Franzoſen daran gewöhnte, im Drama nicht bloß die ſchöne Drappirung der Leidenſchaft zu ſuchen, ſo bewirkte Dümas, daß ſeine Landsleute an dem natürlichen Ausdruck der Leidenſchaft großes Gefallen gewannen. Aber ihm galt die Leidenſchaft als das Höchſte, und in ſeinen Dichtungen uſurpirte ſie den Platz der Poeſie. Dadurch freilich wirkte er deſto mehr auf der Bühne. Er gewöhnte das Publikum in dieſer Sphäre, in der Darſtellung der Leidenſchaften, an die größten Kühnheiten des Shakeſpeare; und wer einmal an Heinrich III. und Richard Darlington Gefallen fand, klagte nicht mehr über Geſchmackloſigkeit im Othello und Richard III. Der Vorwurf des Plagiats, den man ihm einſt anheften wollte, war eben ſo thöricht wie ungerecht. Dümas hat freilich in ſeinen leidenſchaftlichen Scenen hie und da etwas dem Shakeſpeare entlehnt, aber unſer Schiller that dieſes mit noch weit kühnerem Zugriff, ohne dadurch irgend einem Tadel zu verfallen. Und gar Shakeſpeare ſelber, wie viel entlehnte er nicht ſeinen Vorgängern! Auch dieſem Dichter begegnete es, daß ein ſauertöpfiger Pamphletiſt mit der Behauptung gegen ihn auftrat: „Das Beſte ſeiner Dramen ſei den ältern Schriftſtellern entwendet.“ Shakeſpeare wird bei dieſer lächerlichen Gelegenheit ein Rabe genannt, welcher ſich mit dem fremden Gefieder des Pfauen geſchmückt habe. Der Schwan von Avon ſchwieg und dachte vielleicht in ſeinem göttlichen Sinn: „ich bin weder Rabe noch Pfau!“ und wiegte ſich ſorglos auf den blauen Fluthen der Poeſie, manchmal hinauflächelnd zu den Sternen, den goldenen Gedanken des Himmels.

Des Grafen Alfred de Vigny muß hier ebenfalls Erwähnung geſchehen. Dieſer Schriftſteller, des engliſchen Idioms kundig, beſchäftigte ſich am gründlichſten mit den Werken des Shakeſpeare, überſetzte einige derſelben mit großem

Geſchick, und dieſes Studium übte auch auf ſeine Originalarbeiten den günſtigſten Einfluß. Bei dem feinhörigen und ſcharfäugigen Kunſtſinn, den man dem Grafen de Vigny zuerkennen muß, darf man annehmen, daß er den Geiſt Shakeſpeare's tiefer behorcht und beobachtet habe, als die meiſten ſeiner Landsleute. Aber das Talent dieſes Mannes, wie auch ſeine Denk- und Gefühlart, iſt auf das Zierliche und Miniaturmäßige gerichtet, und ſeine Werke ſind beſonders koſtbar durch ihre ausgearbeitete Feinheit. Ich kann mir's daher wohl denken, daß er manchmal wie verblüfft ſtehen blieb vor jenen ungeheuren Schönheiten, die Shakeſpeare gleichſam aus den gewaltigſten Granitblöcken der Poeſie ausgehauen hat ... Er betrachtete ſie gewiß mit ängſtlicher Bewunderung, gleich einem Goldſchmied, der in Florenz jene koloſſalen Pforten des Baptiſterii anſtarrt, die, einem einzigen Metallguß entſprungen, dennoch zierlich und lieblich, wie ciſelirt, ja wie die feinſte Bijouterie-Arbeit ausſehen.

Wird es den Franzoſen ſchon ſchwer genug, die Tragödien Shakeſpeare's zu verſtehen, ſo iſt ihnen das Verſtändniß ſeiner Comödien faſt ganz verſagt. Die Poeſie der Leidenſchaft iſt ihnen zugänglich: auch die Wahrheit der Charakteriſtik können ſie bis auf einen gewiſſen Grad begreifen: denn ihre Herzen haben brennen gelernt, das Paſſionirte iſt ſo recht ihr Fach, und mit ihrem analitiſchen Verſtande wiſſen ſie jeden gegebenen Charakter in ſeine feinſten Beſtandtheile zu zerlegen, und die Phaſen zu berechnen, worin er jedesmal gerathen wird, wenn er mit beſtimmten Weltrealitäten zuſammenſtößt. Aber im Zaubergarten der Shakeſpeare'ſchen Comödie iſt ihnen all dieſes Erfahrungswiſſen von wenig Hülfe. Schon an der Pforte bleibt ihnen der Verſtand ſtehen, und ihr Herz weiß kein Beſcheid, und es fehlt ihnen die geheimnißvolle Wünſchelruthe, deren bloße Berührung das Schloß ſprengt. Da ſchauen ſie mit verwunderten Augen durch das goldene Gitter, und ſehen wie Ritter und Edelfrauen, Schäfer und Schäferinnen, Narren und Weiſe, unter den hohen Bäumen einherwandeln; wie der Liebende und ſeine Geliebte im kühlen Schatten lagern und zärtliche Reden tauſchen; wie dann und wann ein Fabelthier, etwa ein Hirſch mit ſilbernem Geweih, vorüberjagt, oder gar ein keuſches Einhorn aus dem Buſche ſpringt und der ſchönen Jungfrau ſein Haupt in den Schooß legt ... Und ſie ſehen, wie aus den Bächen die Waſſerfrauen, mit grünem Haar und glänzenden Schleiern, hervortauchen, und wie plötzlich der Mond aufgeht ... Und ſie hören dann wie die Nachtigall ſchlägt ... Und ſie ſchütteln ihre klugen Köpflein über all das unbegreiflich närriſche Zeug! Ja, die Sonne können die Franzoſen allenfalls begreifen, aber nicht den Mond, und am allerwenigſten das ſelige Schluchzen und melancholiſch entzückte Trillern der Nachtigallen ...

Ja, weder ihre empiriſche Bekanntſchaft mit den menſchlichen Paſſionen,

noch ihre positive Weltkenntniß, ist den Franzosen von einigem Nutzen, wenn sie die Erscheinungen und Töne enträthseln wollen, die ihnen aus dem Zaubergarten der Shakespeare'schen Comödie entgegen glänzen und klingen . . . Sie glauben manchmal ein Menschengesicht zu sehen, und bei näherem Hinblick ist es eine Landschaft, und was sie für Augebraunen hielten war ein Haselbusch, und die Nase war ein Felsen und der Mund eine kleine Quelle, wie wir dergleichen auf den bekannten Verirbildern schauen . . . Und umgekehrt, was die armen Franzosen für einen bizarrgewachsenen Baum oder wunderlichen Stein ansahen, das präsentirt sich bei genauerer Betrachtung als ein wirkliches Menschengesicht von ungeheuerem Ausdruck. Gelingt es ihnen etwa mit höchster Anstrengung des Ohres irgend ein Wechselgespräch der Liebenden, die im Schatten der Bäume lagern, zu belauschen, so gerathen sie in noch größere Verlegenheit . . . Sie hören bekannte Worte, aber diese haben einen ganz anderen Sinn; und sie behaupten dann diese Leute verständen nichts von der flammenden Leidenschaft, von der großen Passion, das sei witziges Eis was sie einander zur Erfrischung böten, nicht lodernder Liebestrunk . . . Und sie merkten nicht, daß diese Leute nur verkleidete Vögel sind, und in einer Coteriesprache konversiren, die man nur im Traume oder in der frühesten Kindheit erlernen kann . . . Aber am schlimmsten geht es den Franzosen, da draussen an den Gitterpforten der Shakespeare'schen Comödie, wenn manchmal ein heiterer Westwind über ein Blumenbeet jenes Zaubergartens dahin streicht, und ihnen die unerhörtesten Wohlgerüche in die Nase weht . . . „Was ist das?"

Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich hier eines französischen Schriftstellers erwähne, welcher mit einigem Geschick die Shakespeare'schen Comödien nachahmte, und schon durch die Wahl seiner Muster eine seltene Empfänglichkeit für wahre Dichtkunst beurkundete. Dieser ist Herr Alfred de Müsset. Er hat vor etwa fünf Jahren einige kleine Dramen geschrieben, die, was den Bau und die Weise betrifft, ganz den Comödien des Shakespeare nachgebildet sind. Besonders hat er sich die Caprize (nicht den Humor), der in denselben herrscht, mit französischer Leichtigkeit zu eigen gemacht. Auch an einiger, zwar sehr dünndrähtiger, aber doch probehaltiger Poesie fehlte es nicht in diesen hübschen Kleinigkeiten. Nur war zu bedauern, daß der damals jugendliche Verfasser außer der französischen Uebersetzung des Shakespeare, auch die des Byron gelesen hatte, und dadurch verleitet ward, im Kostüme des spleenigen Lords, jene Uebersättigung und Lebenssattheit zu affektiren, die in jener Periode unter den jungen Leuten zu Paris Mode war. Die rosigsten Knäbchen, die gesundesten Gelbschnäbel, behaupteten damals ihre Genußfähigkeit sei erschöpft, sie erheuchelten eine greisenhafte Erkältung des Gemüthes, und gaben sich ein zerstörtes und gähnendes Aussehen.

Seitdem freilich iſt unſer armer Monſieur Müſſet von ſeinem Irrthume zurückgekommen, und er ſpielt nicht mehr den Blaſé in ſeinen Dichtungen, — aber ach! ſeine Dichtungen enthalten jetzt, ſtatt der ſimulirten Zerſtörniß, die weit troſtloſeren Spuren eines wirklichen Verfalls ſeiner Leibes- und Seelenkräfte ... Ach! dieſer Schriftſteller erinnert mich an jene künſtlichen Ruinen, die man in den Schloßgärten des achtzehnten Jahrhunderts zu erbauen pflegte, an jene Spielereien einer kindiſchen Laune, die aber im Laufe der Zeit unſer wehmüthigſtes Mitleid in Anſpruch nehmen, wenn ſie in allem Ernſte verwittern und vermodern und in wahrhafte Ruinen ſich verwandeln.

Die Franzoſen ſind, wie geſagt, wenig geeignet, den Geiſt der Shakeſpeareſchen Comödien aufzufaſſen, und unter ihren Kritikern habe ich, mit Ausnahme eines einzigen, niemand gefunden, der auch nur eine Ahnung von dieſem ſeltſamen Geiſte beſäße. Wer iſt das? Wer iſt jene Ausnahme? Schlegel ſagt, der Elephant ſei der Doktrinär unter den Thieren. Und ein ſolcher verſtändiger und ſehr ſchwerfälliger Elephant, hat das Weſen der Shakeſpeare'ſchen Comödie am ſcharfſinnigſten aufgefaßt. Ja, man ſollte es kaum glauben, es iſt Herr Guizot, welcher über jene graziöſen und muthwilligſten Luftgebilde der modernen Muſe das Beſte geſchrieben hat, und zu Verwunderung und Belehrung des Leſers, überſetze ich hier eine Stelle aus einer Schrift, die im Jahre 1822 bei Ladvokat in Paris erſchienen, und "De Shakespeare et de la Poésie dramatique, par F. Guizot" betitelt iſt.

„Jene Shakeſpeare'ſchen Comödien gleichen weder der Comödie des Molière noch des Ariſtophanes oder der Römer. Bei den Griechen, und in der neueren Zeit bei den Franzoſen, entſtand die Comödie durch eine zwar freie aber aufmerkſame Beobachtung des wirklichen Weltlebens, und die Darſtellung deſſelben auf der Bühne war ihre Aufgabe. Die Unterſcheidung einer komiſchen und einer tragiſchen Gattung findet man ſchon im Beginn der Kunſt, und mit der Ausbildung derſelben hat ſich die Trennung beider Gattungen immer beſtimmter ausgeſprochen. Sie trägt ihren Grund in den Dingen ſelbſt. Die Beſtimmung wie die Natur des Menſchen, ſeine Leidenſchaften und ſeine Geſchäfte, der Charakter und die Ereigniſſe, alles in uns und um uns, hat ſowohl ſeine ernſthafte wie ſpaßhafte Seite, und kann ſowohl unter dem einen wie dem andern Geſichtspunkte betrachtet und dargeſtellt werden. Dieſe Zweiſeitigkeit des Menſchen und der Welt, hat der dramatiſchen Poeſie zwei natürlichermaßen verſchiedene Bahnen angewieſen; aber während ſie die eine oder die andere zu ihrem Tummelplatz erwählte, hat die Kunſt ſich dennoch nie von der Beobachtung und Darſtellung der Wirklichkeit abgewendet. Mag Ariſtophanes mit unumſchränkter Phantaſie-Freiheit die Laſter und Thorheiten der Athener geißeln; mag Molière die Gebrechen der Leichtgläubigkeit, des Geizes, der Eiferſucht, der Pedanterei, der adligen Hoffart, der bürgerlichen Eitel-

keit und der Tugend ſelbſt durchhecheln; — was liegt daran, daß beide Dichter ganz verſchiedene Gegenſtände behandeln; — daß der eine das ganze Leben und das ganze Volk, der andere hingegen die Vorfälle des Privatlebens, das Innere der Familien, und die Lächerlichkeiten des Individuums auf die Bühne gebracht hat: dieſe Verſchiedenheit der komiſchen Stoffe iſt eine Folge der Verſchiedenheit der Zeit, des Ortes und der Civiliſazion ... Aber dem Ariſtophanes wie dem Molière dient die Realität, die wirkliche Welt, immer als Boden ihrer Darſtellungen. Es ſind die Sitten und die Ideen ihres Jahrhunderts, die Laſter und Thorheiten ihrer Mitbürger, überhaupt es iſt die Natur und das Leben der Menſchen, was ihre poetiſche Laune entzündet und erhält. Die Comödie entſpringt daher aus der Welt, welche den Poeten umgiebt, und ſie ſchmiegt ſich, noch viel enger als die Tragödie, an die äußeren Thatſachen der Wirklichkeit ....

„Nicht ſo bei Shakeſpeare. Zu ſeiner Zeit hatte in England der Stoff der dramatiſchen Kunſt, Natur und Menſchengeſchick, noch nicht von den Händen der Kunſt jene Unterſcheidung und Claſſifikazion empfangen. Wenn der Dichter dieſen Stoff für die Bühne bearbeiten wollte, ſo nahm er ihn in ſeiner Ganzheit, mit allen ſeinen Beimiſchungen, mit allen Contraſten die ſich darin begegneten, und der Geſchmack des Publikums gerieth keineswegs in Verſuchung ſich über ſolches Verfahren zu beklagen. Das Komiſche, dieſer Theil der menſchlichen Wirklichkeit, durfte ſich überall hinſtellen, wo die Wahrheit ſeine Gegenwart verlangte oder duldete; und es war ganz im Charakter jener engliſchen Civiliſazion, daß die Tragödie, indem man ihr ſolchermaßen das Komiſche beigeſellte, keineswegs ihre Wahrheitswürde einbüßte. Bei ſolchem Zuſtand der Bühne und ſolcher Neigung des Publikums, was konnte ſich da als die eigentliche Comödie darbieten? Wie konnte letztere als beſondere Gattung gelten und ihren beſtimmten Namen Comödie führen? Es gelang ihr, indem ſie ſich von jenen Realitäten losſagte, wo ja doch die Grenzen ihres natürlichen Gebietes weder geſchützt noch anerkannt wurden. Dieſe Comödie beſchränkte ſich nicht mehr auf die Darſtellung beſtimmter Sitten und durchgeführter Charaktere; ſie ſuchte nicht mehr die Dinge und die Menſchen unter einer zwar lächerlichen aber wahren Geſtalt zu ſchildern: ſondern ſie ward ein phantaſtiſches und romantiſches Geiſteswerk, ein Zufluchtsort für alle jene ergötzlichen Unwahrſcheinlichkeiten, welche die Phantaſie, aus Trägheit oder Laune, nur an einem dünnen Faden zuſammenreiht, um daraus allerlei bunte Verknüpfungen zu bilden, die uns erheitern und intereſſiren, ohne eben dem Urtheil der Vernunft Stand zu halten. Anmuthige Gemälde, Ueberraſchungen, heitere Intriguen, gereizte Neugier, getäuſchte Erwartungen, Verwechslungen, witzige Aufgaben welche Verkleidungen herbeiführen, das ward der Stoff jener harmloſen, leicht zuſammengewürfelten Spiele. Die Contextur

der ſpaniſchen Stücke, woran man in England Geſchmack zu finden begann, lieferte dieſen Spielen allerlei verſchiedene Rahmen und Muſter, die ſich auch ſehr gut anpaſſen ließen auf jene Chroniken und Balladen, auf jene franzöſiſchen und italieniſchen Novellen, welche, nebſt den Ritterromanen, eine Lieblingslektüre des Publikums waren. Es iſt begreiflich, wie dieſe reiche Fundgrube und dieſe leichte Gattung die Aufmerkſamkeit Shakeſpeare's ſchon frühe auf ſich zog! Man darf ſich nicht wundern, daß ſeine junge und glänzende Einbildungskraft ſich gern in jenen Stoffen wiegte, wo ſie des ſtrengen Vernunftjoches baar, auf Koſten der Wahrſcheinlichkeit alle mögliche ernſte und ſtarke Effekte bereiten konnte! Dieſer Dichter, deſſen Geiſt und Hand mit gleicher Raſtloſigkeit ſich bewegten, deſſen Manuſkripte faſt keine Spur von Verbeſſerungen enthielten, er mußte ſich gewiß mit beſonderer Luſt jenen unzügelten und abentheuerlichen Spielen hingeben, worin er ohne Anſtrengung ſeine verſchiedenartigen Fähigkeiten entfalten durfte. Er konnte alles in ſeine Comödien hineinſchütten, und in der That! er goß alles hinein, ausgenommen was mit einem ſolchen Syſteme ganz unverträglich war, nämlich jene logiſche Verknüpfung, welche jeden Theil des Stückes dem Zwecke des Ganzen unterordnet, und in jeder Einzelheit die Tiefe, Größe und Einheit des Werks bekundet. In den Tragödien des Shakeſpeare findet man ſchwerlich irgend eine Conzepzion, eine Situazion, einen Akt der Leidenſchaft, einen Grad des Laſters oder der Tugend, welchen man nicht ebenfalls in einer ſeiner Comödien wiederfände; aber was ſich dort in die abgründlichſte Tiefe erſtreckt, was ſich fruchtbar an erſchütternden Folgerungen erweiſt, was ſich ſtreng in eine Reihe von Urſachen und Wirkungen einfügt: das iſt hier kaum angedeutet, nur für einen Augenblick hingeworfen, um einen flüchtigen Effekt zu erzielen und ſich eben ſo ſchnell in einer neuen Verknüpfung zu verlieren."

In der That, der Elephant hat Recht: Das Weſen der Shakeſpeare'ſchen Comödie beſteht in der bunten Schmetterlingslaune, womit ſie von Blume zu Blume dahingaukelt, ſelten den Boden der Wirklichkeit berührend. Nur im Gegenſatz zu der realiſtiſchen Comödie der Alten und der Franzoſen läßt ſich von der Shakeſpeare'ſchen Comödie etwas Beſtimmtes ausſagen.

Ich habe vorige Nacht lange darüber nachgegrübelt, ob ich nicht dennoch von dieſer unendlichen und unbegrenzten Gattung von der Comödie des Shakeſpeare, eine poſitive Erklärung geben könnte. Nach langem Hin- und Herſinnen ſchlief ich endlich ein, und mir träumte: es ſei ſternhelle Nacht und ich ſchwämme in einem kleinen Kahn, auf einem weiten, weiten See, wo allerlei Barken, angefüllt mit Masken, Muſikanten und Fackeln, tönend und glänzend, manchmal nah, manchmal ferne, an mir vorbeifuhren. Das waren Koſtume aus allen Zeiten und Landen: altgriechiſche Tuniken, mittelalterliche Rittermäntel, orientaliſche Turbane, Schäferhüte mit flatternden Bän-

dern, wilde und zahme Thierlarven . . . Zuweilen nickte mir eine wohlbekannte Geſtalt . . . Zuweilen grüßten vertraute Weiſen . . . Aber das zog immer ſchnell vorüber, und lauſchte ich eben den Tönen der freudigen Melodie, die mir aus einer dahin gleitenden Barke entgegenjubelten, ſo verhallten ſie bald, und anſtatt der luſtigen Fideln erſeufzten neben mir die melancholiſchen Waldhörner einer anderen Barke . . . Manchmal trug der Nachtwind beides zu gleicher Zeit an mein Ohr, und da bildeten dieſe gemiſchten Töne eine ſelige Harmonie . . . Die Waſſer erklangen von unerhörtem Wohllaut, und brannten im magiſchen Widerſchein der Fackeln, und die buntbewimpelten Luſtſchiffe, mit ihrer abentheuerlichen Maskenwelt, ſchwammen in Licht und Muſik . . . Eine anmuthige Frauengeſtalt, die am Steuer einer jeden Barke ſtand, rief mir im Vorbeifahren: Nicht wahr, mein Freund, du hätteſt gern eine Definizion von der Shakeſpeare'ſchen Comödie? Ich weiß nicht, ob ich es bejahte, aber das ſchöne Weib hatte zu gleicher Zeit ihre Hand ins Waſſer getaucht und mir die klingenden Funken in's Geſicht geſpritzt, ſo daß ein allgemeines Gelächter erſcholl und ich davon erwachte.

Wer war jene anmuthige Frauengeſtalt, die mich ſolchermaßen im Traume neckte? Auf ihrem idealiſch ſchönen Haupte ſaß eine buntſcheckige gehörnte Schellenkappe, ein weißes Atlaskleid mit flatternden Bändern umſchloß die faſt allzu ſchlanken Glieder, und vor der Bruſt trug ſie eine rothblühende Diſtel. Es war vielleicht die Göttin der Caprize, jene ſonderbare Muſe, die bei der Geburt Roſalindens, Beatrizes, Titanias, Violas, und wie ſie ſonſt heißen, die lieblichen Kinder der Shakeſpeare'ſchen Comödie, zugegen war und ihnen die Stirne küßte. Sie hat wohl alle ihre Launen und Grillen und Schrullen in die jungen Köpfchen hineingeküßt, und das wirkte auch auf die Herzen. Wie bei den Männern, ſo auch bei den Weibern in der Shakeſpeare'ſchen Comödie, iſt die Leidenſchaft ganz ohne jenen furchtbaren Ernſt, ganz ohne jene fataliſtiſche Nothwendigkeit, womit ſie ſich in den Tragödien offenbart. Amor trägt dort zwar ebenfalls eine Binde und einen Köcher mit Pfeilen. Aber dieſe Pfeile ſind dort weniger tödtlich zugeſpitzt als buntbefiedert, und der kleine Gott ſchielt manchmal ſchalkhaft über die Binde hinweg. Auch die Flammen brennen dort weniger als ſie leuchten, aber Flammen ſind es immer, und wie in den Tragödien des Shakeſpeare, ſo auch in ſeinen Comödien trägt die Liebe ganz den Charakter der Wahrheit. Ja, Wahrheit iſt immer das Kennzeichen Shakeſpeare'ſcher Liebe, gleichviel in welcher Geſtalt ſie erſcheint, ſie mag ſich Miranda nennen oder Julia oder gar Cleopatra.

Indem ich dieſe Namen eher zufällig als abſichtlich zuſammen erwähne, bietet ſich mir die Bemerkung, daß ſie auch die drei bedeutungsvollſten Typen der Liebe bezeichnen. Miranda iſt die Repräſentantin einer Liebe, welche, ohne hiſtoriſche Einflüſſe, als Blume eines unbefleckten Bodens, den nur Gei-

sterfüße betreten durften, ihre höchste Idealität entfalten konnte. Ariels Melodien haben ihr Herz gebildet, und die Sinnlichkeit erschien ihr nie anders als in der abschreckend häßlichen Gestalt eines Kaliban. Die Liebe welche Ferdinand in ihr erregt, ist daher nicht eigentlich naiv, sondern von seliger Treuherzigkeit, von urweltlicher, fast schauerlicher Reinheit. Julias Liebe trägt, wie ihre Zeit und Umgebung, einen mehr romantisch mittelalterlichen, schon der Renaissançe entgegenblühenden Charakter; sie ist farbenglänzend wie der Hof der Scalière, und zugleich stark wie jene edlen Geschlechter der Lombardei, die mit germanischem Blute verjüngt worden, und eben so kräftig liebten, wie sie haßten. Julia repräsentirt die Liebe einer jugendlichen, noch etwas rohen aber unverdorbenen, gesunden Periode. Sie ist ganz durchdrungen von der Sinnenglut und von der Glaubensstärke einer solchen Zeit, und selbst der kalte Moder der Todtengruft kann weder ihr Vertrauen erschüttern, noch ihre Flamme dämpfen. Unsere Kleopatra, ach! sie repräsentirt die Liebe einer schon erkrankten Civilisazion, einer Zeit, deren Schönheit schon abwelkt, deren Locken zwar mit allen Künsten gekräuselt, mit allen Wohlduften gesalbt, aber auch mit manchem grauen Haar durchflochten sind, einer Zeit, die den Kelch der zur Neige geht, um so hastiger leeren will. Diese Liebe ist ohne Glaube und ohne Treue, aber darum nicht minder wild und glühend. Im ärgerlichen Bewußtsein, daß diese Glut nicht zu dämpfen ist, gießt das ungeduldige Weib noch Oel hinein, und stürzt sich bachantisch in die lodernden Flammen. Sie ist feige und dennoch getrieben von eigner Zerstörungslust. Die Liebe ist immer eine Art Wahnsinn, mehr oder minder schön; aber bei dieser ägyptischen Königin steigert sie sich zur gräulichsten Tollheit . . . Diese Liebe ist ein rasender Comet, der mit seinem Flammenschweif, in den unerhörtesten Kreisläufen, am Himmel dahinstürmt, alle Sterne auf seinem Wege erschreckt, wo nicht gar beschädigt, und endlich, kläglich zusammenkrachend, wie eine Rakete, in tausend Funken zerstiebt.

Ja, du glichest einem furchtbaren Comete, schöne Cleopatra, und du glühtest nicht blos zu deinem eignen Verderben, sondern du bedeutetest auch Unglück für deine Zeitgenossen . . . Mit Antonius nimmt auch das alte heroische Römerthum ein jämmerliches Ende.

Womit soll ich aber euch vergleichen, Julia und Miranda? Ich schaue wieder nach dem Himmel und suche dort euer Ebenbild. Es befindet sich vielleicht hinter den Sternen, wo mein Blick nicht hindringt. Vielleicht, wenn die glühende Sonne auch die Milde des Mondes besäße, ich könnte dich mit ihr vergleichen, Julia! Wäre der milde Mond zugleich begabt mit der Glut der Sonne, ich würde dich damit vergleichen, Miranda!

Briefe aus Berlin.

(1822.)

Selſtam! — Wenn ich der Dey von Tunis wäre,
Schlüg' ich, bei ſo zweideut'gem Vorfall, Lärm.

Kleiſt's „Prinz v. Homburg."

1.

Berlin, den 1. März 1822.

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's „Freischütz" gehört? Nein! Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper „das Lied der Brautjungfern" oder „den Jungfernkranz" gehört? Nein! Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Halliſchen- nach dem Oranienburger-Thore, und vom Brandenburger- nach dem Königs-Thore, ja ſelbſt, wenn ſie vom Unterbaum nach dem Köpniker-Thore gehen, hören ſie jetzt immer und ewig dieſelbe Melodie, das Lied aller Lieder — „den Jungfernkranz."

Wie man in den Goethe'ſchen Elegien den armen Britten von dem "Marlborough s'en va-t-en guerre" durch alle Länder verfolgt ſieht, ſo werde auch ich von Morgens früh bis ſpät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zur Luſt und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner, grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrth' und Thymian,
Das wächſt in meinem Garten;
Wie lange bleibt der Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner, u. ſ. w.

Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz" zwitſchernd, meinem Fenſter vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin ſteht auf mit ihrem „Jungfernkranz." Ich höre meinen Barbier „den Jungfernkranz" die Treppe heraufſingen. Die kleine Wäſcherin kommt „mit Lavendel, Myrth' und Thymian."

sterfüße betreten durften, ihre höchste Idealität entfalten konnte. Ariels Melodien haben ihr Herz gebildet, und die Sinnlichkeit erschien ihr nie anders als in der abschreckend häßlichen Gestalt eines Kaliban. Die Liebe welche Ferdinand in ihr erregt, ist daher nicht eigentlich naiv, sondern von seliger Treuherzigkeit, von urweltlicher, fast schauerlicher Reinheit. Julias Liebe trägt, wie ihre Zeit und Umgebung, einen mehr romantisch mittelalterlichen, schon der Renaissance entgegenblühenden Charakter; sie ist farbenglänzend wie der Hof der Scaliere, und zugleich stark wie jene edlen Geschlechter der Lombardei, die mit germanischem Blute verjüngt worden, und eben so kräftig liebten, wie sie haßten. Julia repräsentirt die Liebe einer jugendlichen, noch etwas rohen aber unverdorbenen, gesunden Periode. Sie ist ganz durchdrungen von der Sinnenglut und von der Glaubensstärke einer solchen Zeit, und selbst der kalte Moder der Todtengruft kann weder ihr Vertrauen erschüttern, noch ihre Flamme dämpfen. Unsere Kleopatra, ach! sie repräsentirt die Liebe einer schon erkrankten Civilisazion, einer Zeit, deren Schönheit schon abwelkt, deren Locken zwar mit allen Künsten gekräuselt, mit allen Wohldüften gesalbt, aber auch mit manchem grauen Haar durchflochten sind, einer Zeit, die den Kelch der zur Neige geht, um so hastiger leeren will. Diese Liebe ist ohne Glaube und ohne Treue, aber darum nicht minder wild und glühend. Im ärgerlichen Bewußtsein, daß diese Glut nicht zu dämpfen ist, gießt das ungeduldige Weib noch Oel hinein, und stürzt sich bachantisch in die lodernden Flammen. Sie ist feige und dennoch getrieben von eigner Zerstörungsluft. Die Liebe ist immer eine Art Wahnsinn, mehr oder minder schön; aber bei dieser ägyptischen Königin steigert sie sich zur gräulichsten Tollheit . . . Diese Liebe ist ein rasender Comet, der mit seinem Flammenschweif, in den unerhörtesten Kreisläufen, am Himmel dahinstürmt, alle Sterne auf seinem Wege erschreckt, wo nicht gar beschädigt, und endlich, kläglich zusammenkrachend, wie eine Rakete, in tausend Funken zerstiebt.

Ja, du gliches einem furchtbaren Comete, schöne Cleopatra, und du glühtest nicht blos zu deinem eignen Verderben, sondern du bedeutetest auch Unglück für deine Zeitgenossen . . . Mit Antonius nimmt auch das alte heroische Römerthum ein jämmerliches Ende.

Womit soll ich aber euch vergleichen, Julia und Miranda? Ich schaue wieder nach dem Himmel und suche dort euer Ebenbild. Es befindet sich vielleicht hinter den Sternen, wo mein Blick nicht hindringt. Vielleicht, wenn die glühende Sonne auch die Milde des Mondes besäße, ich könnte dich mit ihr vergleichen, Julia! Wäre der milde Mond zugleich begabt mit der Glut der Sonne, ich würde dich damit vergleichen, Miranda!

Briefe aus Berlin.

(1822.)

Seltſam! — Wenn ich der Dey von Tunis wäre,
Schlüg' ich, bei ſo gemeſſ'nem Vorfall, Lärm.

Kleiſt's „Prinz v. Homburg."

1.

Berlin, den 1. März 1822.

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's „Freischütz" gehört? Nein! Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper „das Lied der Brautjungfern" oder „den Jungfernkranz" gehört? Nein! Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Hallischen- nach dem Oranienburger-Thore, und vom Brandenburger- nach dem Königs-Thore, ja selbst, wenn sie vom Unterbaum nach dem Köpniker-Thore gehen, hören sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder — „den Jungfernkranz."

Wie man in den Goethe'schen Elegien den armen Britten von dem "Marlborough s'en va-t-en guerre" durch alle Länder verfolgt sieht, so werde auch ich von Morgens früh bis spät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zur Lust und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, schöner, schöner, grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrth' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten;
Wie lange bleibt der Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, schöner, schöner, u. s. w.

Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz" zwitschernd, meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin steht auf mit ihrem „Jungfernkranz." Ich höre meinen Barbier „den Jungfernkranz" die Treppe heraufsingen. Die kleine Wäscherin kommt „mit Lavendel, Myrth' und Thymian."

So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hause und werfe mich mit meinem Aerger in eine Droschke. Gut, daß ich durch das Rädergerassel nicht singen höre. Bei ***li steig' ich ab. Ist's Fräulein zu sprechen? Der Diener läuft. Ja. Die Thüre fliegt auf. Die Holde sitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem süßen:

„Wo bleibt der schmucke Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten." —

Sie singen wie ein Engel! rief ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch einmal von vorne anfangen," lispelte die Gütige, und sie windet wieder ihren Jungfernkranz, und windet, und windet, bis ich selbst vor unsäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangst ausrufe: „Hilf Samiel!"

Sie müssen wissen, so heißt der böse Feind im Freischützen; der Jäger Kaspar, der sich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: „Hilf Samiel!" es wurde hier Mode, in komischer Bedrängniß diesen Ausruf zu gebrauchen, und Bouchér, der sich den Sokrates der Violinisten nennt, hat einst sogar im Concerte, als ihm eine Violinsaite sprang, laut ausgerufen: Hilf Samiel!

Und Samiel hilft. Die bestürzte Donna hält plötzlich ein mit dem räbernden Gesange, und lispelte: Was fehlt Ihnen? „Es ist pures Entzücken," ächze ich mit forcirtem Lächeln. Sie sind krank, lispelte sie, gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das schöne Wetter und beschauen Sie die schöne Welt. Ich greife nach Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachtenden Passionsblick zu, stürze zur Thür hinaus, steige wieder in die erste beste Droschke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich steige aus und laufe hinein in den Thiergarten.

Ich rathe Ihnen, wenn Sie hierher kommen, so versäumen Sie nicht, an solchen schönen Vorfrühlingstagen, um diese Zeit, um halb eins, in den Thiergarten zu gehen. Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unserer seligen Louise von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft spazieren zu gehen. Es ist eine schöne, edle, ehrfurchtgebietende Gestalt, die allen äußeren Prunk verschmäht. Er trägt fast immer einen scheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weiß gemacht: der König müsse sich oft mit dieser Kleidung etwas behelfen, weil sein Garderobemeister außer Landes wohnt und nur selten nach Berlin kömmt. Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls zu dieser Zeit im Thiergarten, so wie auch den ganzen Hof und die allernobelste Noblesse. Die fremdartigen Gesichter sind Familien auswärtiger Gesandten. Ein oder zwei Livreebediente folgen den edeln Damen in einiger Entfernung. Officiere auf den schönsten Pferden galoppiren vorbei. Ich habe selten schö-

nere Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reutergeſtalten. Die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch ein ſchönes, kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter, verwahrloſ'ter Aſt. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edeln Geſichtern, reiten dort die zwei ältern Königsſöhne vorbei. Jene ſchöne, jugendliche Geſtalt, mit frommen Geſichtszügen und liebeklaren Augen, iſt der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende majeſtätiſche Frauenbild, das, mit einem buntglänzenden Gefolge, auf hohem Roſſe vorbeifliegt, das iſt unſere — Alexandrine. Im braunen, feſtanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht ſie jenen ritterlichen Frauengeſtalten, die uns aus dem Zauberſpiegel alter Mährchen ſo lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entſcheiden können, ob ſie Heiligenbilder ſind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieſer reinen Züge hat mich beſſer gemacht; andächtige Gefühle durchſchauern mich, ich höre Engelſtimmen, unſichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele ſteigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich ſchnarrende Harfenſaiten, und eine Alteweiberſtimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. ſ. w.“

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die ſchönſten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tiſch ſitze, wird es mir vom Sänger Heinſius als Deſſert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefidelt. Am Abend geht der Spuk erſt recht los. Das iſt ein Flöten und ein Gröhlen, und ein Fiſtuliren, und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminirten Studenten oder Fähndrich, zur Abwechſelung, in das Geſumme hineingebrüllt, aber der Jungfernkranz iſt permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andere wieder von vorn an; aus allen Häuſern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube faſt, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schooß der ſchönſten Boruſſin; ſie ſtreichelt mir zärtlich das borſtige Haar, liſpelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawiſe wird dich ohch immer juht ſint,“ und ſie ſtreichelt und hätſchelt ſo lange, bis ſie glaubt, daß ich am Einſchlummern ſei, und ſie ergreift leiſe „die Katharre“ und ſpielt und ſingt „die Kravatte“ aus Tankred: „Nach ſo viel Leiden,“ und ich ruhe aus nach ſo vielen Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltſam aus meinen Träumen, und die Unglückſelige ſingt: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ —

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie der Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

2.

Berlin, den 16. März 1822.

Wie man diesen Winter hier lebte, läßt sich von selbst errathen. Das bedarf keiner besondern Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Residenz dieselben sind. Oper, Theater, Concerte, Assembleen, Bälle, Thees (sowohl dansant als medisant), kleine Maskeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten u. s. w., das sind wohl unsere vorzüglichsten Abendunterhaltungen im Winter. Es ist hier ungemein viel geselliges Leben, aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleinen Kreise, die sich immer mehr zusammen zu ziehen als auszubreiten suchen. Man betrachte nur die verschiedenen Bälle hier: man sollte glauben, Berlin bestände aus lauter Innungen. Der Hof und die Minister, das diplomatische Corps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere ꝛc. ꝛc., alle geben sie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreise gehöriges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Gesandten sind die Assembleen eigentlich große Thees, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich, durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluß von Gästen, ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Classe streben, mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa, derselbe Ton, oder vielmehr sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsere hiesigen Bälle nichts charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Secondelieutenant, und ein, mit Läppchen und Geflitter, mosaikartig aufgeputztes Kommisbrod-Fräulein, sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend-kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastiren mit dem angeschnallten, steifen Hofkothurn.

Wenig Schnee, und folglich auch fast gar kein Schlittengeklingel und Peitschengeknall hatten wir dieses Jahr. Wie in allen protestantischen Städten spielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher ist alles beschäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeschenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quinkailleriehandlungen haben ihre

schönsten Artikel — wie unsere Stutzer ihre gelehrten Kenntnisse — leuchtend ausgestellt; auf dem Schloßplatze stehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltung- und Spielsachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern, wie Schmetterlinge, von Laden zu Laden, und kaufen, und schwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geschmack, und zeigen sich selber den lauschenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erst recht los; dann sieht man unsere Holden oft mit der ganzen respectiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schwesterchen und Brüderchen, von einem Conditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Passionsstationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Courantgroschen Entree und besehen sich con amore die „Ausstellung," eine Menge Zucker- oder Dragéepuppen, die, harmonisch neben einander aufgestellt, rings beleuchtet, und von vier perspectivisch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübsches Gemälde bilden. Der Hauptwitz ist nun, daß diese Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Personen vorstellen.

Die Redouten im Opernhause sind sehr schön und großartig. Wenn dergleichen gegeben werden, ist das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Diese brennenden Kreise sehen fast aus wie Sonnensysteme, die man in astronomischen Compendien abgebildet findet, sie überraschen und verwirren das Auge des Hinaufschauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntscheckige, funkelnde Menschenmenge, die, fast die Musik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muß hier in einem Maskenanzuge erscheinen und Niemanden ist es erlaubt, unten im großen Tanzsaale die Maske vom Gesicht zu nehmen. Nur in den Gängen und in den Logen des ersten und zweiten Ranges darf man die Larven ablegen. Die niedre Volksklasse bezahlt ein kleines Entree, und kann, von der Gallerie aus, auf all diese Herrlichkeit herabschauen. In der großen königl. Loge sieht man den Hof, größtentheils unmaskirt; dann und wann steigen Glieder desselben in den Saal hinunter und mischen sich in die rauschende Maskenmenge. Fast alle Männer tragen hier nur einfache, seidene Dominos und lange Klapphüte. Dieses läßt sich leicht aus dem großstädtischen Egoismus erklären. Jeder will sich hier amüsiren und nicht als Charaktermaske andern zum Amüsement dienen. Die Damen sind aus demselben Grunde ganz einfach maskirt, meistens als Fledermäuse. Eine Menge femmes entretenues und Priesterinnen der ordinairen Venus sieht man in dieser Gestalt herumflirren und Erwerbsintriguen anknüpfen. „Ich kenne dir," flüstert dort eine solche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch," ist die Antwort. "Je te connais, beau masque," ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüstlinge entgegen. "Si tu

me connais, ma belle, tu n'as pas grand chose," entgegnet der Böſewicht ganz laut, und die blamirte Donna verſchwindet wie ein Wind.

Aber was iſt daran gelegen, wer unter der Maske ſagt? Man will ſich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menſchen. Und Menſch iſt man erſt recht auf dem Maskenballe, wo die wächſerne Larve unſere gewöhnliche Fleiſchlarve bedeckt, wo das ſchlichte Du die ungeſellſchaftliche Vertraulichkeit herſtellt, wo ein alle Anſprüche verhüllender Domino die ſchönſte Gleichheit hervorbringt, und wo die ſchönſte Freiheit herrſcht — Maskenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchſt Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erſchmettern, und liebliche Flöten und Geigenſtimmen lockend dazwiſchen tönen: dann ſtürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die koſende, buntbeleuchtete Menſchenfluth, und tanze, und renne, und ſcherze, und necke Jeden, und lache, und ſchwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich beſonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, ein bachantiſcher Geiſt hatte mein ganzes Weſen ergriffen, und wär' mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm geſagt: Morgen wollen wir uns ſchießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküſſen. Die reinſte Luſtigkeit iſt die Liebe, Gott iſt die Liebe, Gott iſt die reinſte Luſtigkeit! "Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!" das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkührlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübſch den Hut ab; und alle waren auch ſo höflich gegen mich. Nur ein deutſcher Jüngling wurde grob, und ſchimpfte über mein Nachäffen des welſchen Babelthums, und donnerte im urteutoniſchen Bierbaß: „Auf einer teutſchen Mummerei ſoll der Teutſche teutſch ſprechen!" O deutſcher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte ſündlich und läppiſch in ſolchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaßt, wo ich Ruſſen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinſinken möchte an die Bruderbruſt des gefeſſelten Afrikaners! Ich liebe Deutſchland und die Deutſchen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzig mal größer iſt, als die der Deutſchen. Die Liebe giebt dem Menſchen ſeinen Werth. Gott lob! ich bin alſo vierzig mal mehr werth als Jene, die ſich nicht aus dem Sumpfe der Nationalſelbſtſucht hervorwinden können, und die nur Deutſchland und Deutſche lieben.

3.

Berlin, den 8. Mai 1822.

Ich habe eben meinen Gallarock, schwarzseidene Hosen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichst:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erb-Groß-Herzoge von Mecklenburg-Schwerin.

Man trug sich damit herum, diese Feier solle noch etwas länger aufgeschoben werden, und wahrhaftig, vorigen Freitag wollte ich selbst nicht recht glauben, daß schon am andern Tage die Trauung statt finden werde. Es ging manchem so. Sonnabendmorgen war es nicht sehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Gesichtern lag Eilfertigkeit und geheimnißvolle Erwartung. Herumlaufende Bedienten, Friseure, Schachteln, Putzmacherinnen u. s. w. Ein schöner Tag, nicht sehr schwül; aber die Menschen schwitzten. Gegen sechs Uhr begann das Wagengerassel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamte und kein Officier: folglich bin ich nicht kurfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schlosse selbst nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schloßhof, um mir wenigstens das ganze kurfähige Personal zu beschauen. Ich habe nie so viel prächtige Equipagen beisammen gesehen. Die Bedienten hatten ihre besten Livreen an, und in ihren schreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hosen mit weißen Strümpfen sahen sie aus wie holländische Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber am Leibe als das ganze Hauspersonal des Bürgermeisters von Nordamerika. Aber dem Kutscher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, diese Blume der Kutscher auf ihrem Bocke paradiren zu sehen, ist schon allein werth, daß man deshalb nach Berlin reis't. Was ist Salomo in seiner Königspracht, was ist Harun-al-Raschid in seinem Kalifenschmuck, ja was ist der Triumph-Elephant in der Olympia gegen die Herrlichkeit dieses Herrlichen? An minder festlichen Tagen imponirt er schon hinlänglich durch seine ächt chinesische Porcellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen seines gepuderten, schwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünschelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit seiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoisinrothes Kleid, das halb Frack, halb Ueberrock war, Hosen von derselben Farbe, alles mit breiten goldnen Tressen besetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert, und mit einem unmenschlich großen schwarzen Haarbeutel geziert, war von einem schwarzen Sammtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weise waren die vier Bedienten gekleidet, die hinten

auf dem Wagen ſtanden, ſich mit brüderlicher Umſchlingung einer an dem andern feſthielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrſcherwürde im Antlitz, Er dirigirte die ſechsſpännige Staatskaroſſe, zerrend zog er die Zügel,

„und raſch hinflogen die Roſſe.“

Es war ein furchtbares Menſchengewühl auf dem Schloßhofe. Das muß man ſagen, die Berlinerinnen ſind nicht neugierig. Die zarteſten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daß ich keine ſchwangere Frau bin. Ich quetſchte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich in's Portal des Schloſſes. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen ſchwarzen Rock trug, und weil er es mir wohl anſah, daß die Fenſter meines Logis mit rothſeidenen Gardinen behangen ſind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen ausſteigen ſehen, und mich amüſirten recht ſehr die vornehmen Hofkleider und Hofgeſichter. Erſtere kann ich nicht beſchreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, und letztere will ich nicht beſchreiben, aus ſtadtvogteilichen Gründen. Zwei hübſche Berlinerinnen, die neben mir ſtanden, bewunderten mit Enthuſiasmus die ſchönen Diamanten, und Goldſtickereien, und Blumen, und Gaze, und Atlaſſe, und lange Schleppen, und Friſuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die ſchönen Augen dieſer ſchönen Bewunderinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten Jemand freundſchaftlich auf die Achſel ſchlug, und mir das rothbäckige Geſichtlein des Kammermuſici entgegenleuchtete. Er war in ganz beſonderer Bewegung, und hüpfte wie ein Laubfroſch. „Cariſſime,“ quäkte er, „ſehen Sie dort die ſchöne Compteſſe? Zypreſſenwuchs, Hyazintenlocken, der Mund iſt Roſ' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau iſt eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwiſchen zwei Blättern Löſchpapier gepreßt wird, ſteht ſie da zwiſchen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der ſolche Blumen ſtatt Diſteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er ſei kein Eſel, mußte heute zu Hauſe bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sopha, ich habe ihn unterhalten müſſen, wir ſchwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge iſt mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln —“ Bei dieſen Worten zog ſich um die Mundwinkel des Kammermuſici ein ſauerhöfliches Lächeln, das er mit dem feinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „die Liturgie! die Liturgie! ſie wird auf den Flügeln des rothen Adlers dritter Claſſe von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen, jusqu'à la tour de notre Dame! Doch laßt uns etwas Vernünftiges ſprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetſchtes, eingemachtes Geſichtchen, ein feines Köpfchen mit

weichen, baumwollenen Gedanken, buntgestickte Weste, Galanteriedegen, weißseidene, lächelnde Beinchen, und er parlirt französisch, und wenn man es ins Deutsche übersetzt, ist es eine Dummheit — Dagegen der Andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel stürmen will! ich wette, er hat so viel Verstand wie der Apoll von Belvedere —" Um den Raisonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber stand und seinen neuen altdeutschen Rock angezogen hatte. Kirschbraun wurde jetzt das Gesicht des Kammermusici und er fletschte mit den Zähnen: „O Sanct Marat! so ein Lump will den Freiheitshelden spielen! O Danton, Callot d'Herbois, Robespierre —" Vergebens trällerte ich das Liedchen:

Eine feste Burg, O lieber Gott,
Ist Spandau, u. s. w.

Vergebens, ich hatte das Ding noch verschlimmert, der Mensch gerieth jetzt in seine alten Revolutionsgeschichten, und schwatzte von nichts als Guillotinen, Laternen, Septembrisiren, bis mir, zu meinem Glück, seine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich sagte ihm: Wissen Sie auch, daß gleich im Lustgarten zwölf Kanonen losgeschossen werden? Kaum hatte ich diese Wörte ausgesprochen, und verschwunden war der Kammermusikus.

Ich wischte mir den Angstschweiß aus dem Gesicht, als ich den Kerl vom Halse hatte, sah noch die letzten Aussteigenden, machte meinen schönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln accompagnirte Verbeugung, und begab mich nach dem Lustgarten. Da standen wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeschossen werden sollten, in dem Augenblick, wo das fürstliche Brautpaar die Ringe wechseln würde. An einem Fenster des Schlosses stand ein Offizier, der den Kanonieren im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern geben sollte. Hier hatte sich eine Menge Menschen versammelt. Auf ihren Gesichtern waren ganz eigne, fast sich widersprechende Gedanken zu lesen.

Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, daß sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und Prinzessinnen sind hier ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den geringsten Bürgerhäusern. Ein ächter Berliner wird auch nie anders sprechen, als „unsre" Charlotte, „unsre" Alexandrine, „unser" Prinz Carl u. s. w. Sie können sich also vorstellen, wie sehr hier die schöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt sein muß; und aus dieser Liebe können Sie sich auch den Widerspruch erklären, der auf den Gesichtern der Berliner lag, als sie erwartungsvoll nach den hohen Schloßfenstern sahen, wo unsre Alexandrine vermählt wurde. Verdruß durften sie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzessin. Recht freuen konnten sie sich auch nicht; denn sie

verloren dieſelbe. Neben mir ſtand ein Mütterchen, auf deſſen Geſicht zu leſen war: Jetzt habe ich ſie zwar verheirathet, aber ſie verläßt mich jetzt. Auf dem Geſichte meines jugendlichen Nachbars ſtand: Als Herzogin von Mecklenburg iſt ſie doch nicht ſo viel, wie ſie als Königin aller Herzen war. Auf den rothen Lippen einer hübſchen Brünette las ich: Ach, wär' ich ſchon ſo weit! — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zuſammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben ſich, die Jungen ſchrieen, die Leute trabten nach Hauſe, und die Sonne ging blutroth unter hinter Monbijou.

Einleitung

zur

Prachtausgabe des Don Quixote.

Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha, beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra, war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Kindesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so caressirend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küßten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baaren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, das müsse so sein, das gehöre nun 'mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für allen seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoß. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, eben so wie die Kinder, von der Weltironie nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baaren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daß seine Thaten um so preisenswerther, je schwächer und ausgedörrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je arm-

ſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daß ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen mußte!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die ſterbenden Köpfchen ſenkten, die Nachtigallen waren längſt verſchollen, von allen Seiten ſtarrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte ſchier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Viſir zu heben, als wenn er aus dem Grabe geſprochen hätte, mit ſchwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt, und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daß meine Schwäche dieſe Wahrheit verleugne, — ſtoß zu mit der Lanze, Ritter!

Ach, dieſer leuchtende Ritter vom ſilbernen Monde, der den muthigſten und edelſten Mann der Welt beſiegte, war ein verkappter Barbier!

Es ſind nun acht Jahre, daß ich, für den vierten Theil der Reiſebilder, dieſe Zeilen geſchrieben, worin ich den Eindruck ſchilderte, den die Lecture des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiſte hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre ſchnell dahinſchwinden! Es iſt mir, als habe ich erſt geſtern in der Seufzerallee des Düſſeldorfer Hofgartens das Buch zu Ende geleſen, und mein Herz ſei noch erſchüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des großen Ritters. Iſt mein Herz die ganze Zeit über ſtabil geblieben, oder iſt es, nach einem wunderbaren Kreislauf, zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall ſein: denn ich erinnere mich, daß ich in jedem Luſtrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechſelnd verſchiedenartigen Empfindungen geleſen habe. Als ich in's Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Roſenbüſche des Lebens hineingriff und auf die höchſten Felſen klomm, um der Sonne näher zu ſein, und des Nachts von nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen: da war mir der Don Quixote ein ſehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, ſo ſchob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, verſöhnte ich mich ſchon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen, und ich fing ſchon an über

ihn zu lachen. Der Kerl ist ein Narr, sagte ich. Doch, sonderbarer Weise, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbekannte Gestalten neben mir einher reiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seinem abstracten Rozinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der alte Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegen flatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gensdarmen, die unfern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rozinante's begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daß der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit in's Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, daß es eine eben so undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klepper, eine sehr morsche Rüstung und einen eben so gebrechlichen Körper besitzt! Wie über jenen, so auch über diesen Donquixotismus schüttelt der Weise sein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Tobosa ist dennoch das schönste Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch diese Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — stoßt zu mit Euren Lanzen, Ihr silberne Mondritter, Ihr verkappte Barbiergesellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er sein großes Buch schrieb? Beabsichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lecture zu seiner Zeit in Spanien so stark grassirte, daß geistliche und weltliche Verordnungen dagegen ohnmächtig waren? oder wollte er alle Erscheinungen der menschlichen Begeisterung überhaupt und zunächst das Heldenthum der Schwertführer in's Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er, durch Beleuchtung ihrer Absurditäten, dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange überliefern wollte. Dieses gelang ihm auch auf's glänzendste: denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkstelligen konnten, das erwirkte

ein armer Schriftſteller mit ſeiner Feder: er richtete die Ritterromane ſo gründlich zu Grunde, daß bald nach dem Erſcheinen des Don Quixote der Geſchmack für jene Bücher in ganz Spanien erloſch, und auch keins derſelben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius iſt immer größer als er ſelber, ſie reicht immer weit hinaus über ſeine zeitlichen Abſichten, und ohne daß er ſich deſſen klar bewußt wurde, ſchrieb Cervantes die größte Satire gegen die menſchliche Begeiſterung. Nimmermehr ahnte er dieſes, er ſelber, der Held, welcher den größten Theil ſeines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im ſpäten Alter ſich noch oft darüber freute, daß er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er dieſen Ruhm mit dem Verluſte ſeiner linken Hand bezahlt hatte.

Ueber Perſon und Lebensverhältniſſe des Dichters, der den Don Quixote geſchrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht viel durch ſolchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Baſen der Nachbarſchaft aufgegabelt werden. Dieſe ſehen ja nur die Hülle; wir aber ſehen den Mann ſelbſt, ſeine wahre, treue, unverleumdete Geſtalt.

Er war ein ſchöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war hoch und ſein Herz war weit. Wunderſam war die Zauberkraft ſeines Auges. Wie es Leute giebt, welche durch die Erde ſchauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen ſehen können, ſo drang das Auge des großen Dichters durch die Bruſt der Menſchen, und er ſah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war ſein Blick ein Sonnenſtrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Böſen war ſein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grauſam zerſchnitt. Sein Blick drang forſchend in die Seele eines Menſchen und ſprach mit ihr, und wenn ſie nicht antworten wollte, folterte er ſie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle ſich herablaſſend vornehm geberdete. Was Wunder, daß ihm dadurch ſehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf ſeiner irdiſchen Laufbahn nur ſaumſelig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlſtand, und von all ſeinen mühſeligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, ſondern nur leere Muſcheln nach Hauſe. Man ſagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen gewußt; aber ich verſichere euch, er wußte den Werth des Geldes ſehr zu ſchätzen, ſobald er keins mehr hatte. Nie aber ſchätzte er es ſo hoch, wie ſeine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaßten Charte, die Apollo den Dichtern octroyirt, beſtimmt der erſte Paragraph, wenn ein Dichter verſichert, kein Geld zu haben, ſo ſolle man ihm auf's Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Muſik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich ſchlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewußtſein künftiger Größe ihn genugſam tröſten in ſeiner Jugend, wenn ſchnippiſche Roſen ihn

mit ihren Dornen verletzten? — Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Tajo spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit moquirte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht; aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blaß, wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du," sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? der Fluß hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluten zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend an's Ufer. Aber laß nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der ganze Fluß wird überstrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin so wegwerfend übermüthig, erschauern jetzt bei dem Anblick dieses glänzenden Gestirns und schwellen ihm entgegen mit Wollust."

In den Werken der Dichter muß man ihre Geschichte suchen, und hier findet man ihre geheimsten Bekenntnisse. Ueberall, mehr noch in seinen Dramen als im Don Quixote, sehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daß Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römische Wort: Leben heißt Krieg führen! findet auf ihn seine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meisten jener wilden Waffenspiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und seiner eigenen Lust in allen Landen aufführte. Dieser Umstand, daß Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus seine ganze Jugend gewidmet, daß er für die katholischen Interessen persönlich gekämpft, läßt vermuthen, daß diese Interessen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene vielverbreitete Meinung, daß nur die Furcht vor der Inquisition ihn abgehalten habe, die protestantischen Zeitgedanken im Don Quixote zu besprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römischen Kirche, und nicht blos blutete sein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebenedeite Fahne, sondern er litt für sie auch mit seiner ganzen Seele das peinlichste Martyrthum während seiner langjährigen Gefangenschaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben so großen Helden. Die Gefangenschaftsgeschichte widerspricht auf's glänzendste der melodischen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Augustus und allen deutschen Schulfüchsen weiß gemacht hat, er sei ein Dichter und Dichter seien feige. Nein, der wahre Dichter ist auch ein wahrer Held, und in seiner Brust wohnt die Geduld, die, wie der Spanier sagt, ein zweiter Muth ist. Es giebt kein erhabeneres Schauspiel, als den Anblick jenes edeln Castilianers, der dem Dey zu Algier als Sklave dient, beständig auf Befreiung sinnt, seine füh-

verloren dieſelbe. Neben mir ſtand ein Mütterchen, auf deſſen Geſicht zu leſen war: Jetzt habe ich ſie zwar verheirathet, aber ſie verläßt mich jetzt. Auf dem Geſichte meines jugendlichen Nachbars ſtand: Als Herzogin von Mecklenburg iſt ſie doch nicht ſo viel, wie ſie als Königin aller Herzen war. Auf den rothen Lippen einer hübſchen Brünette las ich: Ach, wär' ich ſchon ſo weit! — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zuſammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben ſich, die Jungen ſchrieen, die Leute trabten nach Hauſe, und die Sonne ging blutroth unter hinter Monbijou.

ſelber zu dieſer Einſicht bald nach der Juliusrevolution, als der Geiſt des Republikanismus in allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſich kund gab. Der Lorbeer eines großen Dichters war unſern Republikanern eben ſo verhaßt, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geiſtigen Unterſchiede der Menſchen wollten ſie vertilgen, und indem ſie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entſproſſen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Styls zu decretiren. Und in der That, ein guter Styl wurde als etwas Ariſtokratiſches verſchrien, und vielfach hörten wir die Behauptung: Der echte Demokrat ſchreibt, wie das Volk, herzlich ſchlicht und ſchlecht. Den meiſten Männern der Bewegung gelang dieſes ſehr leicht; aber nicht Jedem iſt es gegeben, ſchlecht zu ſchreiben, zumal wenn man ſich zuvor das Schönſchreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: Das iſt ein Ariſtokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunſt, ein Feind des Volks. Sie meinten es gewiß ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der ſeinen guten Styl für eine Sünde hielt und ſich weidlich dafür geißelte.

Eben ſo wenig wie antikatholiſche, finden wir auch antiabſolutiſtiſche Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche dergleichen darin wittern, ſind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn einer Schule, welche den unbedingten Gehorſam für den Oberherrn ſogar poetiſch idealiſirt hatte. Und dieſer Oberherr war König von Spanien zu einer Zeit, wo die Majeſtät deſſelben die ganze Welt überſtrahlte. Der gemeine Soldat fühlte ſich im Lichtſtrahl jener Majeſtät und opferte gern ſeine individuelle Freiheit für ſolche Befriedigung des caſtilianiſchen Nationalſtolzes.

Die politiſche Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth ſeiner Schriftſteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiſte eines ſpaniſchen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karls V. Die wilden Kämpfe mit den Moriſken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am ſtärkſten duften, ſo erblüht die Poeſie immer am herrlichſten nach einem Bürgerkrieg. Dieſelbe Erſcheinung ſehen wir in England zur Zeit der Eliſabeth, und gleichzeitig mit Spanien entſprang dort eine Dichterſchule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort ſehen wir Shakeſpeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die ſpaniſchen Dichter unter den drei Philippen, ſo haben auch die engliſchen unter der Eliſabeth eine gewiſſe Familienähnlichkeit, und weder Shakeſpeare noch Cervantes können auf Originalität in unſerem Sinne Anſpruch machen. Sie unterſcheiden ſich von ihren Zeitgenoſſen keineswegs durch beſonderes Fühlen und Denken oder beſondere Darſtellungsart, ſondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen ſind mehr durchdrungen und umfloſſen vom Aether der Poeſie.

Aber beide Dichter sind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, sondern sie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakespeare durch den Einfluß seiner Werke, namentlich auf Deutschland und das heutige Frankreich, als der Stifter der späteren dramatischen Kunst zu betrachten ist, so müssen wir in Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der sogenannte Ritterroman, entsprang aus der Poesie des Mittelalters; er war zuerst eine prosaische Bearbeitung jener epischen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreise Karls des Großen und des heiligen Graals gehörten; immer bestand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Personen, die darin agirten, waren entweder fabelhafte Phantasiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Diese Ritterromane, die in der absurdesten Weise ausarteten, stürzte Cervantes durch seinen Don Quixote. Aber, indem er eine Satire schrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er selber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren: sie begründen zugleich etwas Neues, indem sie das Alte zerstören; sie negiren nie, ohne etwas zu bejahen. Cervantes stiftete den modernen Roman, indem er in den Ritter-Roman die getreue Schilderung der niederen Klassen einführte, indem er ihm das Volksleben beimischte. Die Neigung, das Treiben des gemeinsten Pöbels, des verworfensten Lumpenpacks zu beschreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, sondern der ganzen literarischen Zeitgenossenschaft, und sie findet sich wie bei den Poeten so auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligsten Farben stahl, womit er seine schönen Madonnen malte, conterfeite mit derselben Liebe auch die schmutzigsten Erscheinungen dieser Erde. Es war vielleicht die Begeisterung für die Kunst selber, wenn diese edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der sich laust, dasselbe Vergnügen empfanden, wie an der Darstellung der hochgebenedeiten Jungfrau. Oder es war der Reiz des Contrastes, welcher eben die vornehmsten Edelleute, einen geschniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Minister wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gauner-Romane zu schreiben; sie wollten sich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantasie in eine entgegengesetzte Lebenssphäre versetzen, wie wir dasselbe Bedürfniß bei manchen deutschen Schriftstellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht diese einseitige Richtung, das Unedle ganz abgesondert darzustellen; er vermischt nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abschattung oder

zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element ist darin noch eben so mächtig wie das volksthümliche. Dieses adelthümliche, chevalereske, aristokratische Element verschwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerst nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es sind prosaische Naturen, diese englischen Romandichter seit Richardsons Regierung, der prude Geist ihrer Zeit widerstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenseits des Canals jene bürgerlichen Romane entstehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese klägliche Lecture überwässerte das englische Publicum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratische Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einseitig ritterthümliche herrschend war: so brachte Walter Scott in den Roman wieder das aristokratische Element zurück, als dieses gänzlich darin erloschen war, und nur prosaische Spießbürgerlichkeit dort ihr Wesen trieb. Durch ein entgegengesetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes schöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieser Beziehung ist das Verdienst des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'schen Neigungen, seine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilsam für die Literatur, für jene Meisterwerke seines Genius, die überall sowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aschgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es ist ein Irrthum, wenn man Walter Scott nicht als den wahren Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und Letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, daß das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht; daß Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements auf's schönste herstellte, statt daß unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den Amadis von Gallien und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen, und das Publicum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das

Ritterthum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied nehmen von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht sind, nahmen wir Abschied mit einem Kusse. Wir drückten zum letzten Male unsere Lippen auf die alten Leichensteine. Mancher von uns freilich geberdete sich dabei höchst närrisch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die todten Voreltern aus dem Grabe heraus, schaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindischem Lallen sang er dabei: Schlaf', Großväterchen, schlafe!

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke genannt. Aber nur seinem Genius wollte ich das höchste Lob ertheilen. Seine Romane selbst kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichstellen. Dieser übertrifft ihn an epischem Geist. Cervantes war, wie ich schon erwähnt habe, ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große epische Seelenruhe, die, wie ein Krystallhimmel, seine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des spanischen National-Charakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche selbst die göttlichen Dinge einer scharfen Discussion unterwirft; als Advokat und Schotte ist er gewöhnt an Handlung und Discussion, und, wie in seinem Geiste und Leben so ist auch in seinen Romanen das Dramatische vorherrschend. Seine Werke können daher nimmermehr als reine Muster jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den besten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zusprechen muß, daß sie im Drama das Höchste geleistet.

Und den Deutschen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir sind die besten Liederdichter dieser Erde. Kein Volk besitzt so schöne Lieder, wie die Deutschen. Jetzt haben die Völker allzuviele politische Geschäfte; wenn aber diese einmal abgethan sind, wollen wir Deutsche, Britten, Spanier, Franzosen, Italiener, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und singen, und die Nachtigall soll Schiedsrichterin sein. Ich bin überzeugt, bei diesem Wettgesange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakespeare und Goethe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen, das Höchste hervorgebracht. Vielleicht ist der Schreiber dieser Blätter besonders befugt, unsern großen Landsmann als den vollendetsten Liederdichter zu preisen. Goethe steht in der Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirecter Weise

das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaction gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur starken Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquixoterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirect zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man dieses vielleicht der schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten der deutschen Muse an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werthe anderer großen Dichter zu mäkeln. Nichts ist thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer sei, als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämersinn kommt mit seiner schäbigen Käsewage und will den Genius wiegen. Nicht blos die Alten, sondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poesie eben so prachtvoll lodert, wie in den Meisterwerken von Shakespeare, Cervantes und Goethe. Jedoch diese Namen halten zusammen, wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Athem Gottes; es blüht darin die Bescheidenheit der Natur. Wie an Shakespeare, erinnert Goethe auch beständig an Cervantes, und diesem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Styls, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist. Cervantes und Goethe gleichen sich sogar in ihren Untugenden: in der Weitschweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht selten sitzt nur ein einziger Gedanke in so einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutsche mit sechs panaschirten Pferden gravitätisch dahinfährt. Aber dieser einzige Gedanke ist immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverain.

Ueber den Geist des Cervantes und den Einfluß seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Ueber den eigentlichen Kunstwerth seines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzuweit in's Gebiet der Aesthetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form seines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt desselben bilden, nur im Allgemeinen aufmerksam machen. Die Form ist nämlich die der Reisebeschreibung, wie solches von jeher die natürlichste Form für diese Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Esel des Apulejus, den ersten Roman des Alterthums. Der

Einförmigkeit dieser Form haben die späteren Dichter durch das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen gesucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meisten Romanschreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigstens haben die einen mit wenig Modificationen immer die Fabeln der andern benutzt, und durch die dadurch entstehende Wiederkehr derselben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlecture einigermaßen verleidet. Um sich vor der Langweiligkeit abgedroschener Romanfabeln zu retten, flüchtete man sich für einige Zeit in die uralte, ursprüngliche Form der Reisebeschreibung. Diese wird aber wieder ganz verdrängt, sobald ein Originaldichter mit neuen, frischen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt sich Alles nach dem Gesetz der Action und Reaction.

Was nun jene zwei Gestalten betrifft, die sich Don Quixote und Sancho Pansa nennen, sich beständig parodiren und doch so wunderbar ergänzen, daß sie den eigentlichen Helden des Romans bilden, so zeugen sie im gleichen Maße von dem Kunstsinn, wie von der Geistestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftsteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Person durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, so kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten lassen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodirt, tritt die Intention des Dichters um so sichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward seitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine so kunstvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all seinem wilden Laubwerk, seinen duftigen Blüthen, strahlenden Früchten und Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung sklavischer Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz hinterdrein läuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar, unter den verschiedenartigsten Vermummungen, überall wieder zu erkennen, in der Kunst wie im Leben, muß man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erscheinung in's Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Pansa nicht eben so gut in den Gestalten Don Juan's und Leporello's, wie etwa in der Person Lord Byron's und seines Bedienten Fletscher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältniß nicht in der

Geſtalt des Ritters von Waldſee und ſeines Kaspar Larifari eben ſo gut, wie in der Geſtalt von ſo manchem Schriftſteller und ſeinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten ſeines Autors wohl einſieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreuſam auf allen ſeinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei dieſem Geſchäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht blos unter Männern, ſondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und ſeines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer ſchönen Engländerin, einer ſchwärmeriſchen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpenſion entſprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein ſo edles Männerherz zu ſuchen, wie ſie es in ſanften Mondſcheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine unterſetzte Brünette, hoffte bei dieſer Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigſtens einen Mann von gutem Ausſehen zu erbeuten. Ich ſehe ſie noch, mit ihren liebeſüchtigen blauen Augen, die ſchlanke Geſtalt, wie ſie am Strande von Brighton, weit über das flutende Meer, nach der franzöſiſchen Küſte hinüber ſchmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdeſſen Haſelnüſſe, freute ſich des ſüßen Kerns und warf die Schalen in's Waſſer.

Jedoch weder in den Meiſterwerken anderer Künſtler, noch in der Natur ſelber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechſelverhältniſſe ſo genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erſcheinung des Einen entſpricht hier einem entgegengeſetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodiſtiſche Bedeutung. Ja ſogar zwiſchen Rozinanten und Sancho's Grauchen herrſcht derſelbe ironiſche Parallelismus, wie zwiſchen dem Knappen und ſeinem Ritter, und auch die beiden Thiere ſind gewiſſermaßen die ſymboliſchen Träger derſelben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, ſo offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigſten Gegenſätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Ueberſetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho in's Deutſche übertrug. Durch ſeine gehackte, nicht ſelten unſaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Marculf, er ebenfalls einem pathetiſchen Idealismus gegenüber das Erfahrungswiſſen des gemeinen Volks in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Grandezza des wohlgegründeten Periodenbaues repräſentirt er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen iſt dieſer Periodenbau allzuweit ausgeſponnen, und die Sprache des Ritters

gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid, mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe: die langen Perioden schließen mit den anmuthigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Pansa's resumiren wir in den Worten: der Erstere, wenn er redet, scheint immer auf einem hohen Pferde zu sitzen, der Andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Uebersetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Literatur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert an's Licht tritt. In England und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiß die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen förderlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffaßt und wiedergiebt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lectüre eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbstständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht blos die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind, nach Zeichnungen von Tony Johannot, von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie es schon Tony Johannots Name verbürgt, eben so elegant als charakteristisch aufgefaßt und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiß mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzierungen meistens moreske Dessins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen schönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorschimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichsten und bedeutendsten Künstler in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

Auffallend ist es, daß ein Buch, welches so reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets

zu einer Reihe selbstständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als daß nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber irdischer Wirklichkeit, wie das ja sein mußte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so daß er nur die äußere Erscheinung, wie saillant sie auch vielleicht sei, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproduciren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele Künstler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muß ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radirt, die Bertuch'sche Uebersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-conventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Costume hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, daß Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losschlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen mußte, war dem Verständniß des Don Quixote eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, daß seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, daß er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neuesten Darstellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellsten aller lebenden französischen Maler. — Aber nur ein Deutscher kann den Don Quixote ganz verstehen, und das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edeln Manchaner in seinem Studierzimmer darstellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meister, gezeichnet ist.

Geschrieben zu Paris im Carneval 1837.

Heinrich Heine.



Ueber Polen.

Geschrieben im Herbst 1822.

Notiz.

Vorliegenden, äußerst selten mehr aufzutreibenden Aufsatz Heine's „über Polen," konnte ich mir nur mit vieler Mühe verschaffen. Leider wurde derselbe unter dem Druck deutscher Zensur und zwar nur einmal im Berliner „Gesellschafter" gedruckt, so daß es nicht möglich war, eine vollständige Ausgabe zu finden. Der Leser möge daher in den mehrfach wiederholten Reihen von Gedankenstrichen die Werke einer deutschen Zensorschere erblicken.

Philadelphia, im August 1855.

Der Verleger.

Seit einigen Monaten habe ich den preußischen Theil Polens die Kreuz und die Queer durchstreift; in dem russischen Theil bin ich nicht weit gekommen: nach dem österreichischen gar nicht. Von den Menschen hab' ich sehr viele, und aus allen Theilen Polens, kennen gelernt. Diese waren freilich meistens nur Edelleute, und zwar die vornehmsten. Aber wenn auch mein Leib sich blos in den Kreisen der höheren Gesellschaft, in dem Schloßbann der polnischen Großen, bewegte, so schweifte der Geist doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urtheils über Polen.

Vom Aeußeren des Landes wüßte ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzutheilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle, Nachtigallen-Gehölze u. s. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Industrie giebt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseins und denkt an nichts weniger, als an die — ästhetischen P u s t k u c h e n. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat, als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlaß mit wunderlichem Farbenspiel hervorsprudelt, und jenen schwärmerisch-sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Ossianschen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen eben so unwillkührlich ist, wie das Insgesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Aermel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das grobe Original jener feinen Polen-Röcke unserer Elegants. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel spitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Costüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasiren zu lassen; zweitens, die Messe zu hören,

und drittens, ſich voll zu ſaufen. Den, durch das dritte Geſchäft gewiß Seliggewordenen ſieht man des Sonntags, alle Viere ausgeſtreckt, in einer Straßengoſſe liegen, ſinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die, in wehmüthiger Gruppirung, die Betrachtung zu machen ſcheinen: daß der Menſch hienieden ſo wenig vertragen kann! Was iſt der Menſch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenſchlich weit gebracht.—Der Bauer iſt von gutem Körperbau, ſtarkſtämmig, ſoldatiſchen Anſehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die Meiſten laſſen daſſelbe lang herunter wallen. Dadurch haben ſo viele Bauern die Plica polonica (Weichſelzopf), eine ſehr anmuthige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einſt geſegnet werden, wenn das Lange-Haarthum in den deutſchen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des polniſchen Bauers gegen den Edelmann iſt empörend. Er beugt ſich mit dem Kopf faſt bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und ſpricht die Formel: Ich küſſe die Füße. Wer den Gehorſam perſonifizirt haben will, ſehe einen polniſchen Bauer vor ſeinem Edelmann ſtehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeſchweif. Bei einem ſolchen Anblick denke ich unwillkührlich: Und Gott erſchuf den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menſchen vor einem andern ſo tief erniedrigt ſehe. Nur vor dem Könige ſoll man ſich beugen; bis auf dieſes letztere Glaubensgeſetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikaniſchen Katechismus. Ich leugne es nicht, daß ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, daß ich das Menſchenrecht mehr achte als das canoniſche Recht, und daß ich die Gebote der Vernunft höher ſchätze als die Abſtraktionen kurzſichtiger Hiſtoriker; wenn ſie mich aber fragen: ob der polniſche Bauer wirklich unglücklich iſt, und ob ſeine Lage beſſer wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? ſo müßte ich lügen, ſollte ich dieſe Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichſein in ſeiner Relativität auffaßt, und ſich wohl merkt, daß es kein Unglück iſt, wenn man von Jugend auf gewöhnt iſt, den ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, ſo muß man geſtehen, daß der polniſche Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich iſt: um ſo mehr, da er gar nichts hat, und folglich in der großen Sorgloſigkeit, die ja von Vielen als das höchſte Glück geſchildert wird, ſein Leben dahin lebt. Aber es iſt keine Ironie, wenn ich ſage, daß, im Fall man jetzt die polniſchen Bauern plötzlich zu ſelbſtſtändigen Eigenthümern machte, ſie ſich gewiß bald in der unbehaglichſten Lage von der Welt befinden und Manche gewiß dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei ſeiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorgloſigkeit würde der Bauer ſein Eigenthum ſchlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wär' er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Mißwachs iſt, ſo muß der Edelmann dem Bauer von

seinem eigenen Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muß ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepirt ist. Er giebt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Aerzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund desselben. Ich habe mich überzeugt, daß diese Vormundschaft von den meisten Edelleuten sehr gewissenhaft und liebreich ausgeübt wird und überhaupt gefunden, daß die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbstständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervorgebracht hat, und dessen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thadäus Kosziusko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emancipation und die Grundsätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüther. Außerdem ist der Einfluß französischer Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, daß es mit Letzteren nicht mehr so schlimm steht, und daß ein allmähliches Selbstständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preußische Regierung scheint dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmählichkeit gedeihen; sie ist gewisser, zeitlich nützlicher, als die zerstörungssüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwischen dem Bauer und dem Edelmann stehen in Polen die Juden. Diese betragen fast mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unsere Statistik-Compendienmacher, die an alles den deutschen, wenigstens den französischen Maaßstab legen, schreiben also mit Unrecht: daß Polen keinen tiers état habe, weil dort dieser Stand von den übrigen schroffer abgesondert ist, weil seine Glieder am Mißverständnisse des alten Testaments — Gefallen finden ——— und weil dieselben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie dasselbe in einem Nürnberger Frauen-Taschenbuche, unter dem Bilde reichsstädtischer Philisträsität, so niedlich und sonntäglich schmuck dargestellt wird, äußerlich noch sehr entfernt sind. Sie sehen also, daß die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer staatswirthschaftlicher Wichtigkeit sind, als bei uns in Deutschland, und daß um Gediegenes über dieselben zu sagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anschauung gefühlvoller Romanschreiber des Nordens, oder der naturphilosophische Tiefsinn geistreicher Ladendiener des Südens. Man sagte mir, daß die Juden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsstufe ständen, als ihre östlicheren Glaubens-

genoſſen; ich will daher nichts Beſtimmtes von polniſchen Juden überhaupt ſprechen, und verweiſe ſie lieber auf David Friesländer's: „Ueber die Verbeſſerung der Iſraeliten (Juden) im Königretch Polen; Berlin 1819.“ Seit dem Erſcheinen dieſes Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienſte und der ſittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer ſeltenen Wahrheits- und Menſchenliebe geſchrieben iſt, hat ſich der Zuſtand der polniſchen Juden wahrſcheinlich nicht gar beſonders verändert. Im Großherzogthum ſollen ſie einſt, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausſchließlich getrieben haben; jetzt aber ſieht man viele chriſtliche Handwerker aus Deutſchland einwandern, und auch die polniſchen Bauern ſcheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geſchmack zu finden. Seltſam aber iſt es, daß der gemeine Pole gewöhnlich Schuſter oder Bierbrauer und Branteweinbrenner wird. In der Waliſchey, einer Vorſtadt Poſens, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradfort in Shakeſpeare's „Flurſchütz von Wakefield.“ Im preußiſchen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die ſich nicht taufen laſſen; im ruſſiſchen Polen werden auch die Juden zu allen Staats-Aemtern zugelaſſen, weil man es dort für zweckmäßig hält. Uebrigens iſt der Arſenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philoſophie ſublimirt, und die Wölfe in den altpolniſchen Wäldern ſind noch nicht darauf abgerichtet, mit hiſtoriſchen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünſchen, daß unſere Regierung, durch zweckmäßige Mittel, den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbau einzuflößen ſuchte; denn jüdiſche Ackerbauer ſoll es hier nur ſehr wenige geben. Im ruſſiſchen Polen ſind ſie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug ſoll bei den polniſchen Juden daher entſtanden ſein, weil ſie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich ſo ſehr traurigen Zuſtande ſahen. Hebt ſich jetzt der Bauernſtand aus ſeiner Erniedrigung, ſo werden auch die Juden zum Pflug greifen.— Bis auf wenige Ausnahmen ſind alle Wirthshäuſer Polens in den Händen der Juden und ihre vielen Branntwein-Brennereien werden dem Lande ſehr ſchädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja ſchon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle ſeine Commiſſionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. ſ. w. ausführt. Eine originelle Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polniſchen Edelleute zeigt. Das Aeußere des polniſchen Juden iſt ſchrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meſeritz zuerſt ein polniſches Dorf ſah, meiſtens von Juden bewohnt. Das W—ckſche Wochenblatt, auch zu phyſiſchem Brei gekocht, hätte mich nicht ſo brechpulveriſch anwidern können, als der Anblick

jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Terzianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Juden-Jargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweineställartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes, und mit Polnisch faconnirtes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religions-Verfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige riethen, die polnischen Protestanten zum Katholizismus zurück zu zwingen, antwortete derselbe: "Sum rex populorum sed non conscientiarum!" — Die Juden brachten zuerst Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Casimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünstigt. Sie scheinen dem Adel weit näher gestanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Gesetze wurde der Jude durch seinen Uebertritt zum Christenthum eo ipso in den Adelstand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieses Gesetz untergegangen und was etwa mit Bestimmtheit im Werthe gesunken ist. — In jenen frühern Zeiten standen indessen die Juden in Cultur und Geistesausbildung gewiß weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb, und noch den französischen Firniß entbehrte. Jene aber beschäftigten sich wenigstens immer mit ihren hebräischen Wissenschaft- und Religions-Büchern, um derentwillen eben sie Vaterland und Lebens-Behaglichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Cultur nicht fortgeschritten und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine spitzfindige Scholastik in tausenderlei wunderliche Formen hinein quetscht. Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf, und seinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Compositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadt-Verordnungen und liebreicher Gesetz-Beschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel, ist mir noch immer lieber als Mancher in all seiner staatspapiernen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in diesem Briefe keine Schilderungen reizender Naturscenen, herrlicher Kunstwerke u.s. w. erwarten; nur

die Menschen, und zwar besonders die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, ächten polnischen Edelmann, oder eine schöne edle Polin in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte dieses die Seele eben so erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg, oder einer marmornen Medizäerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und das gäbe eine sehr kostbare Mosaik-Arbeit von den Adjektiven: gastfrei, stolz, muthig, geschmeidig, falsch (dieses gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthusiastisch, spielsüchtig, lebenslustig, edelmüthig und übermüthig. Aber ich selbst habe zu oft geeifert gegen unsre Broschürenscribler, die, wenn sie einen Pariser Tanzmeister hüpfen sehen, aus dem Stegreif die Charakteristik eines Volkes schreiben, — — — — — — — — und die, wenn sie einen dicken Liverpooler Baumwollenhändler jähnen sahen, auf der Stelle eine Beurtheilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — Diese allgemeinen Charakteristiken sind die Quelle aller Uebel. Es gehört mehr als ein Menschenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menschen zu begreifen: und aus Millionen einzelnen Menschen besteht eine Nation. Nur wenn wir die Geschichte eines Menschen, die Geschichte seiner Erziehung und seines Lebens, betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge seines Charakters aufzufassen. — Bei Menschenklassen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müssen sich indessen einige hervortretende Charakterzüge bemerken lassen; dies ist bei den polnischen Edelleuten der Fall, und nur von diesem Standpunkte aus läßt sich etwas Allgemeines über ihren Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale, und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist ersteres weit mehr der Fall als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Theil der Polen es ungerechter Weise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabrizirt werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten, durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Uebercultur von Westen, durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich: daher jene seltsamen Mischungen von Cultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Theil mag im Lande selbst vorräthig gewesen sein; aber in der neuern Zeit war dieses Eindringen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen

Edelleute. Nur wenige derſelben werden in den Städten erzogen; die meiſten Knaben bleiben auf den Landgütern ihrer Angehörigen, bis ſie erwachſen ſind, und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeiſters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbeſuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur, in den Stand geſetzt ſind, Kriegsdienſte zu nehmen, oder eine Univerſität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchſten Ausbildung zu empfangen. Da nicht Allen hierzu dieſelben Mittel zu Gebot ſtehen, ſo iſt es einleuchtend, daß man einen Unterſchied machen muß zwiſchen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erſtere leben oft höchſt jämmerlich, faſt wie der Bauer, und machen keine beſonderen Anſprüche an Cultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten iſt die Unterſcheidung nicht ſchroff, dem Fremden iſt ſie ſogar ſehr wenig bemerkbar. An und für ſich ſelbſt iſt die Würde eines polniſchen Edelmanns (civis polonus) bei dem ärmſten wie bei dem reichſten von demſelben Umfange und demſelben innern Werthe. Aber an die Namen gewiſſer Familien, die ſich immer durch großen Güterbeſitz und durch Verdienſte um den Staat ausgezeichnet, hat ſich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet ſie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Chartoriskis, die Radzivils, die Samoyskis, die Sapiehas, die Poniatowkis, die Potockis u. ſ. w. werden zwar eben ſo gut als bloße polniſche Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch ſind ſie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Anſehen iſt ſogar feſter begründet als das von unſerm hohen Adel, weil ſie ſelbſt ſich ihre Würde gegeben, und weil nicht blos manches geſchnürte alte Fräulein, ſondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung Staroſt findet man jetzt ſelten, und ſie iſt ein bloßer Titel geworden. Der Name Graf iſt ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es ſind nur von Preußen und Oeſterreich einige derſelben vertheilt. Von Adelſtolz gegen Bürgerliche wiſſen die Polen nichts und er kann ſich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger, und mit Anſprüchen hervortretender Burgerſtand ſich erhebt. Erſt dann, wenn der polniſche Bauer Güter kaufen wird, und der polniſche Jude ſich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte ſich bei dieſem der Adelſtolz regen, der alſo das Emporkommen des Landes beweiſen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern geſtellt ſind, müſſen ſie zuerſt mit dieſem Adelſtolze collidiren; aber die Sache wird gewiß alsdann einen religiöſeren Namen annehmen.

Dieſes hier nur flüchtig angedeutete Weſen des polniſchen Adels hat, wie man ſich denken kann, am meiſten beigetragen zu der höchſt wunderlichen Geſtaltung von Polens politiſcher Geſchichte, und die Einflüſſe dieſer letztern auf die Erziehung der Polen, und alſo auf ihren Nationalcharakter, waren faſt noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüſſe des Bodens. Durch die Idee

der Gleichheit entwickelte ſich bei den polniſchen Edelleuten jener Nationalſtolz, der uns oft ſo ſehr überraſcht durch ſeine Herrlichkeit, der uns oft auch ſo ſehr ärgert durch ſeine Geringſchätzung des Deutſchen, und der ſo ſehr contraſtirt mit eingeknuteter Beſcheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte ſich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringſten wie den höchſten beſeelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht ſtrebte: da Polen meiſtens ein Wahlreich war. Herrſchen hieß die ſüße Frucht, nach der es jedem Polen gelüſtete. Nicht durch Geiſtes-Waffen wollte der Pole ſie erbeuten, dieſe führen nur langſam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb ſollte die ſüße Frucht zum raſchen Genuß herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärſtand, wozu ihr heftiger und ſtreitluſtiger Charakter ſie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige ſeidene Staatsmänner, noch viel weniger zu Anſehen geſtiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe iſt bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer zuſammen fließen; und dennoch trägt dieſes Vaterland kein ſonderlich reitzendes Aeußere. Ein Franzoſe, der dieſe Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübſelige polniſche Sumpfgegend, ſtampfte ein Stück aus dem Boden, und ſprach pfiffig und kopfſchüttelnd: „Und das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Aber nicht aus dem Boden ſelbſt, nur aus dem Kampfe um Selbſtſtändigkeit, aus hiſtoriſchen Erinnerungen und aus dem Unglück iſt bei den Polen dieſe Vaterlandsliebe entſproſſen. Sie flammt jetzt noch immer ſo glühend wie in den Tagen Kosziusko's: vielleicht noch glühender. Faſt bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländiſch iſt. Wie ein Sterbender, der ſich in krampfhafter Angſt gegen den Tod ſträubt, ſo empört und ſträubt ſich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieſes Todeszucken des polniſchen Volkskörpers iſt ein entſetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden dieſen Todeskampf überſtehen müſſen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidniſchen Nationalität die chriſtliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben ſchöner Beſonderheiten, worin ſich die Liebe am liebſten abſpiegelt, ſondern jene von uns Deutſchen am meiſten erſtrebte und von unſern edelſten Volksſprechern, Leſſing, Herder, Schiller u. ſ. w. am ſchönſten ausgeſprochene allgemeine Menſchenverbrüderung, das Urchriſtenthum. Von dieſem ſind die polniſchen Edelleute, eben ſo gut wie wir, noch ſehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholizismus, ohne leider den großen Geiſt dieſer Formen und ihren jetzigen Uebergang zum Weltgeſchichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt ſich zur franzöſiſchen Philoſophie. Ich will hier dieſe gewiß nicht verunglimpfen: es giebt Stunden wo ich ſie verehre, und ſehr verehre; ich ſelbſt bin gewiſſermaßen ein Kind derſelben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptſache — die Liebe.

Wo dieſer Stern nicht leuchtet, da iſt es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umherſprühen. — Wenn Vaterland das erſte Wort des Polen iſt, ſo iſt Freiheit das zweite. Ein ſchönes Wort! Nächſt der Liebe gewiß das ſchönſte. Aber es iſt auch nächſt der Liebe das Wort, das am meiſten mißverſtanden wird, und ganz entgegen geſetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muß. Hier iſt das der Fall. Die Freiheit der meiſten Polen iſt nicht die göttliche, die waſhingtonſche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosziusko haben letztere begriffen und zu verbreiten geſucht. Viele zwar ſprechen enthuſiaſtiſch von dieſer Freiheit, aber ſie machen keine Anſtalt ihre Bauern zu emanzipiren. Das Wort Freiheit, das ſo ſchön und volltönend in der polniſchen Geſchichte durchklingt, war nur der Wahlſpruch des Adels, der dem Könige ſo viel Rechte als möglich abzuzwängen ſuchte, um ſeine eigne Macht zu vergrößern, und auf ſolche Weiſe die Anarchie hervorzurufen. C'etoit tout comme chez nous, wo ebenfalls deutſche Freiheit einſt nichts anders hieß, als den Kaiſer zum Bettler machen, damit der Adel deſto reichlicher ſchlemmen und deſto willkührlicher herrſchen konnte; und ein Reich mußte untergehen, deſſen Voigt auf ſeinem Stuhle feſtgebunden war, und endlich nur ein Holzſchwerdt in der Hand trug. In der That, die polniſche Geſchichte iſt die Miniaturgeſchichte Deutſchlands; nur daß in Polen die Großen ſich vom Reichs-Oberhaupte nicht ſo ganz losgeriſſen und ſelbſtſtändig gemacht hatten, wie bei uns, und daß durch die deutſche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangſamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharinas, vor einem Krakauer Reichstage geſtanden, ſo hätte man ihn ſicher nicht ſo ruhig, wie in Augsburg, ausſprechen laſſen. Jener Grundſatz von der ſtürmiſchen Freiheit, die beſſer ſein mag, als ruhige Knechtſchaft, hat dennoch, trotz ſeiner Herrlichkeit, die Polen ins Verderben geſtürzt. Aber es iſt auch erſtaunlich, wenn man ſieht, welche Macht ſchon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; ſie glühen und flammen, wenn ſie hören, daß irgend für die Freiheit geſtritten wird; ihre Augen ſchauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen ſelbſt aber wird, wie ich ſchon oben geſagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beſchränkung der Adelsrechte verſtanden, oder gar die allmählige Ausgleichung der Stände. Wir wiſſen das beſſer; die Freiheiten müſſen untergehen, wo die allgemeine geſetzliche Freiheit gedeihen ſoll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigſtens ziehen Sie den Hut ab — ich ſpreche von Polens Weibern. Mein Geiſt ſchweift an den Ufern des Ganges, und ſucht die zarteſten und lieblichſten Blumen, um ſie damit zu vergleichen. Aber was ſind gegen dieſe Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Oſchaddi, der Nagakeſarblüthen, der heiligen Lotosblumen, und wie ſie alle heißen mögen—Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Siriſcha, u. ſ. w.

Hätte ich den Pinsel Raphaels, die Melodien Mozarts und die Sprache Calderons, so gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erschiene. Aber was sind raphaelsche Farbenklekse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind mozartsche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle calderonischen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls auf gut calderonisch, Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellen-Augen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach war; — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — Wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich blos: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser letztern zu zeichnen!

Ein sehr werther Weltweiser, der zehn Oktavbände „weibliche Charaktere" geschrieben, hat endlich seine eigne Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben vielmehr jeden Tag einen andern. Diesen immerwährenden Wechsel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es ist sogar ein Vorzug. Ein Charakter entsteht durch ein System stereotyper Grundsätze. Sind letztere irrig, so wird das ganze Leben desjenigen Menschen, der sie systematisch in in seinem Geiste aufgestellt, nur ein großer, langer Irrthum sein. Wir loben das, und nennen es „Charakter haben" wenn ein Mensch nach festen Grundsätzen handelt, und bedenken nicht, daß in einem solchen Menschen die Willensfreiheit untergegangen, daß sein Geist nicht fortschreitet, und daß er selbst ein blinder Knecht seiner verjährten Gedanken ist. Wir nennen das auch Consequenz, wenn Jemand dabei bleibt, was er ein für allemal in sich aufgestellt und ausgesprochen hat, und wir sind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Bösewichter zu entschuldigen, wenn sich nur von ihnen sagen läßt: daß sie consequent gehandelt. Diese moralische Selbstunterjochung findet sich aber fast nur bei Männern; im Geiste der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechseln sie ihre Weltansichten, meistens ohne sich dessen bewußt zu sein. Sie stehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankensystem, das, wie ein Kartenhaus, des Abends wieder zusammen fällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie

ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiſte juſt kein herrſchender Gedanke ſteht, ſo zeigt ſich das Allererfreulichſte, das Interregnum des Gemüths. Und dieſes iſt bei den Frauen am reinſten und am ſtärkſten, und führt ſie ſicherer als die Verſtandes-Abſtraktions-Laternen, die uns Männer ſo oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli ſpielen, und die Weiber noch obendrein preiſen wegen jenes Charakter-Mangels, den unſere Gelbſchnäbel und Grauſchnäbel — die Einen durch Amor, die Andern durch Hymen maltraitirt — mit ſo vielen Stoßſeufzern beklagen. Auch müſſen Sie bemerken, daß, bei dieſem allgemeinen Ausſpruch über die Weiber, die Polinnen hauptſächlich gemeint ſind, und die deutſchen Frauen ſo halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutſche Volk hat, durch ſeinen angeborenen Tiefſinn, ganz beſondere Anlage zu einem feſten Charakter, und auch den Frauen hat ſich ein Anflug davon mitgetheilt, der durch die Zeit ſich immer mehr und mehr verdichtet, ſo daß man bei ältlichen deutſchen Damen, ſogar bei den Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziemlich dicke, ſchuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verſchieden ſind die Polinnen von den deutſchen Frauen. Das ſlaviſche Weſen überhaupt, und die polniſche Sitte insbeſondere, mag dieſes hervorgebracht haben. In Hinſicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutſche erheben: ſie ſind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Titian über eine Maria von Correggio ſetzen? In einem ſonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutſche. Zu einer Reiſe durch Spanien, Frankreich und Italien wünſchte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reiſe durch das Leben wünſchte ich eine Deutſche. Muſter von Häuslichkeit, Kinder-Erziehung, frommer Demuth und allen jenen ſtillen Tugenden der deutſchen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haus-Tugenden finden ſich aber auch bei uns meiſtens nur im Bürgerſtande, und einem Theile des Adels, der ſich in Sitten und Anſprüchen dem Bürgerſtande angeſchloſſen. Bei dem übrigen Theile des deutſchen Adels werden oft jene Haus-Tugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weiſe vermißt, als bei den Frauen des polniſchen Adels. Ja, bei dieſen iſt es doch nie der Fall, daß auf dieſen Mangel ſogar ein Werth gelegt wird, daß man ſich etwas darauf einbildet; wie von ſo manchen deutſchen adlichen Damen geſchieht, die nicht Geld- oder Geiſteskraft genug beſitzen, um ſich über den Bürgerſtand zu erheben, und die ſich wenigſtens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskoſtender altadlicher Gebrechen auszuzeichnen ſuchen. Auch die Frauen der Polen ſind nicht ahnenſtolz, und es fällt keinem polniſchen Fräulein ein, ſich etwas darauf einzubilden, daß vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — entgan-

gen ist. — Das religiöse Gefühl ist bei den deutschen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Diese leben mehr nach außen als nach innen; sie sind heitere Kinder, die sich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen schönen Redouten-Saal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig sind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtsinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der so sehr begünstigt wird durch die leichten polnischen Sitten überhaupt, durch den leichten französischen Ton, der sich mit diesen vermischt, durch die leichte französische Sprache, die in Polen mit Vorliebe, und fast wie eine Muttersprache, gesprochen wird, und durch die leichte französische Literatur, deren Desert, die Romane, von den Polinnen verschlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, so bin ich überzeugt, daß die Polinnen hierin den deutschen Frauen nicht nachzustehen brauchen. Die Ausschweifungen einiger polnischen Magnaten-Weiber haben, wegen ihrer Großartigkeit, zu verschiedenen Zeiten viele Augen auf sich gezogen, und unser Pöbel, wie ich schon oben bemerkt, beurtheilt eine ganze Nation nach den Paar schmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Gesicht gekommen. Außerdem muß man bedenken, daß die Polinnen schön sind, und daß schöne Frauen, aus bekannten Gründen, dem bösen Leumund am meisten ausgesetzt sind, und demselben nie entgehen, wenn sie, wie die Polinnen, freudig dahin leben in leichter, anmuthiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man ist in Warschau um nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daß die Wogen der Weichsel etwas wilder brausen als die stillen Wasser der seichten Spree.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politischen Gemüths-Zustande der Polen, und muß bekennen, daß ich bei diesem exaltirten Volke es immerwährend bemerkte, wie schmerzlich es die Brust des polnischen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überschaut. Auch die Brust des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man sich die politischen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unserer Journalisten schaffen sich dieses Gefühl gemächlich vom Halse, indem sie leichthin aussprechen: die Polen haben sich durch ihre Uneinigkeit ihr Schicksal selbst zugezogen, und sind also nicht zu bedauern. Das ist eine thörichte Beschwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet etwas; sein Treiben entspringt aus einer inneren Nothwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabenere Gedanke: daß die Geschichte (Natur, Gott, Vorsehung u. s. w.), wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und daß manche Völker leiden müssen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortschreite. Die Polen, ein slavisches Grenzvolk an der Pforte der germanischen Welt, scheinen durch ihre Lage schon ganz besonders dazu bestimmt, gewisse Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moralischer

Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief stets Erscheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen anderen Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbar-Völker einwirken müssen. — Der Charakter der Polen war bisher militärisch, wie ich oben schon bemerkte; jeder polnische Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsschule. Jetzt aber ist dieß nicht mehr der Fall, es suchen sehr Wenige Militär-Dienste. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beschäftigung, und da haben die Meisten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienst, nämlich — die Wissenschaften. Ueberall zeigen sich die Spuren dieser neuen Geistesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünstigt, wird sie in einigen Dezennien, wie schon angedeutet ist, dem ganzen Volkscharakter eine neue Gestalt verleihen. Noch unlängst haben sie in Berlin jenen freudigen Zusammenfluß junger Polen gesehen, die mit edler Wißbegier und musterhaftem Fleiße in alle Theile der Wissenschaften eindrangen, besonders die Philosophie an der Quelle, im Hörsaale Hegels, schöpften, und jetzt leider, veranlaßt durch einige unselige Ereignisse, sich von Berlin entfernten. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Polen ihre blinde Vorliebe für die französische Literatur allmählig ablegen, die lange übersehene tiefere deutsche Literatur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt ist, just dem tiefsinnigsten deutschen Philosophen Geschmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, daß sie den Geist unserer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wissenschaft ist. Viele Polen lernen jetzt Deutsch, und eine Menge guter deutscher Bücher wird in's Polnische übersetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls Theil an diesen Erscheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; sie merken jetzt, wie viel zu Erhaltung derselben durch eine National-Literatur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, so ist es doch wahr, was mir viele Polen ernsthaft sagten) in Warschau wird an einer — polnischen Literatur gearbeitet. Es ist nun freilich ein großes Mißverständniß, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organisch Hervorgegangenes sein muß, könne im literarischen Treibhause der Hauptstadt von einer Gelehrten-Gesellschaft zusammen geschrieben werden; aber durch diesen guten Willen ist doch schon ein Anfang gemacht, und Herrliches muß in einer Literatur hervorblühen, wenn sie als eine Vaterlandssache betrachtet wird. Dieser patriotische Sinn muß freilich auf eigene Irrthümer führen, meistens in der Poesie und in der Geschichte. Die Poesie wird das Erhebungs-Kolorit tragen, hoffentlich aber den französischen Zuschnitt verlieren und sich dem Geiste der deutschen Romantik nähern. — Ein geliebter polnischer Freund sagte mir, um mich besonders zu necken: wir haben eben so gut romantische Dichter als Ihr, aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause! — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu

unverhältnißmäßig aus der Universalgeschichte hervorheben; aber desto mehr wird man auch für Erhaltung Alles desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und dieses um so ängstlicher, da man, wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der Warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen National-Denkmale und Urkunden möchten untergehen; deßhalb, scheint es, hat kürzlich ein Samoyski eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburg gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschau's verlassen, und was die schon vorhandene polnische Literatur betrifft, so verweise ich Sie deßhalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfus. — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor, wie ein alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorbeer an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne mißt, oder gar die Kürze und Länge der Sylben, wie wir es bei Carnot sehen. Der Pole wird die Feder eben so gut führen wie die Lanze, und wird sich eben so tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wissens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europa's ist der Geist, eben durch seine vielen Reibungen, schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistes-Anstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babylonischen Thurmbau europäischer Cultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge, mit ihrer slavischen Behendigkeit und noch unerschlafften Rüstigkeit, das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daß die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser giebt. Die Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften und Künste werfen, sind Edelleute, und haben meistens Privat-Vermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntnisse und wissenschaftlichen Leistungen angewiesen zu sein. Unberechenbar ist dieser Vorzug. Herrliches zwar hat schon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünstigt die geistigen Fortschritte der Polen: nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polnische Landleben ist nicht so geräuschlos und einsamlich, wie das unsrige, da die polnischen Edelleute sich auf zehn Stunden weit besuchen, oft Wochen

lang mit der sämmtlichen Familie beisammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadisch herum reisen; so daß es mir vorkam, als sei das ganze Großherzogthum Posen eine große Stadt, wo nur die Häuser etwas meilenweit von einander entfernt stehen, und in mancher Hinsicht sogar eine kleine Stadt, weil die Polen sich Alle kennen, Jeder mit den Familien-Verhältnissen und Angelegenheiten des Andern genau bekannt ist, und diese gar oft, auf kleinstädtische Weise, Gegenstände der Unterhaltung werden. Dennoch ist dieses rauschende Treiben, welches dann und wann auf den polnischen Landgütern herrscht, der Erziehung der Jugend nicht so schädlich, wie das Geräusch der Städte, das sich jeden Augenblick in seinen Tonarten verändert, den Geist der Jugend von der Naturanschauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zersplittert und durch Ueberreiz abstumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stillleben ist der Jugend sogar heilsam, da sie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geist durch die immerwährende äußere Ruhe versumpfen, oder, wie man es nennt, versauern möchte: eine Gefahr, die bei uns so oft vorhanden. Das frische, freie Landleben in der Jugend hat gewiß am meisten dazu beigetragen, den Polen jenen großen starken Charakter zu verleihen, den sie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper; dieses bedarf der Gelehrte eben so gut wie der Soldat. Die Geschichte zeigt uns, wie die meisten Menschen, die etwas Großes gethan, ihre Jugend im Stillleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter so sehr lobpreisen gehört; man rühmte die Methode in den Klosterschulen und nannte die daraus hervor gegegangenen großen Männer, deren Geist sogar in unserer absonderlich geistreichen Zeit etwas gelten würde; aber man vergaß, daß es nicht die Mönche, sondern die mönchische Eingezogenheit, nicht die Kloster-Schulmethode, sondern die stille Klösterlichkeit selbst war, die jene Geister nährte und stärkte. Wenn man unsere Erziehungs-Institute mit einer Mauer umgäbe, so würde dieses mehr wirken, als alle unsere pädagogischen Systeme, sowohl idealisch-humanistische, als praktisch-Basedowsche. Geschähe dasselbe bei unsern Mädchen-Pensionen, die jetzt so hübsch frei dastehen zwischen dem Schauspielhause und dem Tanzhause, und der Wachtparade gegenüber, so verlören unsere Pensionärrinnen ihre kaleydoskopartige Phantasterei und neubramatische Wassersuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußisch polnischen Städte will ich Ihnen nicht viel schreiben; es ist ein Mischvolk von preußischen Beamten, ausgewanderten Deutschen, Wasserpolen, Polen, Juden, Militair u. s. w. Die preußischen deutschen Beamten fühlen sich von den polnischen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutsche Beamten werden oft, ohne ihren Willen, nach Polen versetzt, suchen aber sobald als möglich wieder heraus zu kommen;

Andere ſind von häuslichen Verhältniſſen in Polen feſtgehalten. Unter ihnen finden ſich auch ſolche, die ſich darin gefallen, daß ſie von Deutſchland iſolirt ſind; die ſich beſtreben, das bischen Wiſſenſchaftlichkeit, das ſich ein Beamter, zum Behuf des Examens, erwerben haben mußte, ſo ſchnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebensphiloſophie auf eine gute Mahlzeit baſirt haben, und die, bei ihrer Kanne ſchlechten Bieres, geifern gegen die polniſchen Edelleute, die alle Tage ungariſchen Wein trinken und keine Aktenſtöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußiſchen Militair, das in dieſer Gegend liegt, brauche ich nicht viel zu ſagen; dieſes iſt, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil dieſer ſelbſt ſoldatiſchen Sinn hat und der Brave alles Brave ſchätzt; aber von einem näheren Gefühle iſt noch nicht die Rede.

Poſen, die Hauptſtadt des Großherzogthums, hat ein trübſinniges unerfreuliches Anſehen. Das einzige Anziehende iſt, daß ſie eine große Menge katholiſcher Kirchen hat. Aber keine einzige iſt ſchön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um ſchöne alte Bilder aufzuſuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht ſchön, und die einigermaßen ſchönen ſind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renoviren. Im uralten Dom zu Gneſen, der ehemaligen Hauptſtadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort intereſſirte mich nur die figurenreiche, aus Eiſen gegoſſene Kirchenthür, die einſt das Thor von Kiew war, welches der ſiegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch ſein Schwerthieb zu ſehen iſt. Der Kaiſer Napoleon hat ſich, als er in Gneſen war, ein Stückchen aus dieſer Thür herausſchneiden laſſen, und dieſe hat, durch ſolche hohe Aufmerkſamkeit, noch mehr an Werth gewonnen. In dem Gneſener Dom hörte ich auch, nach der erſten Meſſe, einen vierſtimmigen Geſang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, ſelbſt componirt haben ſoll und der alle Sonntage geſungen wird. Der Dom hier in Poſen iſt neu, hat wenigſtens ein neues Anſehen; und folglich gefiel er mir nicht. Neben demſelben liegt der Palaſt des Erzbiſchofs, der auch zugleich Erzbiſchof von Gneſen, und folglich zugleich römiſcher Cardinal iſt, und folglich rothe Strümpfe trägt. Er iſt ein ſehr gebildeter, franzöſiſch-urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Clerus in Polen gehört immer zu den vornehmſten adlichen Familien; der niedere Clerus gehört zum Plebs, iſt roh, unwiſſend und rauſchliebend. — Ideen-Aſſoziation führt mich direkt auf das Theater. Ein ſchönes Gebäude haben die hieſigen Einwohner den Muſen zur Wohnung angewieſen; aber die göttlichen Damen ſind nicht eingezogen, und ſchicken nach Poſen blos ihre Kammerjungfern, die ſich mit der Garderobe ihrer Herrſchaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Weſen treiben. Die Eine ſpreizt ſich wie eine Pfau, die Andere flattert wie eine Schnepfe, die Dritte kollert wie ein Trut-

hahn und die Vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber ſperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulet-Menſch ruft: Auf Ehre, Mekhomene! Thalia! Polyhymnia! Terpſichore! — Auch einen Theater-Recenſenten giebt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Recenſionen dieſes trefflichen Recenſenten ſtehen bis jetzt nur in der Poſener Stadt-Zeitung, werden aber bald als eine Fortſetzung der Leſſing'ſchen Dramaturgie geſammelt erſcheinen!! Doch mag ſein, daß mir dieſes Provinzial-Theater ſo ſchlecht erſcheint, weil ich juſt von Berlin komme, und noch zuletzt die Schröck und die Stich ſah. Nein, ich will nicht das ganze Poſenſche Theater verdammen; ich bekenne ſogar, daß es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz ſchlechte beſitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier ſpreche, iſt Demoiſ. Paien. Ihre gewöhnliche Rolle iſt die erſte Liebhaberin. Da iſt nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtſche jener Gefühlvollen, die ſich für die Bühne berufen glauben, weil ſie vielleicht im Leben die ſentimentale oder kokette Rolle mit einigem Succes geſpielt, und die man von den Brettern fortpfeifen möchte, eben weil man ſie im einſamen Cloſet herzlich applaudiren würde. Demoiſ. Paien ſpielt mit gleichem Glücke auch die heterogenſten Rollen, eine „Eliſabeth" ſo gut wie eine „Maria." Am beſten gefiel ſie mir jedoch im Luſtſpiel, in Converſations-Stücken, und da beſonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als „Pauline" in „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge." Bei Demoiſ. Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohlthuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja faſt Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem ächten, großen Talente gewahren. Ich ſah ſie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männer-Rollen, z. B. in der „Liebeserklärung" und in Wolff's „Cäſario;" nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer ſetze, die ihr zum Muſter dienen. Demoiſ. Paien iſt zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günſtiges Aeußere, und es wäre Schade, wenn dieſes kunſtbegabte Mädchen in den Sümpfen herum ziehender Truppen untergehen müßte.

Ein brauchbares Subjekt der Poſener Bühne iſt Herr Carlſen, er verdirbt keine Rolle; auch muß man Madam Paien eine gute Schauſpielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als Geliebte „Schieberle's" gefiel ſie mir beſonders. Sie ſpielt ebenfalls keck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauſpielerinnen, die zwar mit vieler Kunſt ſolche Alte-Weiberrollen darſtellen, uns aber doch gern merken laſſen möchten, daß in der alten Schachtel noch immer eine aimable Frau ſtecke. Herr Oldenburg, ein ſchöner Mann, iſt als Liebhaber im Luſtſpiel unerquicklich und ein Muſter von Steifheit und Unbeholfenheit; als Held-Liebhaber im Trauer-

spiel ist er ziemlich erträglich. Es ist nicht zu verkennen, daß er Anlage zum Tragischen hat; aber seinen langen Armen, die bei dem Knieen perpendikelartig hin und her fliegen, muß ich alles Schauspieler-Talent durchaus absprechen. Als „Richard" in „Rosamunde" gefiel er mir aber, und ich übersah manchmal den falschen Pathos, weil solcher im Stücke selbst liegt. In diesem Trauerspiel gefiel mir sogar Herr Munsch, als König, am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knall-Effektscene. Herr Munsch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenschaft geräth, einem Gebell ähnliche Töne auszustoßen. Demois. Franz, ebenfalls erste Liebhaberin, spielt schlecht aus Bescheidenheit; sie hat etwas Sprechendes im Gesicht, nämlich einen Mund. Madam Fabrizius ist ein niedliches Figürchen, und gewiß enchantirend außer dem Theater. Ihr Mann, Herr Fabrizius, hat in dem Lustspiel: „des Herzogs Befehl," den großen Fritz so meisterhaft parodirt, daß sich die Polizei hätte d'rein mischen sollen. (?) Madam Carlsen ist die Frau von Herrn Carlsen. Aber Herr Vogt ist der Komiker: er sagt es ja selbst, denn er macht den Comödien-Zettel. Er ist der Liebling der Gallerie, hat den Grundsatz, daß man eine Rolle wie die andere spielen müsse, und ich sah mit Bewunderung, daß er demselben getreu blieb als „Fels von Felsenburg," als dummer „Baron" im „Alpenröschen," als „Spießbürger-Anführer" im „Vogelschießen" u. s. w. Es war immer ein und derselbe Herr Ernst Vogt mit seiner Fistel-Komik. Einen andern Komiker hat Posen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den „Staberle" und die „falsche Catalani" mit vielem Vergnügen gesehen. Madam Lentner ist die Direktrice der Posener Bühne, und findet nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr spielte hier die Köhlersche Truppe, die jetzt in Gnesen ist, und zwar im allerdesolatesten Zustande. Der Anblick dieser armen Waisenkinder der deutschen Kunst, die, ohne Brod und ohne aufmunternde Liebe, in dem fremden, kalten Polen herum irren, erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Ich habe sie bei Gnesen, auf einem freien, mit hohen Eichen romantisch umzäunten Platze, genannt der Waldkrug, spielen sehen; sie führten ein Schauspiel auf, betitelt: „Bianka von Toredo, oder die Bestürmung von Castellnero," ein großes Ritter-Schauspiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde viel darin geschossen, und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängstigten Prinzessinnen, deren wirkliche Betrübniß merklich schimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit sichtbar hervor guckte aus ihrem fürstlichen Goldflitter-Staate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor Kurzem spielte hier auch eine polnische Gesellschaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abstandsgeld überließ ihr Madam Lentner die Benutzung des Schauspielhauses auf vierzehn Darstellungen. Die Polen gaben meistens Opern. An Parallelen

zwiſchen ihnen und der deutſchen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Poſener von deutſcher Zunge geſtanden zwar, daß die polniſchen Schauſpieler ſchöner ſpielten, als die deutſchen, und ſchöner ſangen, und eine ſchönere Garderobe führten u. ſ. w.; aber ſie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anſtand. Und das iſt wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theater-Etikette und pompöſe, präziöſe und graziöſe Gravität deutſcher Comödianten. Die Polen ſpielen im Luſtſpiel, im bürgerlichen Schauſpiel und in der Oper nach leichten, franzöſiſchen Muſtern; aber doch mit der original-polniſchen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen geſehen. Ich glaube, ihre Hauptforce iſt das Sentimentale. Dieſes bemerkte ich in einer Vorſtellung des „Taſchenbuchs" von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczynski, Staroſt von Rawa," Schauſpiel in drei Akten, nach dem Deutſchen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend ſchmelzenden Klagen-Erguß der Madam Szymkaylowa, welche die „Jadwiga," Tochter des in Anklagezuſtand geſetzten Staroſts ſpielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber „Jadwiga's," trug daſſelbe ſentimentale Colorit. An die Stelle der tabackſchnupfenden Alten war ein ſchnupfender Haushofmeiſter, „Tadeusz Telempski," ſubſtituirt, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmuth zeigten die polniſchen Sängerinnen, und das ſonſt ſo rohe Polniſche klang mir wie Italieniſch, als ich es ſingen hörte. Madam Skibinska beſeligte meine Seele als „Prinzeſſin von Navarra," als „Zetulba" im „Caliphen von Bagdad" und als „Aline." Eine ſolche „Aline" habe ich noch nie gehört. In der Scene, da ſie ihren Geliebten in den Schlaf ſingt und die bedrängenden Botſchaften erhält, zeigte ſie auch ein Spiel, wie es ſelten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golkonda werden mir noch lange vor den Augen ſchweben und in den Ohren klingen. Madam Zawadzka iſt eine liebliche „Lorezza," ein freundlich ſchönes Mädchenbild. Auch Madam Wlodkowa ſingt trefflich. Herr Zawadzki ſingt den „Olivier," ganz vorzüglich, ſpielt ihn aber ſchlecht. Herr Romanowski giebt einen guten „Johann." Herr Szymkaylo iſt ein gar köſtlicher Bouffon. Aber die Polen haben keinen Anſtand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daß mich die polniſchen Schauſpieler ſo ſehr ergötzt. Bei jeder Vorſtellung, die ſie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Poſen ſind, beſuchten aus Patriotismus das Theater. Die meiſten polniſchen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reiſten nach Poſen, um polniſch ſpielen zu ſehen. Der erſte Rang war gewöhnlich garnirt von polniſchen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beiſammen ſaßen, und vom Parterre aus den herrlichſten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Poſen und des Großherzogthums überhaupt

will ich Ihnen nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Alterthumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt, und gewiß bald dem Publikum viel Interessantes darüber mittheilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky, der sechs Jahre, in Auftrag unserer Regierung, in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprach-Urkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine literarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Alterthumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Thätigkeit muß derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechs und dreißig dicke, und zwar sehr dicke, und fast sämmtlich schön geschriebene Quartbände Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige, große, meistens historische Gedichte und Dichterblüthen des 13. Jahrhunderts, alle durch Sach- und Sprach-Erklärungen und Handschriften-Vergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtentheils dem Sagenkreise des König Arthus angehören, und auch die größere Lesewelt ansprechen können; ferner viele mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammenstellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Ueberschriften den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Haupttheilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maximilian I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden, aus späterer Zeit, am wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und den Geist seiner Zeit so treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele Familienverhältnisse des östreichischen Hauses Licht verbreiten, und nicht jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Professor Schottky, aus besonderer Gunst die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend Lieder, aus alten, verschollenen Sammlungen, aus seltenen fliegenden Blättern, und aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben: Materialien zur Geschichte der östreichischen Dichtkunst, dahin einschlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volkssprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der östreichischen Fürsten, eine Menge Hexenprozesse in Original-Akten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feste und Gebräuche in Oestreich, und eine Menge anderer sehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntniß des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem

Geiste desselben zeugen die oben erwähnten sinnreichen Zusammenstellungen unter verschiedene Rubriken; aber dieses Verfahren entstammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Professor Schottky angehört. Nach meiner Ansicht geht die Erkenntniß des ganzen geistigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man seine einzelne Momente in ein bestimmtes Fachwerk einregistrirt; — wie sehr schön und bequem es auch für das größere Publikum sein mag, wenn man, wie in Schottkys Zusammenstellungen meistens der Fall ist, z. B. unter der Rubrik Ritterthum gleich Alles beisammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Festspiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauen-Rubrik alle möglichen Dichter-Fragmente und Notizen beisammen findet, die sich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn dieses ebenso der Fall ist bei Jagd, Liebe, Glaube u. s. w. Ueber den Glauben im Mittelalter giebt Professor Schottky (bei Marx in Breslau) nächstens ein Werk heraus, betitelt: „Gott, Christus und Maria." In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart" welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munk in Posen) herausgiebt, werden wir von ihm gewiß viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Theil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine literarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, daß dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hülfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialien-Sammlung. In Posen ist keine Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und, wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählig versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottky'schen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größern Publikum unzugänglich bleiben müßten. Außerdem muß man im wirklichen Deutschland leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen nothwendig erfordert. Den deutschen Alterthumsforscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, daß der heiße Enthusiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackere Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, daß gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst und Geschichts-Denkmale im Allgemeinen übel accreditirt ist; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneider-Patriotismus sich damit breit machte, und

weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet, als die bittersten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht widerfahren läßt, wo kein alberner Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schatten-Partien des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Compliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Cölner Dom und dem Pantheon, zwischen dem „Nibelungen-Lied" und der „Odyssee," wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organischen Zusammenhange erkennt, und nur mit sich selbst vergleicht, und das Nibelungen-Lied einen verfitzirten Dom und den Cölner Dom ein steinernes Nibelungen-Lied nennt.

Vorwort

zu

A. Weill's Sittengemälden

aus dem

elsässischen Volksleben.

Herr A. Weill, der Verfasser der elsässischen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, daß er der erste gewesen, der dieses Genre auf den deutschen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieser Behauptung vollkommen seine Richtigkeit, wie uns Freunde versichern, die sich zugleich dahin aussprechen, als habe der erwähnte Autor nicht blos die ersten, sondern auch die besten Dorfnovellen geschrieben. Unbekanntschaft mit den Meisterwerken der Tagesschriftstellerei jenseits des Vater Rheins, hindert uns, hierüber ein selbstständig eignes Urtheil zu fällen.

Dem Genre selbst, der Dorfnovellistik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Literatur anweisen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, so überschätzen wir ebenfalls nicht dieses Verdienst. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen ist, und in dieser Beziehung zollen wir ihr das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung.

Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabniß für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonischen Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt dagegen in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüth und eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu statten kommt, und seinen literarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Aeußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist so zu sagen ein passionirtes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetisch abspiegelt. Dieses merk-

würdige Talent, oder beſſer geſagt, dieſes Naturell, bekundet ſich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in ſeinem jüngſten Geſchichtsbuche über den Bauernkrieg und in ſeinen ſehr intereſſanten, ſehr pikanten und ſehr tumultuariſchen Aufſätzen, wo er für die große Sache unſerer Gegenwart auf's löblich Tollſte Partei ergreift. Hier zeigt ſich unſer Autor mit allen ſeinen ſozialen Tugenden und äſthetiſchen Gebrechen; hier ſehen wir ihn in ſeiner vollen agitatoriſchen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier iſt er ganz der zerriſſene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagniſſe und Eckelthümer unſerer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß, und hinausgaloppirt in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee . . . .

Ja, ſolche Menſchen ſind nicht allein die Träger einer Idee, ſondern ſie werden ſelbſt davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zaum: ſie ſind gleichſam mit ihrem nackten Leibe feſtgebunden an die Idee wie Mazeppa an ſeinem wilden Roſſe auf den bekannten Bildern des Horaz Vernet — ſie werden davon fortgeſchleift, durch alle fürchterliche Conſequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein—das Dornengeſtrüpp zerfleiſcht ihre Glieder — die Waldesbeſtien ſchnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden ſie zuletzt anlangen? Unter doniſchen Koſacken, wie auf dem Vernet'ſchen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückſeligen Gärten, wo da wandeln jene Götter . . . .

Wer ſind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie ſie heißen, jedoch die großen Dichter und Weiſen aller Jahrhunderte haben ſie längſt verkündigt. Sie ſind jetzt noch geheimnißvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und dann erblicke ich . . . Ich kann es nicht ausſprechen, denn bei dieſem Anblick durchzuckt mich immer ein ſtolzer Schreck und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtiſchen Demuth, jener knirſchenden Selbſtverachtung, woran das Menſchengeſchlecht ſeit anderthalb Jahrtauſenden ſiechte, und die wir mit der abergläubiſchen Muttermilch eingeſogen . . . Ich darf nicht ausſagen, was ich geſchaut . . . Aber unſere geſünderen Nachkommen werden in freudigſter Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Mährchen klingen, wenn ſie hören, daß weiland die Menſchen ſich alle Genüſſe dieſer Erde verſagten, ihren Leib kaſteiten und ihren Geiſt verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsſtolz abſchlachteten, beſtändig logen und greinten, das abgeſchmackteſte Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu ſagen. Wem zu Gefallen!

In der That, unſere Enkel werden ein Ammenmährchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und ſie

werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpaläſten ſitzen, um den Altar, den ſie ſich ſelber geweiht haben, und ſich von alten Menſchheitsgeſchichten unterhalten, die ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brod, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchönlockigten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen.

Geſchrieben zu Paris am Charfreitag 1847.

Heinrich Heine.

Nachtrag zu den Gedichten.

Notiz.

Die folgenden zwei Gedichte hat Heine im Schad'ſchen deutſchen Muſenalmanach vom Jahre 1854 mitgetheilt. Da wir erſt jetzt in den Beſitz des letzteren kamen, ſo konnten die beiden Poeſieen nicht unter die „neueſten Gedichte" im vierten Bande eingereiht werden.

Der Verleger.

Das Hohelied.

Des Weibes Leib iſt ein Gedicht,
Das Gott der Herr geſchrieben
In's große Stammbuch der Natur,
Als ihn der Geiſt getrieben.

Ja, günſtig war die Stunde ihm,
Der Gott war hochbegeiſtert;
Er hat den ſpröden, rebelliſchen Stoff
Ganz künſtleriſch bemeiſtert.

Fürwahr, der Leib des Weibes iſt
Das Hohelied der Lieder;
Gar wunderbare Strophen ſind
Die ſchlanken, weißen Glieder.

O, welche göttliche Idee
Iſt dieſer Hals, der blanke,
Worauf ſich wiegt der kleine Kopf,
Der lockige Hauptgedanke!

Der Brüſtchen Roſenknospen ſind
Epigrammmatiſch gefeilet;
Unſäglich entzückend iſt die Cäſur,
Die ſtreng den Buſen theilet.

Den plaſtiſchen Schöpfer offenbart
Der Hüften Parallele;
Der Zwiſchenſatz mit dem Feigenblatt
Iſt auch eine ſchöne Stelle.

Das iſt kein abſtraktes Begriffspoem!
Das Lied hat Fleiſch und Rippen,
Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt
Mit ſchöngereimten Lippen.

Hier athmet wahre Poeſie!
Anmuth in jeder Wendung!
Und auf der Stirne trägt das Lied
Den Stempel der Vollendung.

Lobſingen will ich dir, o Herr,
Und dich im Staub' anbeten!
Wir ſind nur Stümper gegen dich,
Den himmliſchen Poeten.

Verſenken will ich mich, o Herr,
In deines Liedes Prächten;
Ich widme ſeinem Studium
Den Tag mitſammt den Nächten.

Ja, Tag und Nacht ſtudier' ich dran,
Will keine Zeit verlieren;
Die Beine werden mir ſo dünn —
Das kommt vom vielen Studieren.

Lied der Marketenderin.

(Aus dem dreißigjährigen Krieg.)

Und die Huſaren lieb ich ſehr,
Ich liebe ſehr dieſelben;
Ich liebe ſie ohne Unterſchied,
Die blauen und die gelben.

Und die Musketiere lieb ich ſehr,
Ich liebe die Musketiere,
Sowohl Rekrut als Veteran,
Gemeine und Offiziere.

Die Cavalerie und die Infanterie,
Ich liebe sie alle, die Braven;
Auch hab' ich bei der Artillerie
Gar manche Nacht geschlafen.

Ich liebe den Deutschen, ich lieb' den Franzos,
Die Welschen und Niederländschen,
Ich liebe den Schwed, den Böhm und Spanjol,
Ich lieb' in ihnen den Menschen.

Gleichviel von welcher Heimat, gleichviel
Von welchem Glaubensbund ist
Der Mensch, er ist mir lieb und werth,
Wenn nur der Mensch gesund ist.

Das Vaterland und die Religion
Das sind nur Kleidungsstücke —
Fort mit der Hülle! daß ich an's Herz
Den nackten Menschen drücke.

Ich bin ein Mensch und der Menschlichkeit
Geb' ich mich hin mit Freude;
Und wer nicht gleich bezahlen kann,
Für den hab' ich die Kreide.

Der grüne Kranz vor meinem Zelt,
Der lacht im Licht der Sonne;
Und heute schenk' ich Malvasir
Aus einer frischen Tonne.

Inhalt.

Seite

Der Doktor Faust. Ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst 9

Die Götter im Exil 43

Die Göttin Diana. (Nachtrag zu den Göttern im Exil) 65

Geständnisse. Geschrieben im Winter 1854 75

Ludwig Marcus. Denkworte 121

Die romantische Schule 135

Der Schwabenspiegel 247

Shakespeare's Mädchen und Frauen 259

Briefe aus Berlin 347

Einleitung zur Prachtausgabe des Don Quixote 359

Ueber Polen 377

Vorwort zu A. Weill's Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben 401

Nachtrag zu den Gedichten:

1) Das Hohelied 404

2) Das Lied der Marketenderin 405






3 6105 112 609 008

